DIE GROSSE RAZZIA

BAND II – DER ÄGYPTENFELDZUG



ROBERT CASANOVAS

HISTORISCHER ROMAN



Zusammenfassung

Die große Razzia, Band II — Der Ägyptenfeldzug (1798–1801)

Als zweiter Teil einer vierbändigen historischen Saga über die napoleonischen Kunstraubzüge schildert dieser Roman die spektakulärste aller Razzias: die Ägyptische Expedition. Am 19. Mai 1798 stachen dreihundert Schiffe von Toulon in See. An Bord: eine Armee von vierzigtausend Soldaten und hundertsiebenundsechzig Gelehrten. Ihr Ziel ist geheim. Ihre Mission ist es nur für die Öffentlichkeit. In seinen privaten Aufzeichnungen bezeichnet Berthollet das Unternehmen als Erwerbungsoperation. Bonaparte nennt es wissenschaftliche Expedition. Es sind zwei Namen für dieselbe Wirklichkeit — eine, der der Roman Schritt für Schritt folgt, von der Einnahme Maltas bis zu den Ufern des Nils und bis in die Pariser Ateliers, in denen die Beschreibung Ägyptens entstehen wird. Durch Denons Skizzenbücher, Jomards Theodoliten, Geoffroy Saint-Hilaires Präparatengläser und Berthollets Schweigen enthüllt sich der innere Mechanismus des aufgeklärten Plünderns: die Schönheit der gelehrten Geste und die Gewalt der Razzia, die sie verbirgt. Und am Rand notiert Hassan ibn Youssef — Dolmetscher, Zeuge, Gedächtnis —, was die Männer des Wissens nicht aufschreiben. Am Ende der Reise bleibt eine Frage ohne Antwort: Was ist der Unterschied zwischen dem Fortnehmen einer Sache und dem Fortnehmen ihres Bildes? Der Stein von Rosette ist in London. Die Druckgrafiken sind in Paris. Ägypten selbst bleibt am Ufer seines Flusses.

Der Autor

Robert Casanovas, der bereits „Das gestohlene Zimmer“, „Das Testament war eine Fälschung“ und „Plünderung“ veröffentlicht hat, ist Honorarprofessor mit Aggregation und Mitglied des französischen Schriftstellerverbands. Als Jurist, dem die Geschichte der Kunstsammlungen eine lebenslange Leidenschaft ist, hat er viele Jahre dem Studium der staatlichen Aneignung von Kunstwerken gewidmet. Als Präsident der NGO International Restitutions hat er zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten zu diesem Thema vorgelegt.

ISBN 9782488999274

Die grosse Razzia
Historischer Roman in vier Bänden
Robert Casanovas
casanovas@hotmail.com
Gesetzliche Hinterlegung April 2026 – digitales E-Book und Printausgabe
© 2026 Casanovas. Alle Rechte vorbehalten
ISBN : 978-2-488999-27-4
www.international-restitutions.org

Umschlagbild : Originalgrosse Nachbildung des Steins von Rosette, eingefügt in ein optisches Theater, im Musée Champollion in Vif (Isère, Frankreich) 17. Juli 2022 – Julien Peytard



Deutsche Fassung
Band II
1798–1801 – Der Ägyptenfeldzug
Endgültige Ausgabe, durchgesehen und korrigiert

Vom selben Autor :
Das gestohlene Zimmer (historischer Roman)
Das Testament war eine Fälschung (historischer Roman)
Plünderung (historischer Roman)
Die grosse Razzia – Band I – Die Geburt des Systems (historischer Roman)

HINWEIS

Dieser Roman ist eine historische Fiktion, die auf realen Recherchen beruht. Alle erwähnten Werke wurden tatsächlich bei den französischen Eroberungen zwischen 1794 und 1813 entnommen.

Die meisten Figuren haben wirklich gelebt.

Der Ablauf der Ereignisse zeichnet authentische und belegte Tatsachen nach.

Für die Zwecke der Erzählung können Figuren, Szenen und Dialoge erfunden worden sein.

Die Originalfassung des Romans, verfasst in französischer Sprache, wurde in mehrere Fremdsprachen übersetzt. Die übersetzten Fassungen können sprachliche Fehler, Fehldeutungen oder Ungenauigkeiten enthalten.

INHALTSVERZEICHNIS

Band II

Kapitel I : Der Orient in Waffen

Kapitel II : Die Fahrt den Nil hinauf

Kapitel III : Die Zeit der Gelehrten

Kapitel IV : Der Zusammenbruch und die Heimkehr

DIE GROSSE RAZZIA

Historischer Roman in vier Bänden

BAND II – DER ÄGYPTENFELDZUG (1798–1801)

KAPITEL I : DER ORIENT IN WAFFEN

I – Von Toulon nach Malta

Am Morgen des 19. Mai 1798 hob Claude-Louis Berthollet am Kai von Toulon ein Stück teergetränktes Tauwerk auf und hielt es sich an die Nase. Um ihn herum machten mehr als dreihundert Schiffe unter Kettengerassel und Kommandorufen klar zum Auslaufen.

Das Tau roch nach skandinavischem Kiefernteer, nach dem Salz des Mittelmeers und nach etwas, das er nicht sofort einzuordnen wusste. Ein pflanzliches Harz vielleicht, Mastix von Chios. Er steckte es wieder ein, um es an Bord zu untersuchen. Der Kai vibrierte unter ihm. Dieser Geruch erinnerte ihn an das *Bel Paese*.

1796 hatte Bonaparte ihn mit Gaspard Monge nach Italien geschickt. Ihr Auftrag war es, in den Sammlungen der italienischen Fürsten herauszufinden, was es verdiente, in den Louvre zu gelangen. Sie hatten die Paläste von Mailand, Bologna und Rom durchstreift und dabei Titel und Masse notiert. Die Gemälde waren anschliessend in Kisten gereist, einzeln gerahmt, in Decken verpackt. Manche waren beschädigt angekommen. Andere nicht.

Die Expedition würde dasselbe tun wie in Italien, in grösserem Massstab. Was Bonaparte wissenschaftliche Expedition nannte, nannte Berthollet in seinen privaten Notizen eine Erwerbsoperation. Das Wort war genauer.

Der Unterschied war Ägypten. Italien hatte Sammler, Märkte, Preise. Ägypten hatte Gräber, die seit dreitausend Jahren versiegelt waren.

Auf dem Deck der *Orient*, des Flaggschiffs mit hundertzwanzig Kanonen, sah Bonaparte zu, wie sich die Flotte in Bewegung setzte. Ihr Ziel kannten die Männer nicht.

Monge kritzelte Gleichungen auf den Umschlag seines Notizbuchs, während die Schiffe manövrierten. Er sah nicht zum Kai, noch auf irgendetwas, das sich nicht berechnen liess. Die Mine kratzte auf dem Karton.

Weiter unten, auf dem Zwischendeck C, spannte Edme-François Jomard eine Schnur zwischen zwei Rollen, um die Länge eines Ganges zu messen. Als ehemaliger Schüler des ersten Jahrgangs der Polytechnique, zwanzigjährig, verliess er zum ersten Mal Frankreich. Die Schnur zeigte drei Meter zweiundsechzig an. Er zählte die Spanten, an denen der Gang entlangführte, setzte sein Mass in Beziehung zum Abstand der Spanten und leitete daraus eine Schätzung der Schiffslänge auf wenige Meter genau ab. Niemand hatte ihn darum gebeten.

Joseph Fourier, ein dreissigjähriger Mathematiker, hatte sich in einer Kabine auf dem Oberdeck eingerichtet, mit einem Stapel von Abhandlungen über algebraische Gleichungen, die er während der Überfahrt nicht aufschlagen würde. Was ihn zum Einschiffen bewogen hatte, war weit mehr die Aussicht auf eine ganze Zivilisation, die es zu vermessen galt, als die Feldforschung, von der er keinerlei Praxis hatte.

Dominique-Vivant Denon, Schriftsteller und Diplomat, eingeschifft auf der Fregatte *Junon*, die mit zwei weiteren Fregatten die Spitze des Geschwaders bildete, betrachtete lange den leeren Horizont.

In seiner engen Kabine ordnete er zum dritten Mal seit der Einschiffung sein Material. Zuerst die Skizzenbücher, nach Formaten sortiert. Die Kohlestifte in ihrem Lederetui. Die Federn, die

schwarze und die Bistertinte, die Pinsel in verschiedenen Stärken in einer Leinwandrolle. Diese Ordnung kannte er auswendig, jedes Werkzeug an seinem Platz, wie ein Grammatiker seine Sprache kennt. Sie noch einmal neu zu ordnen gab ihm das Gefühl, etwas in der Hand zu halten. Ägypten hatte in seinem Geist noch immer keine Gestalt. Sein Material dagegen hatte eine. Wenn alles andere schiefging, hatte er wenigstens seine Kohlestifte in Ordnung.

Bonaparte hatte ihn mit einem zehnzeiligen Brief angeworben. *Sie werden die Monumente zeichnen.* Das hatte ihm genügt. Er hatte zugesagt, ohne zu fragen, wohin, wann oder unter welchen Bedingungen.

Die Flotte brauchte mehrere Stunden, um die Reede zu verlassen. Am Ufer wehten noch Taschentücher, als die ersten Segel die Landspitze umfuhren. Denon sah, wie sich das Ufer entfernte.

„Haben Sie Angst?", fragte ihn ein Offizier der *Junon.*

„Angst? Nein, Monsieur. Ungeduld. Das ist ganz und gar nicht dasselbe."

Während die Schiffe das offene Meer gewannen, zeichnete er die Küsten und Inseln im Licht des Morgens. Diese Skizze sollte Jahre später unter den Tafeln der Erstausgabe seiner *Voyage* erscheinen.

Sechs Wochen trennten Toulon von Ägypten, mit einem Zwischenhalt auf Malta. Die Flotte durchquerte das Mittelmeer in relativer Verschwiegenheit und wich Nelson ebenso durch Glück wie durch Disziplin aus.

In den ersten Tagen war die See ruhig. Die Gelehrten überschwemmten die Decks mit ihren Instrumenten und notierten die Windrichtung. Jomard berechnete die Geschwindigkeit der Flotte, indem er die Knoten zählte. Die Naturforscher fischten Exemplare mit dem Netz. Denons Skizzenbücher füllten sich mit geblähten Segeln, dunklen Rümpfen, Spiegelungen auf dem

Wasser. Das Meer zeichnete er nicht so gut wie die Monumente, aber er versuchte es.

Bonaparte dagegen verbrachte seine Tage mit Lesen. Er hatte eine sorgfältig ausgewählte Feldbibliothek an Bord genommen. Die Feldzüge Alexanders, Cäsars Kommentare, die Geschichte des Polybios, die Berichte arabischer Reisender in Ägypten. Er las schnell, knickte die Seiten um und versah die Ränder mit Anmerkungen in enger Handschrift. Monge ertappte ihn eines Morgens dabei, wie er zum wiederholten Mal Volneys Bericht über dessen Reise durch Syrien und Ägypten las, der elf Jahre zuvor erschienen war.

„Volney ist Pessimist", sagte Bonaparte, ohne aufzublicken. „Er hat nur den Verfall gesehen. Wir werden die Quellen sehen."

Bonaparte schloss das Buch und legte es auf seine Knie. Monge erkannte darin einen charakteristischen Zug. Bonaparte las nicht, um widerlegt zu werden. Er las, um Präzedenzfälle für das zu finden, was er ohnehin tun wollte. Monge bestand nicht darauf.

Die Bibliothek der *Orient* war eine Institution für sich. Bonaparte hatte sie wie eine kleine schwimmende Akademie eingerichtet, mit abendlichen Lesungen mit lauter Stimme und Gesprächen über die alte Geschichte Ägyptens. Diese Abende versammelten am Tisch der grossen Kabine die führenden Gelehrten und die Offiziere, die sich für Literatur interessierten. Man las Herodot, man diskutierte über Thukydides, und man endete oft, sehr spät, bei den Ursachen für den Untergang Roms. Bonaparte führte den Vorsitz und griff häufig ein; er bewies eine historische Bildung, die die Professoren des Instituts in Erstaunen versetzte.

„Warum Zivilisationen untergehen, ist mir gleichgültig. Warum sie dauern, das will ich verstehen. Ägypten hat dreitausend Jahre gehalten. Was hält einen Staat drei Jahrtausende lang zusammen?"

Fourier brachte eine Hypothese über die Regelmässigkeit der Nilfluten und die Berechenbarkeit der Ernten vor. Er liebte

historische Beispiele, weil sie abstrakten Ideen das Gewicht der Dauer verliehen. Jahrtausende regelmässiger Überschwemmungen waren ein Beweis, den die Mathematik allein nicht erbringen konnte. Er sah darin eine Zivilisation, die Bewässerung, Architektur und Astronomie gelöst hatte, lange vor der Algebra, die er seinen Studenten lehrte. Er sprach davon eher in Zahlen als in Worten. Berthollet sprach von der Konzentration der Macht in einer zentralen Verwaltung. Denon, an jenem Abend an Bord der *Orient* eingeladen, gestand, er wisse es nicht und zähle darauf, dass die Monumente es ihm sagen würden.

Bonaparte beugte sich zu Berthollet.

„In Italien haben wir mit Fürsten verhandelt. Hier gibt es keine Fürsten. Es gibt nur Gräber und Monumente, die niemand für sich beansprucht. Was wir nehmen werden, hat seit langem keinen lebenden Eigentümer mehr. Das ist ein erheblicher Unterschied."

„Das Fehlen eines lebenden Eigentümers, General, hat noch nie das Fehlen eines Eigentümers bedeutet."

Berthollet hatte es mit leiser Stimme gesagt, und Bonaparte hatte sein Buch bereits wieder aufgenommen. Seit Venedig, seit Mailand wusste Berthollet, dass das gerechte Wort und das wirksame Wort nicht immer dasselbe waren. Das war der Preis der Expedition, den er akzeptiert hatte, als er an Bord der *Orient* gegangen war. Er hielt den Blick noch eine Weile auf die Flamme der Lampe gerichtet, die rauchte.

Am zehnten Tag schlug das Wetter um. Ein Nordwestwind zwang die Flotte, ihren Kurs zu ändern. Die Schiffe zerstreuten sich, ehe sie sich unter dem Befehl von Admiral Brueys wieder sammelten. Soldaten erkrankten. Mehrere Gelehrte ebenfalls, darunter Monge, der zwei Tage lang in seiner Koje lag, bleich, eine Schüssel in Reichweite, zum ersten Mal seit Jahren unfähig, ein Buch aufzuschlagen. Er klagte nicht. Er wartete darauf, dass sein Körper sich herbeiliess, die Arbeit wieder aufzunehmen, und wer ihn kannte, wusste, dass dieses Schweigen keine Gelassenheit war.

Denon zeichnete weiter vom Deck aus, unempfindlich gegen die Seekrankheit. Das Meer hatte ein Blau, das er nie auf einem Gemälde gesehen hatte. Ein heftiges Blau, das nichts mit den Seestücken von Claude Lorrain zu tun hatte. Um dieses Blau wiederzugeben, musste man das Meer anders malen. Er kannte niemanden, der es getan hätte.

Die Frage nach dem Ziel blieb lange unbeantwortet.

Bonaparte hatte an die Offiziere versiegelte Anweisungen verteilt, die erst auf See geöffnet werden durften. Die Soldaten spekulierten. Man hörte die unterschiedlichsten Namen. England, Portugal, Irland, die Antillen, Malta, Indien. Einige, die Bestinformierten, raunten Ägypten, doch dieser Name klang so fern und so unwahrscheinlich, dass nur wenige daran zu glauben wagten.

Einige Tage später liess Bonaparte seine höheren Offiziere wissen, wohin es ging, während die Proklamation an die ganze Armee es erst am 22. Juni, nach Malta, offiziell enthüllen sollte. Ägypten. Die afrikanische Küste des Mittelmeers. Der Nil, die Pyramiden, die Wüsten, die Ruinen von Theben und Memphis. Das Gerücht verbreitete sich rasch unter den Gelehrten. Berthollet dachte sofort an das Wasser des Nils und an das ägyptische Natron. Monge, noch bleich, sagte, er hoffe vor allem, dass man Trinkwasser finden werde. Jomard fragte nichts. Er zog es vor, im Voraus zu wissen, was er sehen würde, und verbrachte zwei Stunden eingeschlossen in seiner Kabine damit, seine Notizen über die antiken Bewässerungssysteme noch einmal durchzulesen.

Denon zog Herodot aus seiner Tasche. Das Buch schlug sich von selbst bei der Erwähnung der Pyramiden auf. Er überflog die Beschreibung des Moirissees, des Labyrinths von Hawara, der Pyramiden von Gizeh, wie der griechische Reisende sie fünf Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung gesehen hatte. Zweitausenddreihundert Jahre trennten Herodot von diesem Augenblick. Die Pyramiden standen noch immer da. Denon klappte das Buch zu, ohne die Seite zu markieren.

Nachdem sie die Küste Siziliens in vorsichtigem Abstand entlanggefahren war, hatte die Flotte Kurs nach Südosten genommen. Die Sonne ging früher auf und später unter, und die Hitze nahm zu. Für viele Soldaten, die nie den Norden Frankreichs verlassen hatten, war dieses Meer schon der Rand der bekannten Welt. Sie blickten mit einer unruhigen Neugier zum Horizont, auf die brennend heisse Reling gestützt.

Die Nacht des achtzehnten Tages war die klarste der Überfahrt. Die Luft hielt noch die Wärme des Tages und roch nach Teer und Salz. Keine Wolke. Ein Mond im letzten Viertel, erst seit kurzem aufgegangen, warf ein kaltes, präzises Licht auf das Wasser. Die weissen Segel der Fregatten leuchteten wie feuchtes Papier. Die schwarzen Rümpfe der Linienschiffe zeichneten scharfe Schatten auf das ruhige Wasser. Man hörte die Wellen kaum – nur das langsame Knarren der Masten, das dumpfe Schlagen der Segel, die den Wind suchten – und, aus sehr weiter Ferne, eine menschliche Stimme oder der Schrei eines Nachtvogels.

Gegen Mitternacht legte ein Boot der *Orient* bei der *Junon* an. Bonaparte hatte sich an diese nächtlichen Rundgänge gewöhnt, allein oder fast allein, während seine Offiziere schliefen, und besuchte manchmal die vorausfahrenden Fregatten. Er gesellte sich zu Denon und stützte sich schweigend lange Zeit auf die Reling.

„Sie zeichnen nachts besser als am Tag."

„Die Nacht tilgt die unnützen Einzelheiten. Es bleiben nur die Formen. Das ist ehrlicher. Dort … – er suchte das Wort – dort ist nichts neu, alles ist schon gesehen worden. Genau gezeichnet? Nichts. Herodot beschreibt die Pyramiden ohne genaues Aufmass. Strabo erwähnt sie, ohne sie zu verstehen. Was ich will, ist, Bilder mitzubringen, von denen man nicht wird sagen können, sie seien ungenau."

Bonaparte antwortete nicht. Das war eine Denkweise, die er verstand. In der Ferne, an Backbord, erkannte man eine dunkle Linie, die die sizilianische Küste oder eine tiefe Wolkenbank sein

konnte. Keiner von beiden fragte den wachhabenden Offizier, was es war.

In derselben Nacht suchte, mehrere Seetage weiter westlich, Nelsons Geschwader die französische Flotte, ohne zu wissen, wo sie sich befand. Hätten die Winde anders geweht, wäre alles, was Denon in seinen Skizzenbüchern mitnehmen würde, mit den Schiffen untergegangen.

Am 9. Juni, nach drei Wochen Seereise, erschienen die französischen Schiffe vor Valletta.

Die Insel Malta, seit 1530 vom Orden des Heiligen Johannes von Jerusalem gehalten, bewachte mit ihren als uneinnehmbar geltenden Festungswerken den Eingang zum östlichen Mittelmeer.

Bonaparte rief seine wichtigsten Generäle und die Gelehrten vor den Festungsmauern zusammen.

„Diese Mauern haben 1565 vierzigtausend Türken widerstanden. Aber die Ritter, die sie heute verteidigen, sind alt, zerstritten und mittellos. Wir werden keine Belagerung brauchen. Es wird genügen, zu landen."

General Louis Desaix, ein Offizier mit dem Profil eines Asketen, der eine der Divisionen der Armee befehligte, ergriff das Wort.

„General Bonaparte, sind Ihre Informationen über die innere Spaltung des Ordens zuverlässig?"

„Die Ritter von Malta sind in rivalisierende Fraktionen gespalten. Der Grossmeister ist schwach. Sie werden nicht kämpfen. Wir werden in Kürze einziehen."

Monge glaubte, eine Frage stellen zu müssen.

„General … Malta befindet sich nicht im Krieg mit Frankreich. Der Orden ist souverän, seit Jahrhunderten anerkannt. Der Papst, die katholischen Mächte … Welche Rechtfertigung werden Sie geben?"

„Monge, mein lieber Freund, du bist Mathematiker. Berechne, wie lange wir uns in Ägypten halten können, wenn die Engländer

unsere Wege sperren. Malta ist der Riegel. Was die diplomatische Rechtfertigung angeht, so ist das nicht deine Sache. Mein Adjutant kümmert sich darum."

Monge schwieg. Er hatte die Grenze begriffen.

Die Landung erfolgte gleichzeitig an mehreren Punkten der Insel und überraschte die Verteidiger. Der Widerstand dauerte zwei Tage. Am 12. Juni kapitulierte Malta.

Die Bestandsaufnahme förderte verblüffende Mengen an Edelmetallen zutage. Genug, um mehrere Monate des Feldzugs zu finanzieren. Denon, der am 14. Juni hatte an Land gehen können, durchschritt den grossen Schatzsaal, den die Kommissare Kiste für Kiste inventarisierten.

Der Reichtum des Ordens bestand zuerst in Geld, aus Silberbarren, Goldmünzen und liturgischem Goldschmiedegerät. Mehrere Millionen Francs nach Berthollets Schätzung.

Doch was ihn fesselte, lag anderswo. In der Sakristei der Kathedrale Sankt Johannes nahmen die Soldaten Gemälde von den Wänden. Das Gewölbe des Kirchenschiffs – ein monumentaler Zyklus von Mattia Preti über das Leben Johannes' des Täufers, unmittelbar auf den Stein gemalt zwischen 1661 und 1666 – war nicht zu nehmen. Zu gross, zu fest. Man liess es. Aber die Staffeleibilder liessen sich mitnehmen.

Er erkannte mehrere Leinwände, darunter Bildnisse von Grossmeistern des Ordens; eine grosse *Auferweckung des Lazarus* der neapolitanischen Schule, die man ohne jede Vorsicht zusammenrollte.

Denon bemerkte auch, was man nicht nahm. Im Oratorium der Kathedrale befand sich die *Enthauptung Johannes' des Täufers*, Caravaggios grösste Leinwand, drei Meter sechzig auf fünf Meter zwanzig aus schwarzem und rotem Sturm. Der Henker beugt sich über den enthaupteten Körper, dessen Blut eine Lache bildet.

In dieses Blut hat der Maler seine Signatur gesetzt, *f. Michelangelo*. Die einzige Leinwand, die er je signiert hat.

Ein Soldat trat heran, um abzuschätzen, ob man sie abnehmen könne. Denon legte ihm die Hand auf den Arm.

„Diese hier kommt nicht weg. Sie wurde für diese Wand gemalt. Auf einem Schiff würde sie sterben."

Der Soldat sah Denon einen Augenblick an, dann die Leinwand, dann zuckte er die Schultern und ging anderswohin. Das Gemälde blieb.

Er notierte in seinem Notizbuch die Masse, das Sujet, die Signatur und blieb dann vor der Leinwand stehen, ohne zu schreiben. Dieses Bild besass eine seltene Eigenschaft : Es musterte seinerseits den Betrachter. Der Henker, der sich über den Toten beugt, oder der Kerkermeister, der den Kopf wendet, schien den zu befragen, der die Szene betrachtete – und du, was nimmst du mit?

Das Goldschmiedegerät des Hospitals des Ordens – Tafelbecken, Leuchter, Ziborien – wurde vollständig beschlagnahmt. Das Hospital von Malta hatte Marmorböden, Wandteppiche, ein Silbergeschirr, das in Europa als einzigartig galt. Es würde zu Barren eingeschmolzen werden. Die Kranken, die hierherkamen, würden aus Zinnnäpfen versorgt werden.

Jede Eroberung bezahlte die nächste – immer derselbe Mechanismus, dachte er, während er einen Leuchter von Hand zu Hand wandern sah.

Es gab auch die *Tenture des Indes*, eine Serie von Wandteppichen, gewebt in den Gobelins nach Kartons, die von Gemälden angeregt waren, welche Prinz Johann Moritz von Nassau-Siegen aus Brasilien mitgebracht hatte, in noch lebhaften Farben, Elefanten, Papageien, tropische Festungen und exotische Hofszenen darstellend. Der König von Frankreich hatte dem Ritterorden gegeben, was das Heer Frankreichs diesmal an Ort und Stelle lassen würde.

Er notierte die Masse. Zwei Meter fünfzig Höhe, fünf Meter Breite ungefähr bei den grössten. Wolle und Seide. Man hätte sie aufrollen können. Man hatte es nicht getan. Den Soldaten hatte die Zeit gefehlt, oder sie hatten ihren Wert nicht erkannt.

„Lassen Sie die Wandteppiche", sagte Denon zu dem Unteroffizier, der die Inventarisierung beaufsichtigte. „Sie kommen aus Frankreich, Ludwig XIV. hat sie dem Orden geschenkt."

Draussen lud man die Kisten in die Boote. Das Gold, das Silber, die bezeichneten Gemälde. Die Bibliothek des Ordens, Tausende von Bänden auf Latein, Französisch, Arabisch, Türkisch, blieb fast vollständig auf ihren Regalen. Kein Platz. Keine Zeit. Die Soldaten der Revolution plünderten schnell. Die Gelehrten lasen auf, was übrig blieb.

Dort gab es Inkunabeln, mittelalterliche Handschriften, Abhandlungen über Navigation und Kartographie, seit dem zwölften Jahrhundert angesammelt. Die Soldaten wussten nichts mit den Büchern anzufangen. Ein Feldwebel fragte, ob sie etwas wert seien. Denon antwortete, ja, manche. Der Feldwebel bemerkte, er habe keine Kisten. Denon fand zwei und legte selbst die ältesten Manuskripte hinein. Etwa hundert Bände, nach Instinkt gewählt, ohne Katalog, allein im Vertrauen auf ein Pergament, das vergilbter war als die anderen. Der Rest blieb auf den Regalen zurück.

Die auf den Regalen gebliebenen Bücher würden dort bleiben. Die Bibliothek des Ordens würde nach dem Abzug der Franzosen zur öffentlichen Bibliothek von Malta werden.

„Flandern war methodisch gewesen, Italien war gelehrt gewesen, Malta war hastig. Jeder Feldzug hatte seine Weise zu plündern, je nach der verfügbaren Zeit und den anwesenden Männern. Ägypten würde etwas anderes sein. Keine Stadt, die in drei Tagen zu leeren wäre, sondern ein Land, das man Monate hindurch durchqueren würde. Die Plünderung würde dort langsam sein." Berthollet notierte es in seinen Beobachtungen, während er den beladenen Booten nachsah, die sich auf die Schiffe zu entfernten.

Die Flotte lichtete am Abend des 19. Juni die Anker. An Deck sah Denon zu, wie Valletta sich entfernte. Eine Stadt aus blonden Steinen, Festungsmauern, die bis zum Meer hinabstiegen, barocke Glockentürme. Er wusste schon, dass er Malta nie wiedersehen würde. In den Laderäumen stapelten sich die Kisten mit dem Gold und dem Silbergeschirr. In seinen Notizbüchern die Befestigungen, die Kathedrale, der Hafen.

Das Gold würde man einschmelzen. Die in den Laderäumen aufgerollten Gemälde würde niemand zurückbringen.

II – Von Alexandria zum Nil

Am 1. Juli, nach einer Überfahrt, während der die Franzosen Nelson mehrmals ausgewichen waren, meldeten die Ausguckposten die flachen Küsten Ägyptens. Ein Geruch nach heissem Sand und Salz. Monge war schon im Morgengrauen an Deck.

„Alexandria. Euklid, Eratosthenes, Ptolemaios. Siebenhunderttausend Bände verbrannt. Seht, was davon übrig ist!“, rief Bonaparte aus.

Monge musterte die Küste.

„Ich hatte … nun ja, etwas anderes erwartet, General. Ein verfallenes Städtchen. Wo sind die Tempel, die Paläste? Die grosse Bibliothek?“

Bonaparte lächelte.

„Verschwunden. Römer, Byzantiner, Araber, Osmanen. Es bleiben nur die Steine. Deshalb sind wir hier.“

Die Landung begann am Abend bei starkem Seegang. Die Boote setzten die Soldaten auf den Untiefen ab. Sie sprangen ins Wasser und wateten in der warmen Dunkelheit zum Strand. Der Geruch erreichte sie vor den Häusern. Salz, erhitzter Stein, Fisch, Rauch einer alten Stadt, die nicht erwartet hatte, überrascht zu werden.

Die Gelehrten gingen am folgenden Tag, am Ende des Tages, an Land, nachdem die Stadt genommen war. Alexandria war nicht

das, was sie gelesen hatten. Zehntausend Einwohner, enge Gassen, Häuser aus Lehmziegeln, die zerbröckelten.

Denon setzte zum ersten Mal den Fuss auf ägyptischen Boden und sah sich mit einer Enttäuschung um, die er nicht zu verbergen suchte.

„Ist es das wirklich? Ruinen und Hütten?“

Die Pompeiussäule erhob sich fünfhundert Meter entfernt, allein im Sandhimmel. Siebenundzwanzig Meter roter Granit aus Assuan auf einem Sockel aus Quadersteinen. Sie hatte mit Pompeius nichts zu tun. Sie war um das Jahr 297 unserer Zeitrechnung zu Ehren des Kaisers Diokletian errichtet worden, nachdem er einen Aufstand der Alexandriner niedergeschlagen hatte.

Der Schaft war monolithisch, ein einziger Block von zwanzigeinhalb Metern Höhe, fast dreihundert Tonnen schwer, vor fünfzehn Jahrhunderten poliert, unter dem Staub beim Berühren noch immer glatt. Das korinthische Kapitell an der Spitze hatte einige Akanthusblätter verloren, blieb aber lesbar. Jomard nahm mit seinen Instrumenten die Masse. Durchmesser an der Basis zwei Meter einundsiebzig; auf den oberen zwei Dritteln etwa zwei Meter fünfzig. Die Säule war leicht verjüngt. Die Handwerker hatten die optische Täuschung berechnet, die den Schaft dem Auge vom Boden aus vollkommen gerade erscheinen liess. Die Rechnung hielt noch immer.

Am Sockel trugen verstreute Blöcke Fragmente hieroglyphischer Inschriften, wahrscheinlich aus einem älteren pharaonischen Tempel gerissen. Die Römer hatten die Tempel für ihre Bauten geplündert, die Araber die römischen Bauten, die Osmanen die arabischen Bauten. Die Pompeiussäule selbst stand auf Steinen, die schon anderswo gedient hatten.

Denon zeichnete die Säule aus drei verschiedenen Blickwinkeln. Von vorn, im Dreiviertelprofil, im Profil von Norden. Das Monument würde dort bleiben, verurteilt, den in den Hafen einlaufenden Schiffen als Orientierungspunkt zu dienen. Seine

Zeichnung würde sich den Tafeln der *Beschreibung* anschliessen und nach Paris gehen, nach London, nach Wien.

Alexandria enttäuschte, zu viele Jahrhunderte überlagerten sich dort. Die Gelehrten blickten schon zum Nil.

Die Einnahme der Stadt hatte etwa hundertfünfzig französische Tote und Verwundete gekostet. Kléber, am Kopf getroffen, hatte überlebt. Bonaparte hatte sein Hauptquartier im Palast des osmanischen Gouverneurs eingerichtet und die Notabeln zusammengerufen, um ihnen in einer ins Arabische übersetzten Proklamation zu erklären, die französische Armee komme, um Ägypten von der Tyrannei der Mamelucken zu befreien und diejenigen zu züchtigen, die den osmanischen Sultan, den Freund Frankreichs, beleidigten.

„Völker Ägyptens", verkündete der Text, „man wird euch sagen, ich käme, um eure Religion zu zerstören. Glaubt es nicht. Antwortet, dass ich komme, um euch eure Rechte zurückzugeben und die Usurpatoren zu bestrafen, und dass ich mehr als die Mamelucken Gott, seinen Propheten und den Koran achte. Auch wir sind wahre Muslime. Sind nicht wir es, die den Papst vernichtet haben, der sagte, man müsse den Muslimen den Krieg erklären? Sind nicht wir es, die die Ritter von Malta vernichtet haben?"

Während Bonaparte die Verwaltung Alexandrias organisierte, begannen die Gelehrten ihre ersten Arbeiten. Denon suchte nach den Spuren ptolemäischer Grösse. Er fand wenige, einige wiederverwendete Blöcke in Ziegelmauern.

Denon verbrachte seine erste Nacht ohne Schlaf. Die Gassen summten weiter von einem nächtlichen Leben, das er noch nie gehört hatte. Stimmen auf Arabisch, streunende Hunde, das Geräusch eines Brunnens in einem unsichtbaren Hof, die Gebetsrufe, die vor der Morgendämmerung von den Minaretten widerhallten. Er setzte sich mit seinem Notizbuch ans Fenster und zeichnete, was er nicht sah, die Ohren führten seine Hand. Die Linien waren unsicher. Er liess sie unsicher bleiben.

Am nächsten Morgen ging er mit Jomard in die Stadt. Dieser trug seinen Theodoliten und nahm an jeder Kreuzung Messungen vor. Denon skizzierte die Fassaden, die Gesichter in den Souks, ein im Staub lagerndes Dromedar, eine Gruppe von Kindern, die den vorüberziehenden französischen Soldaten mit einer Mischung aus Neugier und Misstrauen zusahen. Keiner von beiden sprach Arabisch. Sie verständigten sich mit den Einwohnern durch Gesten und durch Münzen.

„Sehen Sie sich diese Tür an", sagte Denon, ohne den Stift von den geometrischen Mustern des geschnitzten Holzes zu heben. „Nichts hier stammt aus einer einzigen Epoche. Schichten, Tausende von Jahren Schichten, und keine hat die vorhergehende ganz ausgelöscht."

„Das erschwert die Vermessungen", sagte Jomard. „Ein alter Granitblock in der Wand eines Hauses aus dem achtzehnten Jahrhundert … wie datiere ich ihn? Nach dem Block oder nach der Wand?"

„Nach beiden, mein Lieber. Das ist das Lästige, und das ist der Reiz."

Der Fischmarkt hatte Étienne Geoffroy Saint-Hilaire, einem jungen Naturforscher und Mitglied der Kommission für Wissenschaften, etwa zehn Mittelmeerarten offenbart, die er noch nirgends als Exemplar gesehen hatte. Er kaufte mehrere, deren Namen er nicht kannte, packte sie sorgfältig in Salz und liess sie in seine Unterkunft bringen, um sie am Abend zu sezieren. Seine Stubengenossen protestierten gegen den Geruch. Er erwiderte, das Skalpell in der Hand, die Unwissenheit rieche schlimmer.

Berthollet seinerseits interessierte sich für die Färbungen auf dem Markt. Die von den Händlern ausgelegten Stoffe zeigten Farbtöne, die er nicht kannte. Sehr tiefe Indigos, Rottöne, die nicht die Färbung des Krapps hatten, ins Safranfarbene spielende Gelbtöne. Berthollet entnahm Proben gefärbter Fasern, rollte sie in Papier und beschriftete sie sorgfältig.

Bonaparte hingegen hatte keine Musse zum Spazieren.

Es galt, die Garnison zu organisieren, die Beziehungen zu den örtlichen Behörden aufzubauen, die Fragen der Versorgung zu regeln, den Marsch auf Kairo vorzubereiten. Er empfing die Notabeln in einem Lehnstuhl, den er von seinem Schiff hatte herbeischaffen lassen, umgeben von seinen Adjutanten. Sie erschienen mit der Vorsicht derer, die noch immer nicht wissen, ob die Neuankömmlinge bleiben werden.

Die Armee bereitete sich indessen vor. Die Soldaten füllten ihre Feldflaschen, beluden die Maultiere, überprüften ihre Munition. Ägyptische Führer waren angeworben worden. Männer, die den Weg durch die Wüste und die Wasserstellen kannten. Sie sahen diesen Vorbereitungen mit Fatalismus zu. Sie hatten viele Truppen durch diesen Korridor zwischen Meer und Wüste ziehen sehen.

Bonaparte beobachtete die Wüste. Von der Terrasse des Palastes, in dem die Gelehrten untergebracht waren, sah man im Süden die scharfe Linie, wo die Stadt endete und der Sand begann. Eine gerade Linie. Auf der einen Seite die Häuser, die Gärten, die Palmen, die seit langem geordnete menschliche Gegenwart. Auf der anderen nichts. Eine gleichförmige Weite bis zum Horizont, ohne einen Schatten, ohne einen Farbwechsel.

Am 6. Juli gab Bonaparte den Marschbefehl. Zweihundertzwanzig Kilometer trennten die Küste von Kairo. Dazwischen lag die Wüste, und niemand hatte es den Gelehrten deutlich gesagt.

Vierzig Grad im Schatten schon in der ersten Stunde. Kein Wasser zwischen den Brunnen. Soldaten starben im Gehen, ohne den Feind gesehen zu haben. Man starb nicht auf einmal. Man blieb stehen. Man sank auf die Knie. Man stand nicht mehr auf. Die Kolonnen zogen weiter. Niemand brach den Schritt, um bei einem am Boden liegenden Mann zu bleiben.

Bonaparte marschierte oft zu Fuss wie seine Soldaten, in parallelen Kolonnen durch die Wüste. Die Gelehrten, ungeeignet für

dergleichen, folgten, so gut sie konnten. Mehrere wurden ohnmächtig. Denon zeichnete die Landschaften im Gehen.

Monge taumelte, auf einen behelfsmässigen Wanderstock gestützt. Bonaparte, der ihn in diesem Zustand sah, befahl, ihm Wasser aus seinem eigenen Vorrat zu geben.

„Trink, Monge", sagte Bonaparte und reichte ihm seine Feldflasche. „Du musst diesen Marsch überleben."

Monge trank ein paar Schlucke lauwarmes Wasser mit metallischem Geschmack. Beinahe hätte er Danke gesagt, doch er hielt sich zurück. Einem General dankte man nicht für einen Schluck Wasser wie einem Freund. Er gab die Feldflasche zurück. Bonaparte hatte schon woandershin geblickt.

„Alle grossen Unternehmungen haben ihre Prüfungen", fuhr Bonaparte fort. „Alexander, acht Jahre Marsch bis nach Indien. Marco Polo, vierundzwanzig Jahre fern von Venedig. Wir werden durchhalten."

Die Kolonnen kamen durch eine Landschaft voran, in der fast nichts wuchs. Ein paar Dornbüsche. Hin und wieder ein Dorf aus Lehmziegeln. Fellachen, die die Armee von ihren Türen aus vorüberziehen sahen. Die Hitze war anders als alles, was die Soldaten gekannt hatten. Sie stieg vom Boden ebenso auf wie vom Himmel. Die Feldflaschen leerten sich. Man füllte sie an den Brunnen, wenn man welche fand. Das Wasser schmeckte nach Erde und Salz, aber niemand beklagte sich.

Am vierten Tag, gegen Mittag, ging ein Murmeln durch die Kolonnen. Die Soldaten hoben den Kopf. Vor ihnen, jenseits der flirrenden Hitzelinie, zeichnete sich am Horizont ein grüner Streifen ab. Der Nil. Manche begannen zu laufen. Die Offiziere hielten sie nicht zurück. Sie liefen selbst.

Als die ersten Reihen das Ufer erreichten, sanken die Männer auf die Knie ins Wasser, ohne auch nur die Tornister abzunehmen. Sie tranken, wuschen sich das Gesicht, blieben reglos in der Strömung stehen, als weigerten sie sich, sie zu verlassen. Hinter ihnen

kamen weiter die Kolonnen an und wirbelten Staubwolken auf, die aufs Wasser niederfielen.

Denon liess sich mit seinen Kohlestiften am Ufer nieder. Vor ihm die weite, unter der Julisonne schimmernde Wasserfläche, der fruchtbare Streifen von einigen Kilometern intensivem Grün, dann die Wüste, die genau dort begann, wo die Bewässerung endete.

„Sieh, Jomard", sagte Denon zu dem jungen Ingenieur-Geographen, der sich neben ihn gesetzt hatte, um auszuruhen, „da ist es endlich, das wahre Ägypten."

„Vor allem die Linie", sagte Jomard, die Hand als Schirm über den Augen. „Die Palmen, die Felder, dann die Wüste. Wenige Kilometer vom Ufer entfernt. Man könnte sie mit der Richtschnur ziehen."

Alles hing vom Fluss ab. Ägypten war nur ein Korridor aus Wasser in einem Kontinent aus Sand.

Trinkwasser stand nun zur Verfügung. Die Armee schöpfte neue Kräfte. Jomard klappte seinen Messstab auf. Monge schrieb Gleichungen auf seine losen Blätter. Denon schlug sein Skizzenbuch auf. Die Ingenieure studierten die Bewässerungssysteme. Sakias, Schadufs, Verteilungskanäle. Nilwasser, durch die Kraft von Ochsen oder Armen zu Feldern gehoben, die einige Meter höher lagen, mit Techniken, die seit den Pharaonen unverändert und noch immer in Gebrauch waren. Die Botaniker sammelten Dattelpalmen, Sykomoren, Lotos, Papyrus, in Europa unbekannte Aromapflanzen. Geoffroy stopfte Vögel aus – Ibisse, Reiher – und füllte Kisten. Die Fauna des Nils bot sich ihm dar, mit Krokodilen an den Ufern, selten gewordenen Flusspferden, Zugvögeln zu Tausenden.

„Ibisse", rief Geoffroy Berthollet zu und deutete mit dem Kinn auf sie. „Die Ägypter mumifizierten sie. Sie machten aus ihnen den Gott Thot. Die Weisheit, die Schrift. Ein Vogel, den man jeden Morgen am Ufer des Nils sieht."

„Mein lieber Geoffroy, einen Vogel wie einen Gott zu verehren, scheint mir der Gipfel des Aberglaubens. Die Aufklärung hat das überwunden."

Geoffroy antwortete nicht. Er dachte, einen Ibis zu verehren sei wohl nicht blosser Aberglaube, sondern die Gestalt, die die strenge Beobachtung der Natur in einer bestimmten Zivilisation annahm. Die Ägypter hatten bemerkt, dass der Ibis mit den Nilfluten erschien. Sie hatten einen Gott aus ihm gemacht. Die Naturforscher des achtzehnten Jahrhunderts bemerkten dasselbe und machten Gleichungen daraus, eine andere Sprache für dieselbe Aufmerksamkeit. Er behielt den Vergleich für sich und wandte sich wieder seinen Vögeln zu.

Denon hatte schon im ersten Monat zu kaufen begonnen. Seinen Kollegen sagte er nichts davon. Fourier, Monge, Berthollet hatten sich nicht entschieden – wissenschaftliches Sammeln oder persönliche Aneignung – und keiner stellte die Frage laut.

Später, in den Monaten nach dem Einzug der Armee in Kairo am 24. Juli, hatte sich in Sakkara ein Markt eingerichtet, sobald die französischen Soldaten gezeigt hatten, dass sie kauften. Fellachen aus den Nachbardörfern brachten, was sie auf den Feldern und in den Gräbern fanden. *Uschebtis* zu Dutzenden, Skarabäen zu Hunderten, Papyrusfragmente, Amulette, ptolemäische Münzen, grün von Patina. Denon kam morgens, bevor die Hitze das Gehen zur Qual machte. Langsam schritt er zwischen den improvisierten Auslagen umher, Binsenmatten, die auf der Erde lagen, die Gegenstände darauf ausgebreitet. Er hockte sich hin. Wog in der Hand. Betrachtete. Was ihn innehalten liess, war nicht immer das Älteste oder das Spektakulärste. Ein *Uschebti* aus bemaltem Holz, eine Totenfigur von fünfzehn Zentimetern, die Arme über der Brust gekreuzt in der Haltung des Osiris, das Gesicht hieratisch, die blaue Perücke von fein gezogenen goldenen Linien durchzogen. Das Gesicht besass die stille Genauigkeit höfischer Porträts. Jemand hatte es angesehen, jemand hatte gewollt, dass es im Jenseits wiedererkannt würde. Dieser *Uschebti* hatte

dreissig Jahrhunderte lang einen Toten in einer versiegelten Grabkammer begleitet. Nun lag er hier, auf einer Binsenmatte, in Sakkara, unter der Sonne. Der *Uschebti* wurde in einen Lappen gewickelt, und Denon steckte ihn in seine Tasche.

Der Fellache, der ihn dort hingestellt hatte, sagte einen Satz. Denon verstand ihn nicht. Er wandte sich an Hassan, den Dolmetscher, den die Kommission ihm zugeteilt hatte. Hassan hörte zu, sah auf seine Füsse und übersetzte dann mit leiser Stimme.

„Er sagt, es sei das Grab seines Vorfahren."

Hassan kehrte an jenem Abend allein ins Biwak zurück. Er ging am sich leerenden Markt entlang, die Händler waren mit ihren Piastern im Staub des Abends verschwunden. Er blieb an der Stelle stehen, wo der Fellache seine Gegenstände ausgebreitet hatte. Die Matte lag noch da. Eine Mulde im Sand zeigte, wo der *Uschebti* gelegen hatte. Seit vier Jahren Dolmetscher, hatte er für Kaufleute übersetzt, für Notare, für osmanische Offiziere, nun für französische Gelehrte. Er hatte gelernt, dass Übersetzen heisst, zwischen Wörtern zu wählen, die sich niemals genau decken. Den Satz des Fellachen – das Grab seines Vorfahren – hatte er genau übersetzt. Was er nicht übersetzt hatte, war der Ton.

In den folgenden Tagen machte Denon weitere Erwerbungen.

Skarabäen. Einer aus blauer Fayence mit der Kartusche Thutmosis' III., des sechsten Pharaos der XVIII. Dynastie, auf die Unterseite eingraviert mit einer Präzision, die er mit der Lupe prüfte. Das Schachbrett, der Skarabäus, die Sonnenscheibe. Dreitausendzweihundert Jahre, und der Strich war unversehrt. Ein zweiter aus schwarzem Steatit, einen Käfer mit fein ausgearbeiteten Flügeldecken darstellend. Die Ägypter hatten den Skarabäus beobachtet, wie er seine Mistkugel zur Sonne rollte, und darin den Gott Chepre gesehen, der bei Tagesanbruch die Sonne schiebt. Sie hatten ihn in die Gräber gelegt, auf die Herzen der Toten, um die Wiedergeburt zu sichern.

Amulette. Das Udjat-Auge aus türkisfarbener Fayence, das Auge des Horus, von Seth im Kampf herausgerissen und dann wiederhergestellt. Drei Zentimeter, eine aufgemalte Pupille, kosmetische Linien, die das Gefieder des Falken nachahmten. Ein ibisköpfiger Thot aus Lapislazuli, den die Schreiber trugen, damit ihr Schreibrohr zuverlässig bliebe. Eine Sachmet aus dunkelrotem Karneol. Man trug sie, damit Krieg und Seuchen einen verschonten.

Denon kaufte ausserdem zwei Kanopenkrüge aus Alabaster – ein Deckel in Gestalt eines Schakalkopfes, ein anderer in Gestalt eines Pavians –, Hüter der Eingeweide des Toten. Sechzehn Zentimeter hoch, der durchscheinende Alabaster liess das Licht in Honigfarbe hindurch. Papyrusfragmente, bedeckt mit hieratischer Schrift, erworben, ohne zu wissen, was sie sagten.

Was sie sagten, würden die Orientalisten erst Jahre später erfahren. Formeln aus dem *Totenbuch*, Schutzbeschwörungen für den Übergang in die andere Welt. Ein ähnlicher Papyrus, in Theben vom Ingenieur Simonel erworben und später als Papyrus Cadet bekannt, enthält Passagen aus achtunddreissig Kapiteln oder Sprüchen des *Totenbuchs*.

Der Papyrus Cadet würde in das Cabinet des manuscrits der Bibliothèque nationale gelangen, unter der Signatur *Égyptien 1 à 19*.

Doch an diesem Morgen in Sakkara wusste er von alledem noch nichts. Was ihn innehalten liess, kaufte er. Der Markt leerte sich. Die Hitze stieg. Morgen würde es andere Matten geben, andere Gegenstände, andere Geschäfte, von denen er nicht alle Sätze aufschreiben würde.

Eines Morgens, im Morgengrauen, hatte Geoffroy zwölf Seiten Notizen und eine Überzeugung. Das Nilkrokodil und der südamerikanische Kaiman teilten einen so ähnlichen Knochenbau, dass er kein Zufall sein konnte. Diese anatomische Übereinstimmung über Tausende von Kilometern und einen Ozean hinweg

warf eine Frage auf, auf die die Biologie seiner Zeit keine Antwort hatte.

Geoffroy hatte noch mit niemandem darüber gesprochen. Die Idee stiess sich zu sehr an dem, was man in Paris lehrte.

Im November würde Geoffroy in Sakkara Denon bitten, ihm die Tierdarstellungen in den Basreliefs zu zeigen. Sie würden einen halben Tag damit verbringen, die Ibisse der Malereien mit den lebenden Ibissen zu vergleichen. Die Malereien und die Vögel würden einander vollkommen gleichen, als hätten dreitausend Jahre nichts verändert. Denon würde beide nebeneinander zeichnen – den lebenden und den gemalten toten –, ohne zu wissen, welcher dem Original mehr ähnelte.

III – Die Schlacht bei den Pyramiden

Am 21. Juli erblickte die Armee die Pyramiden.

Die dreieckigen Silhouetten zeichneten sich seit etwa zehn Kilometern am Horizont ab. Die Soldaten blieben von selbst stehen. Niemand hatte einen Befehl gegeben. Bonaparte, zu Pferd, betrachtete sie lange.

Dann wandte er sich zu seinen Männern um.

„Soldaten, von der Höhe dieser Pyramiden schauen vierzig Jahrhunderte auf euch herab."

Er gab seinen Generälen ein Zeichen, ohne die Stimme zu senken.

„General Bon, linke Division. General Desaix, rechte Division. Wir rühren uns nicht. Wir lassen sie kommen."

Dann, leiser, nur für sich, den Pyramiden zugewandt.

„Dann lieber als Sieger."

Die Gelehrten wurden mit dem Gepäck und den Verwundeten ins Innere der Infanteriekarrees geschickt. Sie fanden sich eingezwängt zwischen Maultieren und Munitionswagen wieder, in

Schulterhöhe der Soldaten der hintersten Reihen. Monge sah fast nichts.

Von dort, wo er stand, konnte man nur sehen, was sich in Manneshöhe abspielte, die Füsse, die enger zusammenrückten, die Gewehre, die man mit beiden Händen hielt, den Schweiss auf den Nacken. Den Staub, der von Süden aufstieg. Die mamelukische Kavallerie, die sich näherte, noch unsichtbar. Ein Soldat zu seiner Linken murmelte auf Elsässisch. Monge verstand nicht. Der Ton genügte. Er fragte sich, zum ersten Mal seit Toulon, was ein Geometer hier zu suchen hatte, zwischen zwei Maultieren, während eine Kavallerie angriff.

Das Grollen kam vor dem Getrappel der Hufe, ein Beben in der Erde unter seinen Füssen. Dann feuerten die vordersten Reihen, und der schwarze Rauch verhüllte alles. Die Salven folgten einander in regelmässigem Takt. In den Pausen hörte man Schreie – die der Männer, die vom Pferd stürzten.

Was Monge aus dem Inneren des Karrees nicht sehen konnte, sahen die berittenen Offiziere. Murad Bey hatte seine Streitkräfte im Süden aufgestellt, auf der Ebene, die sich zwischen dem am Nilufer verschanzten Dorf Embabeh und den Pyramiden erstreckt. Sechstausend mamelukische Reiter, vielleicht siebentausend, zusammengeballt in wogenden Formationen. Keine Linien. Keine festen Reihen. Eine Kavallerie, die sich ausbreitete wie Wasser auf unebenem Grund. Die arabischen Pferde, kleiner als die französischen Reittiere, galoppierten in Gruppen zu fünfzig, zu hundert und wechselten die Richtung auf das Zeichen eines Anführers, den man nicht sah. Hinter ihnen stieg ockerfarbener Staub auf, bis er den Himmel verdeckte.

Bonaparte hatte seine Divisionen zu fünf grossen Karrees formiert. Fünfundzwanzigtausend Mann von den achtunddreissigtausend, die in Toulon eingeschifft worden waren, in sechs Gliedern Tiefe aufgestellt, die Bajonette nach aussen, die Offiziere im Inneren mit dem Gepäck. Es war die theoretische Formation, die an der École militaire gelehrt wurde, jene, die unter einem

Kavallerieangriff niemals nachgeben sollte. Niemand in der Armee hatte je sechstausend Reiter gleichzeitig angreifen sehen.

Der erste Angriff kam aus Südosten. Etwa tausend Reiter, vom Hauptteil der mamelukischen Armee abgetrennt, hielten geradewegs auf das Karree von Desaix zu. Eine berittene Kriegeraristokratie eher als eine Armee, in der jeder Reiter für seinen eigenen Ruhm kämpfte, ohne gemeinsame Ordnung. Krummsäbel, Pistolen im Gürtel, Karabiner über der Schulter. Manche hatten Kettenhemden, die in der Sonne glänzten. Andere seidene, bestickte Gewänder.

Sie griffen in vollem Galopp an, über dreihundert Meter hinweg. Das Karree von Desaix wartete. Zweihundertfünfzig Meter. Die Offiziere brüllten, die Reihen zu halten. Zweihundert Meter. Die Gewehre hoben sich. Hundertfünfzig Meter. Bonaparte, von seiner Position in der Mitte aus, sah regungslos zu. Hundert Meter. Die Entfernung, auf der ein Infanterist das Gesicht des angreifenden Reiters erkennen konnte. Fünfundsiebzig Meter. Der Feuerbefehl.

Die erste Salve traf den Angriff frontal. Die Kugeln schlugen zuerst in die Pferde, die breiter waren als die Männer, dann in die Reiter, die nach vorn oder zur Seite kippten. Auf fünfzig Meter wurde der Angriff langsamer. Kein abruptes Anhalten. Ein Zerbröckeln. Die Pferde weigerten sich, auf die Bajonette zuzulaufen. Einige versprengte Reiter gelangten bis zum Karree. Sie schlugen mit ihren Krummsäbeln gegen die gekreuzten Gewehre, konnten aber die sechs Glieder Tiefe nicht durchdringen. Die zweite Salve streckte sie aus nächster Nähe nieder.

Die Überlebenden zogen sich zurück. Doch weitere Angriffe folgten. Murad Bey warf seine Schwadronen in aufeinanderfolgenden Wellen vor, in der Hoffnung, eine Lücke in den französischen Formationen zu finden. Jede Welle brach sich an den Gewehren. Nach einer Stunde standen die Karrees noch immer. Der Boden vor den französischen Stellungen war übersät von toten Pferden und verwundeten Reitern. Der Pulverrauch stand

in der reglosen Luft und bildete einen grauen Dunst, der die Pyramiden im Hintergrund verhüllte.

Denon zeichnete blind. Rücken, Gewehre, Rauch, einen Zipfel Pyramide über den Köpfen. Den Nacken des elsässischen Soldaten vor ihm, die Gewehre, die sich hoben und wieder senkten, den beissenden Rauch. Was draussen geschah – die Angriffe, die Salven, die die mamelukischen Schwadronen zerschlugen, der Gegenangriff der französischen Kavallerie –, würde er nicht sehen. Er würde nur den Rauch behalten, die Hitze, den Schweiss und den Lärm.

Als der Kampf seit mehr als einer Stunde andauerte, warf Bonaparte die Divisionen von Bon und Vial zum Sturm auf das befestigte Lager von Embabeh am Nilufer. Die Infanteriekolonnen rückten mit dem Bajonett vor, weniger um den Feind zu verfolgen als um ihm einen Rammstoss zu versetzen, der seinen Zusammenhalt brechen sollte. Die Mamelucken, zwischen den Kolonnen und dem Fluss eingeklemmt, wichen zurück. Manche ertranken beim Versuch, den Fluss zu Pferd zu durchqueren. Andere wurden an den Ufern von der französischen Infanterie erschossen, die sie verfolgte.

Murad Bey begriff, dass die Schlacht verloren war. Seine Reiter, einzeln betrachtet prächtig, vermochten nichts gegen eine disziplinierte Infanterie, die ihre Stellungen hielt. Er gab den Befehl zum allgemeinen Rückzug. Keine zwei Stunden nach Beginn des Kampfes galoppierten die überlebenden Mamelucken nach Süden und überliessen den Franzosen das Schlachtfeld. Sie liessen mehrere tausend Tote zurück. Die Franzosen zählten weniger als dreihundert Tote und Verwundete.

Denon zeichnete die Pyramiden mit den Toten im Vordergrund. Die Triumphgemälde würde man später in Auftrag geben.

Die Armee setzte sich wieder in Marsch, und die Pyramiden kehrten zurück. Nicht so, wie sie am Morgen erschienen waren, ferne Silhouetten im Staub, sondern wie Dinge anderer Natur. Sie wuchsen, je näher man kam, auf eine Weise, die nichts mit

der gewöhnlichen Perspektive zu tun hatte, und hörten auf, mit irgendetwas Bekanntem vergleichbar zu sein. Auf zweihundert Meter Entfernung begriff Denon, dass er sein ganzes Leben damit verbracht hatte, sich Monumente im Massstab eines Menschen vorzustellen. Diese Pyramiden waren im Massstab einer Idee errichtet worden, die die Erbauer davon hatten, was Bestand haben sollte. Sie waren gewaltig, schamlos in ihrer Grösse. Kein europäisches Bauwerk war damit vergleichbar.

Jomard, der junge Polytechniker, holte seine Messinstrumente hervor und begann mit seinen ersten Aufnahmen. Die Zahlen, die er an diesem Abend notierte – Länge der Basis, Neigungswinkel der Flächen, geschätzte Höhe –, waren nur ein Entwurf, den er 1799 bei der Vermessung der Pyramiden von Gizeh methodisch wieder aufnehmen würde.

Denon betrachtete die Pyramiden, dann die Armee, die zu ihren Füssen lagerte. Diese Monumente wogen Millionen Tonnen. Sie würden nirgendwohin gehen. Aber die Gegenstände, die sie enthielten, waren eine andere Sache. Die Statuetten der Grabkammern. Die Papyri. Die Skarabäen aus Fayence. Alles, was eine Hand aufheben und in eine Feldkiste legen konnte.

Die Nacht senkte sich rasch über das Plateau von Gizeh. Die Soldaten entzündeten ihre Biwakfeuer. Das orangefarbene Licht der Flammen rötete den Fuss der Steine. Denon blieb lange stehen, nachdem Jomard sich auf seiner Decke ausgestreckt hatte, die Augen offen zum Himmel gerichtet.

Nach Mitternacht nahm er seine Kohlestifte und näherte sich der Grossen Pyramide. Die Wachposten hielten ihn nicht auf. Man hatte sie unterrichtet, dass dieser Zivilist mit dem Notizbuch überall herumspazierte und keine Schwierigkeiten machte. Er ging am Fuss entlang, bis er einen Winkel fand, in dem der Mond die Westseite unmittelbar beschien. Die Blöcke waren höher als ein Mann. Zwei, drei Blöcke erklommen, setzte er sich auf den vierten.

Der Stein war noch warm. Nicht die diffuse Wärme der Luft. Eine eigene, innere Wärme, als hätte die Kalksteinmasse die Sonne des Tages aufgesogen und gäbe sie langsam in die Nacht zurück. Die Handfläche flach aufgelegt. Mehr als hundertdreissig Meter Stein über ihm, unsichtbar im Dunkel. Er sah nur die untersten Blockreihen, die ins Schwarze aufstiegen.

Denon versuchte zu zeichnen. Der Mond gab genug Licht, um die Fugen zwischen den Steinlagen zu unterscheiden, die leichte Unregelmässigkeit der von Hand behauenen Oberflächen, den tiefen Schatten der Zwischenräume. Die Horizontlinie, dort gezogen, wo die Pyramide den Himmel schnitt, die aufeinanderfolgenden Blockreihen, die in Stufen emporstiegen. Einfacher als die Zeichnung des Tages, ohne Rauch vor dem Notizbuch.

Jomard fand ihn dort gegen ein Uhr morgens. Er zog sich auf den Nachbarblock hinauf, betrachtete die Skizze im Notizbuch, dann die Pyramide, dann wieder das Notizbuch. Denon sprach endlich.

„Eine gewonnene Schlacht, und in tausend Jahren … Murad Bey, der nach Süden davonjagt, wer wird das wissen? Sehen Sie sie an. Sie hat hundert wie die unsere gesehen. Sie zählt sie nicht."

„Unsere Notizbücher werden es niederschreiben", sagte Jomard. „Was, streng genommen, nicht dasselbe ist, wie sich daran zu erinnern."

„Notizbücher. Und Pyramiden. Das ist es, was von den Siegen bleibt, mein Lieber."

Jomard antwortete nicht gleich. Er suchte mit den Augen die Spitze, die man nicht sah.

„Ich habe heute Abend berechnet, dass die Grosse Pyramide etwa zwei Millionen dreihunderttausend Blöcke enthält. Hätten die Arbeiter zehn Stunden am Tag gearbeitet, dreihundertfünfundsechzig Tage im Jahr, zwanzig Jahre lang, hätte man ungefähr alle zwei Minuten einen Block setzen müssen, ohne Unterbrechung. Keine Pause. Kein Fehler. Zwei Millionen Mal. Was mich

beunruhigt, ist, dass die Rechnung aufgeht. Sie haben genau das getan, was sie sich vorgenommen hatten."

In der Ferne flackerten die Biwakfeuer der Soldaten in der Ebene. Irgendwo im Nordosten schlief Kairo.

Denon betrachtete die Skizze ein letztes Mal. Die Linie der Pyramide gegen den nächtlichen Himmel, schlicht, absolut. Nie hatte er etwas gezeichnet, das so schwer zu verfehlen war.

Jomard stand auf, klopfte sich den Staub von der Hose und stieg wieder zum Lager hinauf.

Am nächsten Morgen drang Jomard mit Monge und Denon in die Grosse Pyramide ein. Sie betraten sie durch den Gang, den im neunten Jahrhundert der Kalif al-Mamun hatte brechen lassen. Ein Tunnel im Mauerwerk, so eng, dass man gebückt vorwärtsgehen musste, die rauchenden Fackeln in der Hand. Die Hitze des Vortags hatte das Plateau verlassen. Der Stein war kalt.

Im aufsteigenden Gang begegneten sie einem Soldaten, der herabkam. Ein junger Mann, vielleicht achtzehn, die Fackel in der linken Hand, die rechte Hand geschlossen. Er drückte sich an die Wand, um sie vorbeizulassen. Jomard bemerkte, was die rechte Hand hielt. Einen Skarabäus aus blauer Fayence, gross wie eine Walnuss, gefunden in einer Seitennische. Der Soldat sah ihn an. Jomard ebenso. Keiner von beiden sagte etwas. Statuetten würde Denon später in seinem eigenen Gepäck mitbringen. Zwischen der Tasche des Soldaten und den Kisten der Gelehrten ahnte Jomard bereits, dass es nur einen Unterschied des Grades geben würde. Der Soldat ging weiter zum Ausgang, die rechte Hand noch immer geschlossen.

Die Grosse Galerie liess sie innehalten. Siebenundvierzig Meter Länge, achteinhalb Meter Höhe, die Wände aus poliertem Kalkstein stiegen in Kragsteinschichten dem First entgegen. Der Gang setzte sich in sechsundzwanzig Grad Neigung zur Königskammer fort. Bei erhobener Fackel reichte das Licht nicht bis

zum Scheitel, und man sah nur die beiden Wände, die sich im Dunkel einander näherten.

„Sehen Sie sich das an“, sagte Monge, die Nase zu den Wänden erhoben. „Die Römer bauen Gewölbe, die Ägypter Kraggewölbe – dasselbe Problem, meine Freunde, dasselbe! Und sie kannten einander nicht.“

„Bis auf ein paar Jahrtausende“, erwiderte Denon. „Dieser Gang ist zweitausendsiebenhundert Jahre älter als das Pantheon in Rom.“

Monge ging voran und zählte seine Schritte. Er hatte ein graduiertes Seil mitgenommen, das er hinter sich abrollte, und notierte bei jedem Richtungswechsel die genaue Länge. Denon hielt die Wasserwaage.

In der Königskammer machten sie Halt. Der leere Sarkophag nahm die westliche Hälfte der Kammer ein. Ein monolithischer Trog ohne Deckel, ohne Inschrift, ohne Verzierung. Jemand hatte die Nordostecke zu unbestimmter Zeit abgeschlagen. Die Plünderer hatten sonst nichts übrig gelassen.

Jomard vermass den Raum in allen drei Dimensionen. Länge, zehn Meter fünfzig. Breite, fünf Meter zwanzig. Höhe, fünf Meter achtzig. Die Zahlen notiert, prüfte er sie, notierte sie erneut. Dann berechnete er das Verhältnis von Länge zu Breite. Nahe an zwei zu eins. Nahe am doppelten Quadrat.

„Sehen Sie. Zwei zu eins, beinahe genau. An den Zufall glaube ich kaum. Eine Geometrie der Proportionen, die wir wiederentdecken … Sie haben sie nicht niedergeschrieben. Sie haben sie gebaut.“

Auf dem Rand des leeren Sarkophags sitzend, zeichnete Monge den Raum im Licht seiner Fackel. Dieser Sarkophag hatte etwas enthalten. Oder vielleicht nichts. Vielleicht war er immer leer gewesen. Wahrscheinlich war die Kammer selbst das Grab und nicht der steinerne Kasten. Niemand wusste es. Kein

Hieroglyphenzeichen schmückte die Wände, um es zu sagen. Hätte es welche gegeben, hätten sie sie nicht lesen können.

Nach zwei Stunden stiegen sie wieder an die Oberfläche. Die Morgensonne schlug auf das Plateau von Gizeh. Monge setzte sich auf einen Kalksteinblock und schloss einen Moment die Augen. Er dachte an den Raum dort unten. Seine absolute Stille, seine vollkommene Finsternis, der leere Sarkophag, der dort jahrhundertelang darauf gewartet hatte, dass jemand die Hände auf ihn legte. Als er die Augen wieder öffnete, liess ihn das Licht das Gesicht verziehen.

Jomard öffnete sein Notizbuch. Unter den Zahlen der Königskammer fügte er in weniger gedrängter Schrift drei Sätze hinzu. „Man betritt eine Pyramide, wie man einen Satz betritt, dessen Anfang und Ende man nicht versteht. Der Sinn ist da, geordnet, genau. Aber uns fehlt die Sprache."

Am Nachmittag, während Denon seine Aufnahmen der Ostseite beendete, entfernte sich Jomard in Richtung Süden des Plateaus. Den Sphinx aus der Ferne zu sehen, das war sein Wunsch gewesen, bevor er sich ihm näherte. Er blieb in dreihundert Metern Entfernung stehen und schaute.

Der Kopf ragte am Horizont aus dem Sand, vor dem hitzeweissen Himmel ausgeschnitten. Die Proportion war beunruhigend. Zu gross für einen Menschen, zu klein für ein Monument, etwas dazwischen, das keiner ihm bekannten Kategorie entsprach. Er hielt die Silhouette mit Präzision fest. Vier Linien. Der Bruch der verstümmelten Nase. Der Rand des Nemes. Die gestreifte Haartracht, die das Gesicht rahmte. Der Schatten auf dem Sand.

Beim Näherkommen kamen die Einzelheiten hinzu. Der blassgelbe Kalkstein, zermürbt von Jahrtausenden sandbeladenen Windes. Die geologischen Schichten waren im Fels zu erkennen. Der Sphinx war aus der natürlichen Felswand herausgehauen worden. Die Arbeiter waren den Lagen des Steins gefolgt, wie ein Bildhauer der Maserung des Holzes folgt. Die halb verwitterten Ohren bewahrten noch ihre Form. Die Augen waren nun

Höhlungen, doch die erhabenen Brauen zeigten, dass man sie absichtlich hatte aushöhlen müssen.

Jomard setzte sich in den Sand, am Fuss des Kopfes, in den schmalen Schatten, den dieser am späten Nachmittag warf. Es war um diese Stunde der einzige kühle Ort auf dem Plateau. Das Gesicht von unten gezeichnet, aus dem Winkel, den noch kein Maler dargestellt hatte, dem Winkel dessen, der am Fuss des Monuments sitzt und den Blick hebt.

„Müssen zurück ins Lager, Bürger", kam ein Soldat des Schutzdetachements ihm sagen. Jomard hob die Hand, ohne sich umzudrehen, und rührte sich nicht. Der Soldat entfernte sich mit einem Achselzucken. Es blieb noch Licht für etwa zwanzig Minuten.

Er dachte an das, was der Sphinx bewachte. Oder bewachen sollte. Die alten Ägypter hatten ihn, wie man später erfahren würde, Hor-em-akhet genannt, Horus im Horizont. Der Falkengott, der zugleich die aufgehende Sonne war. Dieses Gesicht blickte nach Osten, genau nach Osten, der Sonne beim Aufgang entgegen – eine astronomische Berechnung, mit einer Genauigkeit ausgeführt, die seine eigenen Instrumente nur bestätigen würden.

Alles hier war Absicht. Nichts war um der blossen Verzierung willen dekorativ. Jedes Verhältnis, jede Ausrichtung, jedes gewählte Material folgte einer Logik, die die Erbauer im Kopf hatten und die zu erklären sie nicht für nötig gehalten hatten, weil ihre Nachfolger sie ebenfalls kannten. Dann waren die Nachfolger verschwunden, und die Logik mit ihnen, und es blieb nur der Stein, präzise und stumm, unter dem Bleistift eines zwanzigjährigen Ingenieurs.

Als das Licht nicht mehr ausreichte, erhob er sich und betrachtete das Gesicht noch einmal. Die fehlende Nase schmälerte den Ausdruck nicht. Wenn es denn ein Ausdruck war. Auf Gelassenheit hätte er nicht geschworen. Er schüttelte den Sand von den Rockschössen und machte sich auf den Weg zum Lager.

Die Einnahme Kairos am 24. Juli ging erstaunlich schnell vonstatten. Die Tore der Stadt öffneten sich ohne ernsthaften Kampf, denn die örtlichen Behörden zogen es vor zu verhandeln, statt sich einer Armee entgegenzustellen, deren Feuerkraft sie soeben gesehen hatten. Bonaparte zog an der Spitze seiner Truppen in die Hauptstadt Ägyptens ein und durchquerte Gassen, in denen die Bevölkerung vorsichtshalber in den Häusern blieb.

Das Staunen der Soldaten angesichts Kairos war allgemein. Nach Tagen in der Wüste und dem Marsch entlang des Nils entdeckten sie eine Stadt von dreihunderttausend Einwohnern. Ihre wimmelnden Basare, ihre unzähligen Moscheen, ihre Gärten mit Palmen und Orangenbäumen, ihre Brunnen. Für die meisten von ihnen war es die grösste und fremdartigste Stadt, die sie je gesehen hatten.

Geoffroy Saint-Hilaire durchstreifte das Viertel Khan el-Khalili noch am Abend des Einzugs. Er zeichnete im Gehen, notierte im Vorübergehen. Die Stadt erschien ihm als eine vollständige, in sich stimmige Welt, geordnet nach einer Logik, deren Schlüssel er noch nicht besass. Es würde Monate dauern, bis er zu verstehen beginnen würde.

Khan el-Khalili war seit dem vierzehnten Jahrhundert das Handelsherz Kairos. Ein Labyrinth überdachter Gassen, in denen sich Goldschmiede, Weber, Gewürzhändler, Buchhändler, Kupfer- und Messingschmiede drängten. Geoffroy irrte seit einer Stunde dort umher, das Notizbuch aufgeschlagen, unfähig, seine Zeichnungen zu fixieren, weil die Bewegung nie zum Stillstand kam. Die Gesichter, die Stoffe, die Waren. Alles folgte zu schnell aufeinander.

Ein alter Händler für arabische Kalligrafie bemerkte ihn und winkte ihn in seinen Laden. Geoffroy nahm an. Der Mann breitete vor ihm Blätter aus, bedeckt mit Zeichen, die er nicht lesen konnte, deren ästhetischen Wert er aber sogleich erkannte. Die geschwungenen Linien, die diakritischen Punkte, gesetzt mit einer Präzision, die ebenso sehr Zeichnung wie Schrift war. Er

kaufte drei für eine bescheidene Summe. Der Händler schenkte ihm ein viertes zur Begrüssung.

Diese Geste traf ihn, nach den Schiessereien von Alexandria und dem spürbaren Misstrauen der Strassen. Darin lag keine Sympathie für Frankreich. Vielmehr Gastfreundschaft, wie sie in diesem Land bestand, vor den Franzosen, vor den Osmanen, sogar vor den Arabern. Der alte Mann war schon zu seinen Schreibrohren zurückgekehrt.

Jomard, pragmatischer, interessierte sich sogleich für die Ausmasse der Stadt. Dreihunderttausend Einwohner, das war mehr als die Hälfte der Bevölkerung von Paris. Doch verteilt auf eine weit kleinere Fläche, in engen Gassen, die nur zwei Eseln nebeneinander Platz liessen. Er notierte die Breiten der Strassen, die ungefähren Höhen der Fassaden, das Verhältnis zwischen bebauten Flächen und Innenhöfen. Diese Angaben würden ihm später für seine demografischen Schätzungen dienen.

Bonaparte hingegen sah Kairo als ein Verwaltungsproblem. Dreihunderttausend Einwohner, die es mit einer Armee von fünfundzwanzigtausend erschöpften Soldaten zu regieren galt. Das Verhältnis war nicht günstig. Man brauchte einheimische Verbündete, eine Verwaltung durch Stellvertreter, eine geliehene Legitimität. Er begann noch am Abend des Einzugs in die Stadt zu arbeiten, während seine Soldaten vor Erschöpfung zusammenbrachen.

Monge und Berthollet fanden sich im Hof eines verlassenen Palastes zusammen und tranken ägyptischen Kaffee, serviert von einem Diener, den die Intendantur erst an jenem Morgen angestellt hatte.

„Nun denn, da sind wir!“, sagte Monge und hob seine Tasse. „Sechs Wochen auf See, Malta, die Wüste, eine Schlacht … und dieser Kaffee, kosten Sie diesen Kaffee, dick wie eine Sauce. In einem Mamelucken-Palast!“

„Das Wesentliche steht noch aus“, sagte Berthollet, ohne seine anzurühren.

„Was denn?“

„Zu begreifen, was wir vor uns haben. Dieses Land … Der Rest – die Eroberung – war der leichte Teil, Monge.“

Monge stellte seine Tasse ab und betrachtete den Hof. Eine Palme, das steinerne Becken, die Sterne über den Mauern. Zweiundfünfzig Jahre lang hatte er geglaubt, dass die Wissenschaft die Welt öffne. Sie öffnete sie tatsächlich, und er hatte nicht vorhergesehen, dass das Furcht einflössen könnte. Kairo schlief immer noch nicht. In den benachbarten Strassen richtete sich die Armee für die Nacht ein. Gerufene Befehle, Pferde, das dumpfe Geräusch abgesetzter Kisten.

IV – Die Schlacht von Abukir

Am 1. August griff Nelson die französischen Schiffe in der Bucht von Abukir an. Der Kampf dauerte eine Nacht. Am Morgen waren elf von dreizehn Linienschiffen versenkt oder erbeutet worden. Die *Orient*, das Flaggschiff, war explodiert.

Die französische Flotte lag seit den ersten Julitagen in Linie in der flachen Bucht von Abukir vor Anker und wartete auf die Befehle von Admiral Brueys. Dreizehn Schiffe, Seite an Seite verankert, die Steuerbordseiten dem Meer, die Backbordseiten dem Land zugewandt. Es war die klassische Aufstellung einer Flotte vor Anker, jene, die eine Flanke schützt, indem sie sich ans Ufer lehnt. Brueys hatte diese Position gewählt, weil der Hafen von Alexandria zu seicht war. Er glaubte, Nelson könne nur frontal angreifen.

Doch Nelson hatte die Schwäche dieser Aufstellung erkannt. Wenn die Bucht tief genug für dreizehn Schiffe war, dann war sie auch tief genug, um zwischen diesen Schiffen und der Küste hindurchzufahren. Die Franzosen hatten sich zur offenen See hin geschützt. Sie hatten ihre Backbordflanke ungedeckt gelassen,

in dem Glauben, niemand würde sich in die Untiefen wagen. Nelson wagte es.

Der Angriff begann um achtzehn Uhr dreissig, als die Sonne zum Horizont hinabsank. Dreizehn Linienschiffe zu vierundsiebzig Kanonen und die *Leander* mit fünfzig liefen in die Reede ein, doch die *Culloden* lief auf der Untiefe auf und nahm am Kampf nicht teil. Fünf davon, auf Initiative von Kapitän Foley, fuhren zwischen der französischen Linie und der Küste hindurch. Die anderen griffen von der See her an. Die Franzosen sahen sich zwischen zwei Feuern eingekeilt, ihre Backbordkanonen nutzlos, weil sie nicht vorgesehen hatten, auf dieser Seite zu kämpfen.

Die Schlacht spielte sich in der zunehmenden Dunkelheit ab. Die ersten französischen Schiffe der Linie, überrascht, wurden überwältigt, ehe sie ihre an Land verstreuten Mannschaften zurückrufen konnten. Die *Guerrier*, die *Conquérant*, die *Spartiate* wurden aus nächster Nähe von den britischen Kanonen zusammengeschossen. Um zwanzig Uhr war es stockfinstere Nacht. Man kämpfte nur noch im Schein der Kanonenschüsse, der Flammen, die von den beschädigten Decks aufstiegen, und, später, des Mondes, der über dem Mittelmeer aufging.

Die *Orient*, das Flaggschiff mit hundertzwanzig Kanonen, lag in der Mitte der französischen Linie. Es war das grösste der Welt, 1791 in Toulon gebaut. Brueys hatte dort befehligt, verwundet, hatte sich aber geweigert, seinen Posten zu verlassen, bis eine Kugel ihn tötete. Um einundzwanzig Uhr brach auf dem Achterdeck, wo Farb- und Öltöpfe herumstanden, ein Feuer aus und griff auf die unteren Decks über. Das Feuer breitete sich bis zu den Pulverkammern aus. Die Matrosen versuchten zu löschen, doch die Pumpen waren durch den früheren Beschuss zerstört worden.

Um zweiundzwanzig Uhr explodierte die *Orient*. Die Detonation war von Alexandria aus zu sehen, mehr als zwanzig Kilometer entfernt. Eine Feuersäule stieg hundert Meter hoch in den nächtlichen Himmel. Der Knall hallte über die ganze Küste. Zehn

Minuten lang feuerten weder die Briten noch die Franzosen weiter. Brennende Trümmer fielen auf das Meer zurück. Leiber von Matrosen wurden in die Luft geschleudert und stürzten Hunderte Meter vom Schiff entfernt ins Wasser. Von der *Orient* blieb nichts. Von tausend Mann Besatzung fischte man nur eine Handvoll Überlebender auf.

Nach der Stille begann der Kampf von Neuem. Die überlebenden französischen Schiffe versuchten sich zu verteidigen, doch sie waren eingekreist, ihre Mannschaften dezimiert. Bei Tagesanbruch des 2. August waren elf französische Schiffe zerstört oder erbeutet. Nur zwei entkamen auf die offene See, die *Guillaume Tell* und die *Généreux*. Sie würden nach Malta fliehen. Die anderen waren versenkt, an der Küste gestrandet oder in den Händen der Briten.

Die Schlacht von Abukir war Nelsons grösster Seesieg, und das Mittelmeer wurde wieder britisch. Die französischen Verluste beliefen sich auf mehrere tausend Tote, Verwundete oder Gefangene. Die Briten hatten kein einziges Schiff verloren.

Ohne Flotte war die französische Armee in Ägypten gefangen. Keine Verstärkung, kein Nachschub, keine Rückkehr. Achtunddreissigtausend Soldaten und einhundertsiebenundsechzig Gelehrte, von der Welt abgeschnitten.

Die Nachricht erreichte Bonaparte am 14. August auf dem Weg nach Kairo, bei der Rückkehr von Salhieh, durch einen Stabsoffizier, den Kléber ihm aus Alexandria entsandt hatte. Gleich nach seiner Ankunft in der Hauptstadt berief er einen Kriegsrat ein.

„Brueys hat die Flotte in der Bucht von Abukir vor Anker gelegt, statt sie in Alexandria in Sicherheit zu bringen. Nelson hat bei Nacht angegriffen. Die Flotte ist vernichtet. Das ist unsere Lage."

Caffarelli – zweiundvierzig Jahre alt, Geniegeneral, seit der Belagerung von Mannheim mit einem Holzbein, die Offenheit wie

eine Berufskrankheit – stellte die Frage, die alle auf den Lippen hatten.

„General Bonaparte, wie lautet die langfristige Strategie? Wie lange bleiben wir hier?“

Bonaparte zögerte.

„Wir beherrschen den Nil, Caffarelli. Ägypten wird unsere Armee ernähren. Malta hat uns genug gegeben, um durchzuhalten. Wir hängen nicht vom Direktorium ab. Wir machen weiter. Die Armee des Orients ist von Frankreich abgeschnitten – nun gut, dann sind wir eben gezwungen, Grosses zu vollbringen. Zur See nicht? Dann eben zu Land. Syrien, die Türkei. Oder wir bleiben hier, bis sich die Umstände ändern.“

„Also Gefangene“, sagte Monge mit einem kleinen Lachen, das nicht zündete. „Für wie lange?“

Berthollet, stoischer, suchte nach einem Präzedenzfall.

„Alexander ist elf Jahre ausserhalb Makedoniens geblieben, Monge. Man bemitleidet ihn kaum. Unsere Arbeit hier wird uns überdauern … Halten Sie sich daran.“

Nach dem Rat traf Caffarelli Fourier im Korridor des Palastes und hielt ihn mit einer Hand am Arm zurück. Caffarelli war der einzige General der Armee, der vor den Zivilisten nichts vorspielte. Der einzige auch, der nicht um Erlaubnis bat, eine unangenehme Frage zu stellen.

„Sie haben Bonaparte gehört. Er hat den Befehl gegeben weiterzumachen. Was halten Sie davon?“

„Ich denke, er hat keine Wahl. Und er weiss es.“

„Und wir?“

„Wir auch nicht.“

Caffarelli antwortete nichts. Er liess Fourier los und ging zu seinen Offizieren zurück, sein Holzbein hallte auf den Steinplatten.

Das ganze Unternehmen hing nun daran, dass ein Admiral am falschen Ort vor Anker gegangen war.

Die Nachricht von der Zerstörung der Flotte gelangte auf unterschiedliche Weise zu den Gelehrten, je nach ihrer Stellung in der Hierarchie des Lagers. Einige erfuhren sie von einem Stabsoffizier, der den Hof überquerte. Andere von einem ägyptischen Diener, der Soldaten hatte sprechen hören.

An diesem Abend ging Jomard, bevor er in sein Quartier zurückkehrte, zu den Nebengebäuden im Norden des Palastes von Hassan Kachef, wo die Sammlungen lagerten. Laterne und handschriftliches Inventar in der Hand.

Die Kisten waren da, die von seiner Hand beschrifteten Kisten und die offiziellen Sammlungen von Monge und Berthollet. In der nordwestlichen Ecke, an der Rückwand, dreiundzwanzig Kisten ohne Etikett. Keine Seriennummer. Kein Name eines Kommissars. Gewöhnliches Holz, hastig mit schräg eingeschlagenen Nägeln verschlossen. Er versuchte, eine davon anzuheben. Zu schwer für einen einzelnen Mann. Seine Finger glitten in eine Fuge zwischen den Brettern. Leinwand. Etwas Hartes dahinter. Er erzwang die Öffnung nicht. Er hatte sie vor diesem Abend seit Beginn der Expedition dreimal gesehen. Das erste Mal in Alexandria, ohne darauf zu achten. Sie standen dort zwischen anderen Kisten. Das zweite Mal einige Tage zuvor, als er gekommen war, um die Sammlungen im Laternenlicht zu überprüfen. Das dritte Mal am Vortag. Sie hatten sich nicht bewegt, und niemand hatte sie beansprucht. Sie existierten ausserhalb des Systems. Ausserhalb der Formulare, der Vollmachten, der Inventarbücher. Sie waren der Teil der Expedition, der keinen Namen hatte.

Er vermerkte die Existenz dieser dreiundzwanzig Kisten in seinem persönlichen Journal, am Fuss einer Seite, mit dem Datum und diesem Vermerk : „Herkunft unbekannt. Inhalt ungeprüft.“ Er sprach mit niemandem darüber. Diese Kisten würden jemandem gehören. Jemand würde sie beanspruchen, oder auch nicht.

Am folgenden Nachmittag ging Jomard zum Gewürzmarkt von Khan el-Khalili, um zu sehen, ob die Neuigkeit in der Stadt bekannt war. Auf den ersten Blick deutete nichts darauf hin. Die Händler verkauften. Die Käufer kauften. Die Preise für Pfeffer und Zimt hatten sich gegenüber der Vorwoche nicht verändert.

Ein Tuchhändler, den er vom Sehen kannte, winkte ihn heran. Der Mann sprach einige Worte auf Arabisch, deutete zum Himmel, dann zum Meer im Norden, dann machte er eine Geste mit den zusammengelegten Händen, die er jäh auseinanderriss. Er hielt sie einen Moment offen, die Handflächen leer, über den Baumwollrollen.

„Sie wissen es", sagte Jomard zu seinem Dolmetscher.

„Seit gestern Abend. In den Souks sind die Nachrichten schneller als die Kuriere. Sie sagen, die französische Flotte sei vernichtet worden. Und dass Sie jetzt hier gefangen sind."

„Und was halten sie davon?"

Der Dolmetscher wechselte einige Sätze mit dem Händler. Dann wandte er sich wieder ihm zu.

„Er sagt, die Franzosen seien nicht die Ersten, die in Ägypten in der Falle sässen, auch die Mamelucken hätten geglaubt, sie würden bleiben, der Nil werde weiterfliessen, wenn Sie fort seien, und ausserdem, falls Sie Stoff kaufen wollten, mache er Ihnen ein gutes Angebot, und zwar heute."

Jomard kaufte ein Stück indigoblauen Stoff. Nicht aus einem nützlichen Grund, sondern weil die Farbe schön war und er an diesem Tag etwas Konkretes getan haben wollte.

In den folgenden Stunden beschäftigte ihn eine andere Frage mehr. Wie würden seine eigenen Notizbücher, Denons Zeichnungen, Geoffroys Sammlungen nach Frankreich gelangen?

Als es Abend wurde und die Nachricht sich vollends in der Stadt verbreitet hatte, fanden sich die Gelehrten im Innenhof des Palastes zusammen. Niemand hatte vorgeschlagen, sich dort zu

versammeln. Sie waren da, einer nach dem anderen, getrieben von demselben Bedürfnis, mit der Nachricht nicht allein zu bleiben.

Berthollet kam wenige Minuten später mit einem Rechenblatt in der Hand. Er setzte sich, legte das Blatt auf die Knie und sagte ohne Umschweife zu Monge :

„Ich habe die verfügbaren Vorräte geschätzt. Mehl, Öl, Reis, Trockenfleisch. Bei ordentlicher Rationierung kann die Armee sechzehn Monate ohne äusseren Nachschub durchhalten. Wir werden nicht verhungern. Das ist immerhin etwas."

„Der Hunger ist es nicht, was mich beschäftigt", sagte Monge. „Es ist eher …"

„Ich weiss. Aber den Hunger kann ich berechnen."

Fourier sass abseits, unter dem Portikus, und hatte kein Wort gesagt. Was die Worte nicht fassen konnten, vertraute er der Mathematik an. Der Verlust der Flotte war ein Problem mit mehreren Variablen – die Vorräte, die Verstärkungen, die möglichen Rückzugswege –, dessen Gleichungen sich entzogen. Er suchte sie trotzdem. Es war seine Art, Angst zu haben.

„Und unsere Sammlungen?", sagte Geoffroy. „Wie kommen die heim?"

Niemand antwortete sofort. Jeder hatte sich die Frage gestellt. Keiner hatte der Erste sein wollen, der sie aussprach.

„Die Notizbücher passen in unsere Taschen", sagte Jomard. „Messungen, Notizen, Skizzen. Einige Kilo pro Mann, nicht mehr. Das kann alles überstehen."

„Und die Kisten?", sagte Geoffroy. „Meine Präparate. Berthollets Proben. Die Töpferwaren, die Papyri, die Statuetten. Was schwer ist."

Berthollet legte sein Blatt mit den Berechnungen hin.

„Was schwer ist, ist verwundbar. Das müssen wir zugeben. Wenn die Engländer das östliche Mittelmeer beherrschen, könnte alles, was wir einschiffen wollten, aufgebracht werden."

Eine Katze lief über die Steinplatten und verschwand unter dem Säulengang. Irgendwo in der Stadt begann der Muezzin den Nachtruf. Eine lange, gewundene Stimme, die einer Melodie folgend stieg und fiel, welche Geoffroy seit dem 1. Juli jede Nacht gehört hatte und die ihm noch immer fremd vorkam.

„Bonaparte hat gesagt, wenn das Meer … nun ja, dass wir über Syrien heimkehren würden, wenn wir nicht über das Meer zurückkönnten", sagte Monge.

„Bonaparte sagt vieles", erwiderte Berthollet. „Im Augenblick tut er recht daran. Die Armee muss daran glauben."

Sie blieben eine Stunde im Hof, ohne etwas zu beschliessen.

Sie erhoben sich einzeln und gingen jeder in sein Zimmer. Sie hatten nichts anderes zu tun.

Geoffroy setzte sich an seinen Arbeitstisch und schrieb.

„Wir haben die Flotte vor vierzehn Nächten verloren, ohne es zu wissen. Ich sage ‚wir', weil es das richtige Wort ist. Dieser Verlust ist ein gemeinsamer, auch wenn ich nicht in Abukir war, auch wenn ich kein Seemann bin. Was ich mit der Flotte verloren habe, ist die Gewissheit, dass das, was ich hier gesehen habe, nicht nach Frankreich zurückkehren wird, oder jedenfalls nicht in einer Gestalt, die ich gewählt hätte. Meine Notizbücher, meine Tafeln, die siebzig Arten von Fischen, Vögeln und Reptilien, die ich seit Alexandria auf den Märkten und bei den Fischern zusammengetragen habe. All das ist nun Geisel einer militärischen Lage, auf die ich keinerlei Einfluss habe."

Er hielt inne. Las noch einmal. Strich den letzten Satz durch. Zu weinerlich. Geoffroy begann von vorn.

„Was mich heute Abend beschäftigt, ist nicht die Angst. Ich glaube nicht, dass wir hier sterben werden. Bonaparte wird etwas finden, er findet immer etwas. Was mich beschäftigt, ist eine

abstraktere Frage. Wozu dient das Zeugnis, wenn der Zeuge nicht heimkehren kann? Die Tafeln, die ich vom Krokodil, vom Ibis und von den Fischen des Nils angefertigt habe, haben nur Wert, wenn jemand sie sieht. Eingeschlossen in einer Kiste in Kairo haben sie nicht mehr wert als die Tiere, die sie darstellen."

Er liess die Tinte trocknen.

Seine Notiz- und Tafelbücher wogen zusammen etwa zehn Kilogramm. Die Präparate in ihren Gläsern und Holzkisten etwa vierzig Kilogramm. Ein Mann konnte zwölf Kilogramm auf dem Rücken über einen langen Marsch tragen. Vierzig Kilogramm erforderten ein Pferd oder ein Maultier. Die Pferde und Maultiere der Armee standen für die persönlichen Sammlungen eines zivilen Naturforschers nicht zur Verfügung.

Er stellte die Liste dessen auf, was er selbst würde tragen können, sollte die Lage es verlangen. Die Notizbücher, mit absolutem Vorrang. Seine Sezierinstrumente – Skalpelle, Scheren, Pinzetten – einige Kilogramm. Von den Präparaten die kleinsten und kostbarsten, die Vogelbälge, die Reptilienschädel, die getrockneten Fische, ein mumifizierter Ibis. Was in eine Ledertasche passen würde.

Der Rest – die grossen Fische in Gläsern, die Krokodile, die Säugetierschädel – würde zurückbleiben. Wenn man zu Fuss über Syrien aufbrach, wie Bonaparte davon sprach, konnte man keine Gläser auf den Rücken eines Mannes laden, der durch die Wüste marschierte.

Diese erzwungene Auswahl lehrte ihn etwas, das er nicht vorhergesehen hatte. Seit der Abreise glaubte er, Ägypten zu dokumentieren, um es nach Frankreich zu bringen. Was er mitbringen würde, hing weniger davon ab, was er ausgewählt hatte, als davon, was sich physisch befördern liess. Die Geschichte, die man über ein Land erzählt, ist die Geschichte dessen, was heimkehren konnte.

Er schrieb eine letzte Zeile.

„Wenn diese Notizbücher dich erreichen und ich nicht, dann haben sie allein die Reise gemacht. Das ist vermutlich die beste Art zu reisen. Gegenstände sind leichter als Menschen."

Er faltete das Blatt und schob es in das erste Notizbuch, zwischen die Seiten von Toulon. Dann blies er die Lampe aus und wartete auf den Tag.

V – Das Institut d'Égypte

Drei Wochen nach Abukir, am 22. August 1798, neunundzwanzig Tage nach der Einnahme Kairos, gründete Bonaparte per Dekret das Institut d'Égypte.

Das Institut hatte den offiziellen Auftrag, das Land in allen seinen Dimensionen – natürlich, historisch, wirtschaftlich – zu erforschen und die Fragen zu beantworten, die die Militärverwaltung nicht allein zu lösen wusste. Das Institut tagte im Palast von Hassan Kachef. Bonaparte war sein Vizepräsident, Monge sein Präsident. Alle fünf Tage versammelten sich die Gelehrten im grossen Saal und nahmen ihre Arbeiten wieder auf.

Monge leitete die erste Sitzung.

Er hatte darstellende Geometrie an Handwerkersöhnen gelehrt, die zugleich mit den Kegelschnitten das Lesen lernten. Die École polytechnique war gegründet worden, damit Verdienst an die Stelle der Geburt trat. Für ihn war Ägypten weniger eine Eroberung als der Beweis für die Fähigkeit des revolutionären Frankreich, hervorzubringen, was die Monarchien niemals hervorbringen würden, eine wissenschaftliche Expedition im Herzen eines Feldzugs.

Er eröffnete die Beratungen mit wenigen Worten.

„Wir sind hier, um zu verstehen, meine Freunde. Nicht um zu erobern – andere besorgen das sehr gut. Ich bitte Sie, das niemals zu vergessen."

Geoffroy, der in der letzten Reihe sass, notierte den Satz.

Bonaparte kam oft. Die Gelehrten schätzten es, von jemandem angehört zu werden, der die Macht innehatte.

„Meine Herren, Ägypten war das zivilisierteste Land der Welt. Drei Jahrtausende Geschichte, begraben. Graben Sie sie aus. Messen Sie, zeichnen Sie, sammeln Sie. Und das Ägypten von heute ebenso – die Wissenschaft dient den Lebenden, oder sie dient zu nichts."

Anfang Oktober kehrte Denon, der der Armee seit Alexandria gefolgt war und am Abend der Schlacht die Pyramiden gesehen hatte, zurück und verbrachte mehrere Tage damit, sie aus allen Blickwinkeln zu zeichnen. Jomard erklomm mit ihm den Gipfel der Grossen Pyramide. Eine halbe Stunde Kletterei über Blöcke, die ihnen bis zur Brust reichten, die Handflächen aufgeschürft. Von dort oben die Wüste im Westen, das Niltal im Osten, Kairo im Nordosten.

„Ganz Ägypten mit einem Blick", murmelte Jomard.

„Ja… Sehen Sie das Licht auf der Ostseite. Von hier aus werde ich meine Perspektiven auf allen vier Seiten festlegen können."

Sie vermassen die Überreste des Tempels des Ptah, des Schöpfergottes von Memphis. Im Staub lagen die Fragmente eines Kolosses aus rosa Granit, ein Handgelenk so breit wie ein Baumstamm, Beinstücke, ein Kopf, die man später der Regierungszeit Ramses' II. zuschreiben würde.

Die Arbeit war mühsam. Die Statue war in mehrere Stücke zerbrochen, die verstreut im Gras lagen. Die Masse mussten durch Addition rekonstruiert, die Lücken ausgeglichen, die fehlenden Teile geschätzt werden.

Gegen Mittag flüchtete sich Jomard in den Schatten des Kopfes, der fast zwei Meter hoch war, den lauwarmen Granit im Rücken.

Er betrachtete das Gesicht. Der Mund war leicht lächelnd, von jenem Lächeln, das man den Kolossen des Neuen Reiches dreizehn Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung meisselte, weder

wohlwollend noch drohend. Die Nase war abgeschlagen worden, wahrscheinlich von mittelalterlichen Soldaten, die glaubten, eine Macht zu zerstören, indem sie das Gesicht zerstörten. Die Uräusschlange – die königliche Kobra auf der Stirn, Zeichen göttlicher Herrschaft – war herausgerissen worden, es blieb nur der Abdruck. Das Nemes-Kopftuch war unversehrt, seine parallelen Streifen unter dem Staub zu erkennen.

Auf dem Gürtel – in Hüfthöhe, dort, wo die zerbrochenen Beine den Rest mit sich genommen hatten – entdeckte Jomard eine Kartusche. Zwei langgezogene Ovale, von einer durchgehenden Linie umschlossen, die Königsnamen, die noch niemand lesen konnte.

Der Kopf konnte nicht fortgeschafft werden. Er wog mehrere Tonnen. Er war aus einem einzigen Block rosa Granit gehauen worden, gebrochen in den Steinbrüchen von Assuan.

Ein alter Mann, der im Schatten des kolossalen Kopfes hockte, sah Jomard schon eine Weile zu. Ein Wächter vielleicht, oder einfach jemand, der sich vor ihm dorthin gesetzt und nicht gerührt hatte. Jomard zeigte ihm sein Notizbuch, das Schema der Berechnungen. Der alte Mann sprach, aber Jomard verstand nicht. Dann nahm er einen Zweig und zog im Staub, neben dem Fuss der Statue, zwei parallele Linien und drei schräge Striche quer darüber. Ein Schema. Anders als seines, aber erkennbar, eine bewegte Last auf einer schiefen Ebene. So verharrten sie eine Weile, zwei Männer und zwei Schemata im Staub. Der eine hatte die Instrumente. Der andere hatte das Gedächtnis. Jomard rechnete im Kopf. Die ganze Statue hatte vor ihrem Sturz achtzig Tonnen gewogen. Auf einer Barke. Die Barken des Nils waren bekannt. Flache, leichte Fahrzeuge, die höchstens acht Tonnen tragen konnten. Wie beförderte man achtzig Tonnen auf dem Wasser?

Natürlich nicht auf einer einzigen Barke. Auf mehreren, zu einem schwimmenden Floss zusammengefügt, miteinander verbunden, die Statue auf Balken gelagert, die sie mit allen Fahrzeugen

verbanden. Die Rechnung ergab, dass mindestens zehn Barken von Standardgrösse in enger Formation aneinandergebunden werden müssten.

Zehn Barken. Hunderte Meter Tauwerk. Hunderte Männer. Um eine Statue bis zu einem Tempel zu befördern.

Die technische Leistung, schwierig, aber machbar, erstaunte ihn weniger als der Entschluss, sie zu versuchen. Zu beschliessen, achtzig Tonnen über neunhundert Kilometer Wasser zu befördern, setzte eine Gewissheit voraus. Die Gewissheit, dass das Ergebnis die Mühe wert war, dass die Statue in tausend Jahren noch dort stehen würde, dass das Reich, das der Pharao zu verherrlichen suchte, dauern würde.

Das Reich hatte nicht gedauert. Die Statue lag im Staub, zerbrochen, aber da, messbar.

Jomard fragte sich, ob die Grösse des alten Ägypten nicht weniger in dem lag, was es vollbracht hatte, als in dem, was es für jene zu hinterlassen vorgesehen hatte, die weit später kommen würden. Er spitzte seinen Bleistift am Granitknie.

Denon kam vorbei, das Skizzenbuch unter dem Arm, und blieb vor ihm stehen.

„Sie meditieren?“

„Ich messe. Was auf dasselbe hinausläuft.“

Anfang November zählte Berthollet zusammen, was seit Juli getan worden war. Hunderte gefüllter Notizbücher, Tausende von Exemplaren, Abhandlungen über Geologie, Bewässerung, Mumifizierung, Landwirtschaft, Sprachen. Mehr als drei Monate Arbeit, die in einem einzigen Register Platz fanden.

Desaix verfolgte Murad Bey seit Ende August in Oberägypten. Bonaparte beschloss, ihm einen Zeichner zu schicken, um die thebanischen Monumente zu erforschen; eine grössere

Kommission würde erst im Herbst 1799 folgen. Denon meldete sich freiwillig und sollte Anfang Dezember aufbrechen.

Die Frage der Sammlungen war bereits allen peinlich, und niemand wollte sie entscheiden. Die Gelehrten sammelten Naturalien – Mineralien, ausgestopfte Tiere, getrocknete Pflanzen – mit dem stillschweigenden Einverständnis Bonapartes, der darin die Grundlagen eines künftigen ägyptischen Museums in Paris sah. Die Antiquitäten waren etwas anderes. Das Einverständnis wurde dort schwerer einzugestehen.

Geoffroy Saint-Hilaire kehrte vom Fischmarkt von Embabeh zurück, mit acht Arten, die er noch nie gesehen hatte.

Die Sektion eines unbekannten Fisches war für ihn ein Gespräch. Schnitte, Beobachtungen, Aufzeichnungen, Vergleich mit seinen anatomischen Erinnerungen an europäische Arten. Der innere Aufbau der Fische war von einer Art zur anderen bemerkenswert beständig. Dieselben Organe an denselben Stellen, mit Abweichungen, die unterschiedliche Lebensweisen widerspiegelten. Ein Grundfisch hatte die Augen anders gelagert als ein pelagischer Fisch. Aber der zugrunde liegende Plan war ähnlich.

Diese Beständigkeit des anatomischen Plans durch die Vielfalt der Arten hindurch, das war es, was er zu erahnen begann, ohne es schon formulieren zu können. Wenn die Arten getrennt erschaffen worden waren, wie es die herrschende Lehre behauptete, weshalb teilten sie dann einen so genauen Plan? Die Antwort – dass sie von einem gemeinsamen Vorfahren abstammten – war ein gefährlicher Gedanke. Cuvier, Professor am Muséum d'histoire naturelle, würde ihn verwerfen. Die Akademie würde ihn scheel ansehen.

Der vierte Fisch lag offen auf dem Brett, als Denon eintrat, schon ein Taschentuch vor der Nase.

„Immer noch bei Ihren Fischen? Ihr Saal riecht wie die Fischhalle."

„Elefantenfische. Der Nil, die grossen Flüsse Afrikas. Dort, unter dem Schwanz – elektrische Organe. Die Fische Amazoniens haben ähnliche, entwickelt in achttausend Kilometern Entfernung, ohne jeden Kontakt. Ein Zufall? Nein. Ein anatomischer Zwang, glaube ich."

Unter den acht Arten, die er an diesem Morgen mitgebracht hatte, hielt ihn eine sofort fest. Er hatte sie einem Fischer abgekauft, der nicht begriff, weshalb der Franzose sich für diesen gewöhnlichen Fisch interessierte.

Der Fisch wurde in sein Beobachtungsbecken gesetzt, eine Schale aus gebranntem Ton, gefüllt mit Nilwasser. Er war etwa sechzig Zentimeter lang, braungolden, bedeckt mit Schuppen, dick wie gegliederte Schilde. Langsames Schwimmen, mit der Würde eines Reptils.

Was Geoffroy innehalten liess, waren die Brustflossen.

Keine flachen, strahlenförmigen Flossen wie bei allen Fischen, die er seit seinem zwanzigsten Lebensjahr seziert hatte. Fleischige, gelappte Anhänge, getragen von einer inneren Struktur, die einer Gliedmasse ähnelte.

Er verbrachte die Nacht damit, den lebenden Fisch zu untersuchen, dann ihn zu sezieren. Die Flosse barg einen langen, zentralen Knochen, von dem Strahlen ausgingen und der ganz wie ein Oberarmknochen aussah. Dieser Fisch, den er *Polypterus bichir* nennen würde, stand in keiner Verbindung zu den Fischen Amazoniens. Und doch teilten seine Flossen denselben anatomischen Grundplan. Im Morgengrauen hatte sich das Wasser in der Schale rosa gefärbt.

Geoffroy schrieb am folgenden Abend an Cuvier. Cuvier war in Paris. Die Expedition war ihm zu riskant, zu ungewiss erschienen. Ihre Briefe kreuzten sich mit monatelanger Verspätung auf den Meeren.

„Mein lieber Freund", schrieb Geoffroy, „ich habe hier etwas gefunden, das allein unsere Reise rechtfertigen würde. Einen Fisch,

der aussieht, als hätte er Arme. Keine Arme, natürlich, Flossen. Aber einen inneren Plan, der einem Gliedmassenplan gleicht und der derselbe ist, genau derselbe, bei Arten, die sich niemals gekreuzt haben können. Ich weiss noch immer nicht, was ich davon halten soll. Aber es kann kein Zufall sein."

Cuvier antwortete auf diesen Punkt monatelang nicht. Als er antwortete, sagte er, die Ähnlichkeiten bedeuteten keinen gemeinsamen Ursprung. Gott könne sehr wohl denselben Plan unter verschiedenen Umständen verwendet haben.

VI – Der Aufstand von Kairo

Jomard hatte schon in den ersten Oktobertagen 1798 begonnen, ein Journal der Stadt zu führen. Kein Tagebuch – dazu hatte er nicht die Veranlagung –, sondern eine Aufnahme, geschätzte Einwohnerzahlen je Viertel, Bebauungsdichten, Gassenbreiten, Fassadenhöhen, Flächen der Märkte. Hinzu kamen Beobachtungen über die Verkehrsströme, die Öffnungszeiten der Souks, die Geographie des Wassers, die Brunnen und ihre Becken.

Am Abend des 20. Oktober, am Vorabend des Aufstands, war er mit seiner Laterne ausgegangen, um den Platz Ezbekiyeh zu vermessen. Der Platz war das Herz der französischen Präsenz in der Stadt. Dort hatte Bonaparte sein Hauptquartier eingerichtet, dort fanden die Märkte, die offiziellen Feste, die Truppenversammlungen statt. Die Einwohner Kairos überquerten ihn meist, ohne sich aufzuhalten, den Blick auf halber Höhe, den Schritt rasch.

Er mass die Winkel des Platzes und notierte die Entfernungen mithilfe einer geeichten Schnur, als er bemerkte, dass eine Gruppe von Männern, die an einem Brunnen sassen, ihm bei der Arbeit zusah.

Einer von ihnen stand auf und trat näher. Er sprach einige Worte auf Arabisch, die Jomard nicht verstand. Dann deutete er auf die Messschnur und sagte einen weiteren Satz. Jomard deutete ihn als Frage danach, was er da tue.

Er zeigte ihm den Teilplan des Platzes, den er gezeichnet hatte. Der Mann prüfte ihn aufmerksam, drehte das Notizbuch um, hielt es auf Armeslänge von sich. Dann sagte er einen Satz zu seinen Gefährten. Sie lachten. Ein Lachen, das nicht spöttisch war, eher überrascht.

Jomard erfuhr nie, was sie gesagt hatten. Sie hatten, so vermutete er, ihren Platz in der Zeichnung wiedererkannt. Wahrscheinlich hatte ihnen noch nie jemand die eigene Stadt von oben gezeigt. Oder vielleicht lachten sie, weil der junge Franzose mit seiner Schnur etwas zu messen versuchte, das gar nicht gemessen werden musste.

Am 21. Oktober 1798 brach die latente Feindseligkeit der Bevölkerung Kairos aus. Der Funke war eine neue Steuer auf Grundbesitz gewesen. General Dupuy, der Platzkommandant, wurde von der Menge getötet.

Im Morgengrauen fielen Tausende Aufständische, bewaffnet mit Säbeln, Lanzen und Knüppeln, in die Strassen Kairos ein. Vereinzelte Soldaten wurden niedergemacht, enthauptet. Die aufständischen Viertel, in denen die Wut seit drei Wochen reifte, verbarrikadierten sich.

Bonaparte, der sich damals in Alt-Kairo befand, erfuhr im Laufe des Vormittags vom Aufstand. Da Menschenansammlungen ihm die Stadttore versperrten, musste er einen Umweg machen und gelangte nur durch das Bulaq-Tor zurück in die Stadt. Er befahl allen verfügbaren Truppen, die Stadt Viertel um Viertel zurückzuerobern.

„Diese Rebellion muss unverzüglich niedergeschlagen werden", rief er seinen Generälen zu. „Zeigen wir die geringste Schwäche, sind wir vor dem Abend dezimiert. Feuer auf jede feindliche Ansammlung, ohne Warnung."

Die Artillerie beschoss die aufständischen Viertel. Die Häuser aus ungebrannten Ziegeln stürzten in Staubwolken ein. Die Infanteristen durchkämmten die Strassen. Die Al-Azhar-Moschee

wurde gestürmt. Eine Schändung, die die gesamte muslimische Bevölkerung Ägyptens mit Entsetzen erfüllte.

Die Niederschlagung dauerte drei Tage. Bonaparte ordnete die Hinrichtung aller lebend ergriffenen Anführer der Revolte an. Mehrere Nächte lang wurden sie in der Zitadelle enthauptet, und die Leichen wurden in den Nil geworfen.

Denon hatte das Ende der Niederschlagung nicht abgewartet, um hinauszugehen. Sein ägyptischer Diener, ausser sich vor Angst, riet ihm, ins Haus zurückzukehren. Er beachtete es nicht.

In den Strassen des Viertels, in dem er wohnte, sah er Gruppen bewaffneter Männer, brennende Läden. Der Geruch von Rauch und darunter etwas anderes, das er erkannte und nicht benannte. Ein französischer Soldat lag tot in einer Gasse. Frauen schrien aus den Fenstern. Ein Kind rannte. Die überrumpelte französische Armee brauchte lange, um ihre Antwort zu organisieren.

„Gehen Sie nach Hause, um Himmels willen", rief ein Offizier, als er ihn mit seinem Skizzenbuch erblickte. „Es ist nicht der Augenblick zum Zeichnen."

„Im Gegenteil, es ist genau der Augenblick. In fünfzig Jahren wird niemand wissen, was hier geschehen ist, wenn niemand es festhält."

Nach einer Stunde kehrte er schliesslich heim und beobachtete das weitere Geschehen vom Fenster seines ersten Stocks aus. Französische Soldaten umzingelten in einer Gasse eine Gruppe von Aufständischen. Eine Moschee öffnete ihre Tore, um die Flüchtenden aufzunehmen.

Denon schloss das Fenster. In den Strassen hielten die Schüsse an. Im Institut, wenige hundert Meter entfernt, erlebten die anderen Gelehrten denselben Tag auf andere Weise.

Niemand hatte den Gelehrten befohlen, im Institut zu bleiben. Im Getümmel der Kämpfe hatte sich Bonaparte nicht um ihre Bewegungen gekümmert. Es bedurfte keines Befehls. Französische Soldaten, zweihundert Meter entfernt massakriert,

bewaffnete Aufständische in allen Vierteln, seit dem Morgengrauen unaufhörliche Schüsse genügten, um sie eingeschlossen zu halten.

Fourier liess sich mit seinen Heften im grossen Saal des Instituts nieder und arbeitete an seinen Gleichungen. Er dachte, ohne daraus eine Theorie gemacht zu haben, darüber nach, wie sich die Wärme in Körpern ausbreitet. Sie breitet sich nach genauen und unveränderlichen Gesetzen aus. Aufstände breiten sich nicht nach solchen Regeln aus. Ein Grund mehr, die Physik vorzuziehen.

Gegen Mitternacht kam Jomard mit einer Laterne zu ihm.

Berthollet trat gegen drei Uhr morgens ein, ohne sich angekündigt zu haben. Er setzte sich und sah den beiden anderen eine Weile bei der Arbeit zu.

„Was berechnen Sie?“, fragte er Fourier.

„Wie sich die Wärme in einem nicht homogenen Medium ausbreitet. Die Gleichungen habe ich noch nicht.“

„Nützlich. Das Gebäude links brennt seit heute Morgen. Mit etwas Glück sagen Ihre Überlegungen voraus, ob unseres vor Tagesanbruch getroffen wird.“

„Arbeiten Sie weiter“, fügte er beim Hinausgehen hinzu. „Das ist noch das Einzige, was unsere Anwesenheit hier von einer … nun ja. Von einer gewöhnlichen Besetzung unterscheidet.“

Sie arbeiteten schweigend bis in den frühen Morgen, jeder an seinen eigenen Berechnungen, während draussen die Stadt brannte. Jomard musste den Docht seiner Laterne zweimal putzen.

Monge hingegen schrieb einen Brief an seine Frau. Seit Abukir gab es keine regelmässige Post mehr. Er schrieb ihn trotzdem. Was er in diesem Brief schrieb, würde nie jemand erfahren. Bekannt war, dass er ihn sorgfältig versiegelte und dann bis zur Abreise aus Ägypten, zehn Monate später, in seiner Jacke trug.

Am 24. Oktober verliessen die Gelehrten vorsichtig das Institut. Drei Tage lang hatten sich die meisten von ihnen verbarrikadiert und den Schüssen gelauscht. Mehrere Viertel waren nur noch rauchende Ruinen.

Denon ging hinaus in die verwüsteten Strassen und zeichnete.

Zumindest versuchte er es. Vor ihm ein eingestürztes Haus, die Fassade von einer Kanonenkugel weggerissen, verkohlte Holzbalken quer über der Strasse, ein Kinderschuh im Staub. Er zog die Firstlinie dessen, was noch stand. In Gizeh hatte er die Pyramiden aus allen Blickwinkeln gezeichnet. In Malta hatte er die Werke gezeichnet, die man fortschaffte, und jene, die man zurückliess. Denon hatte stets geglaubt, Zeichnen heisse Zeugnis ablegen, und Zeugnis ablegen sei neutral. Der Stift ergriff keine Partei. Was existiert hatte, war festgehalten. Nichts weiter.

Aber dieses Haus hier hatten französische Soldaten zerstört. Die Artillerie der Armee, in der er mitreiste. Von der er abhing, um zu essen, sich zu bewegen, zu arbeiten. Diese Ruinen würden, einmal gezeichnet, zum Dokument einer Unterdrückung, die seine Anwesenheit hier gewissermassen billigte.

Denon zeichnete trotzdem, aus Reflex mehr als aus Überzeugung. Die Seite füllte sich. Als er das Notizbuch schloss, hätte er nicht sagen können, ob die Geste notwendig oder unwürdig gewesen war, oder beides. Er hatte Asche bis zu den Handgelenken.

Weiter hinten in der Gasse lag eine geschnitzte Holztür, aus den Angeln gerissen. Ein aufgebrochener Souk-Laden, die Regale umgestürzt, eine Kupfertruhe offen und leer. Denon dachte an den Palast von Hassan Kachef, an die Kommissare, die ihre Listen füllten. Dieselbe Geste, nur ohne Kriterien und Urteilsvermögen. Hier sagte man plündern, dort sammeln. Mit dem Fuss schloss er den Deckel der Truhe.

Hassan schritt vor ihm her, um den Weg zu bahnen. In der Nähe der Ibn-Tulun-Moschee trafen sie auf zwei französische Soldaten, die gerade den Laden von Webern ausräumten. Die Stoffe kamen

bündelweise aus der Tür und wurden auf einer hölzernen Schubkarre gestapelt. Seidenstoffe, gefärbte Baumwolle, weisses Leinen, das für die grossen Tage aufbewahrt worden war. Einer der Soldaten nahm einen Webstuhl von seiner Wandhalterung.

Die Besitzerin stand im Rahmen der hinteren Tür, eine schwarz gekleidete Frau. Sie sah zu, ohne zu sprechen. Kein Flehen, kein Schreien. Nur die Augen, die jedem Bündel folgten. Der Soldat kam mit der Schubkarre an ihr vorbei, und sie wich genau einen Schritt zurück, nicht mehr und nicht weniger.

Hassan blieb auf der Strasse. Nichts zu übersetzen. Denon betrachtete ihn einen Augenblick, Hassan, der die Frau beobachtete, die die Soldaten musterte, und verstand, dass auch der Mittler sah. Und dass Sehen ohne Handeln zu können auf einem Gesicht eine besondere Farbe hatte. Er notierte nichts.

Am Abend jenes Tages kehrte Hassan nach Hause zurück, in das koptische Viertel, wo die Armee ihm ein Zimmer mietete. Weder auf der Seite der Soldaten noch auf der Seite der Aufständischen. Auf der Seite der Sprache. Übersetzer auf beiden Seiten einer Linie, die er nicht überschreiten konnte. Französische Befehle übersetzt. Arabisches Flehen übersetzt. An manchen Tagen wusste er nicht mehr, in welcher Sprache er dachte. An diesem Abend dachte er in keiner.

Auf der Strasse hatte Denon den leergeräumten Laden gezeichnet. Die Nägel an der Wand, an denen die Stoffe gehangen hatten, die dunklere Spur auf dem Boden, wo der Webstuhl jahrelang gestanden hatte, den Türrahmen mit der schwarz gekleideten Frau, die zusah. Eine schnelle Arbeit, ohne Legende, ohne Datum. Als er fertig war, waren die Soldaten mit der Schubkarre fort. Die Frau ging zurück in den Laden und schloss die innere Tür.

Nach dem Ende der Niederschlagung liess Bonaparte die überlebenden Notabeln und jene Ulema zu sich rufen, die sich nicht

aktiv am Aufstand beteiligt hatten, um ihnen begreiflich zu machen, was sie jeder neue Aufstandsversuch kosten würde.

„Sie haben gesehen, was geschieht. Ihre Viertel zerstört. Ihre Anführer hingerichtet. Al-Azhar beschossen. Wenn Sie sich erneut erheben, mache ich die ganze Stadt dem Erdboden gleich."

„Diese Revolte, sehen Sie, General, diese Revolte zeigt es deutlich, unsere Lage ist unhaltbar", sagte Monge zu Bonaparte im Rat, der auf die Niederschlagung folgte. „Man regiert dieses Land nicht allein mit militärischer Gewalt. Jedenfalls nicht auf unbestimmte Zeit. Die Bevölkerung ist uns feindlich gesinnt. Sie wird es bleiben, solange wir als fremde Besatzer hier sind."

Dieser Rat endete spät. Bonaparte bestellte Monge für den nächsten Morgen zu sich, weit weg von den Offizieren, in den Innenhof eines requirierten Hauses in der Nähe des Ezbekiyeh-Platzes. Es gab Kaffee und zwei Schemel. Bonaparte stand.

„Die Gewalt allein genügt nicht, hast du gesagt. Zugegeben. Was schlägst du vor?"

Monge hatte nicht damit gerechnet, in diesem Punkt befragt zu werden. Er sagte trotzdem, was er dachte.

„Institutionen. Keine Proklamationen, Institutionen! Gerichte, die nach bekannten Regeln arbeiten, Schulen, und dann – das ist das Wichtigste – ein System des Grundbesitzes, das die Fellachen vor Willkür schützt. Was die Revolution in Frankreich getan hat, aber hier."

„Wie lange würde das dauern?"

„Mindestens eine Generation."

„Wir haben keine Generation. Wir haben vielleicht zwei Jahre."

„Dann werden Sie dieses Land nicht regieren. Nicht wirklich. Sie werden es besetzen, was … etwas anderes ist."

Bonaparte sah ihn lange an.

„Besetzen wird genügen. Für das, was ich vorhabe."

Monge fragte nicht, was Bonaparte vorhatte.

An diesem Abend schrieb Monge in sein Tagebuch. „Bonaparte weiss, dass er nicht regiert. Eine Besatzung wird verwaltet. Der Unterschied ist ihm gleichgültig. Mir liegt viel daran. Ich weiss noch immer nicht, ob er den Ägyptern wichtig ist."

In den Wochen nach der Niederschlagung kehrte eine Art prekärer Normalität zurück. Die Märkte öffneten wieder. Die Moscheen nahmen ihre Gläubigen wieder auf, ausser Al-Azhar, die geschlossen blieb. Die französischen Soldaten nahmen ihre Runden wieder auf. Die Gelehrten begannen erneut, mit ihren Notizbüchern und Instrumenten in die Stadt hinauszugehen.

Die Gelehrten erlebten ihre Anwesenheit in Kairo nach der Revolte anders. Die Illusion eines friedlichen Zusammenlebens mit der Bevölkerung war zerbrochen. Sie arbeiteten weiter, besuchten die Märkte, pflegten Kontakte zu einigen Notabeln Kairos, unter der Drohung einer latenten Gewalt, die jederzeit wieder aufbrechen konnte.

Denon war in den Augen der Kairoer, was er immer in den Augen der anderen gewesen war. Ein Franzose, also ein Besatzer, also ein potenzieller Feind.

In den Souks hatten die meisten Läden wieder geöffnet, und die Handwerker arbeiteten.

In einer Gasse hinter Al-Azhar fand Denon eine Koranschule, deren Schüler ihren Unterricht wieder aufnahmen. Kinder, die im Kreis um einen alten Lehrer sassen, der laut las und sie nachsprechen liess. Der Lehrer hob den Blick, als Denon vorüberging, sah ihn an und nahm dann seine Lesung wieder auf, ohne die Miene zu verändern.

Die Kinder rezitierten einen Text, den sie vermutlich noch immer nicht verstanden, in einer Sprache, die ihre Eltern vielleicht nicht mehr lasen. Venture de Paradis, ein Orientalist, der lange in den Échelles du Levant und Barbarie gearbeitet hatte, hatte ihm gesagt, dass die Weitergabe dem Verstehen vorausgehe. Die Worte gehen zuerst in den Körper ein, der Sinn kommt danach.

Die Geste hingegen war verständlich. Die Lektion setzte bei dem Vers wieder ein, an dem sie abgebrochen war.

Die Stadt würde auf ihre Weise vernarben, in einem Rhythmus, den die Franzosen nicht kontrollierten und nur zur Hälfte begreifen würden. Die Kinder rezitierten ihre Lektionen, ohne abzuwarten, dass die Besatzer zu Ende gekämpft hatten.

VII – Die Sphinx und die Nekropolen

Im November organisierte Denon eine Expedition zur Sphinx. Sie brachen vor der Morgendämmerung auf, um mit dem Streiflicht des Morgens einzutreffen. Dem einzigen Licht, das die Einzelheiten des Steins hervortreten lassen würde.

Die Sphinx erschien zunächst als eine Masse. Etwas Dunkleres als der Sand und Kompakteres als die Nacht. Dann kam das Licht von Osten, und der Kopf tauchte auf, die Nase fehlend, die Augen hohl. Das Monument, dreiundsiebzig Meter lang und zwanzig hoch, blieb bis zu den Schultern verschüttet. Die Oberfläche des Kalksteins zeigte sich in ihren Nuancen. Graubeige dort, wo der Wind das Gestein poliert hatte, dunkler in den Vertiefungen, wo sich der Sand in feinen Schichten angesammelt hatte. Risse durchzogen die Stirn, vom Scheitel des Schädels zu den Schläfen hinabziehend, manche mehrere Finger breit, andere kaum sichtbar. Der Stein war nicht homogen. Bänke weicheren Kalksteins wechselten mit härteren Schichten und erzeugten waagerechte Linien, die das Gesicht durchfurchten. Werkzeugspuren blieben auf den Wangen sichtbar, wiederholte Meisselschläge, die die Rundungen geformt und regelmässige Facetten hinterlassen hatten, welche die Erosion noch nicht getilgt hatte. Der Sand stieg an den Flanken hinauf, bildete einen sanften Hang, den der Wind unablässig neu formte, Korn für Korn.

Das rechte Auge fesselte Denons Aufmerksamkeit lange. Der Kalkstein war vertieft bearbeitet worden, der Augapfel ausgehöhlt, um einen Blick zu schaffen, den es nicht mehr gab, das

obere Lid unter der Erosion noch lesbar. Jemand hatte gewollt, dass dieser Kopf schaue, und dass er irgendwohin schaue.

Kopf nach Osten gewandt, genau zu dem Punkt, an dem die Sonne aufging.

„Das ist keine Statue", sagte Denon leise. „Es ist … wie soll man sagen, ein Instrument. Eine Sonnenuhr, so gross wie ein Hügel, deren Gesicht der Gnomon wäre. Sehen Sie, wohin er blickt, zur Tagundnachtgleiche. Geometrie, meiner Treu, mehr als Andacht. Volney hätte uns von der breiten Nase und den vollen Lippen unterhalten … Ich lege mich nicht fest. Aber wer dieses Antlitz gehauen hat, verstand zu messen."

Nachdem die Dokumentation des Ortes abgeschlossen war, zog die Expedition weiter nach Sakkara. Die Nekropole erstreckte sich über mehrere Kilometer in die Wüste, ein Friedhof des Alten Reiches, wo die Stufenpyramide, die älteste je erbaute, ihre sechs Stufen zweiundsechzig Meter hoch aufragen liess. Sie verbrachten dort zwei Tage. Denon zeichnete. Jomard vermass. Geoffroy musterte die Flachreliefs, um darin zu lesen, was die Texte nicht sagten. Die Wände der Mastabas bewahrten stellenweise ihre Farbigkeit. Ägyptisch Blau – jenes Pigment aus Kupfer und Calcium, das die Handwerker durch Brennen herstellten – hielt sich in den vor dem Licht geschützten Vertiefungen. Das Ockerrot der männlichen Körper, das Gelb der weiblichen Körper, bildliche Konventionen, die sich über Kilometer von Grabwänden wiederholten. Die Hieroglyphen waren vertieft eingraviert und dann bemalt, jedes Zeichen mehrere Millimeter tief in den Stein gegraben, ehe es koloriert wurde. Die Schreiber hatten in diesen senkrechten Kolumnen von rechts nach links gearbeitet, ihre Fehler bisweilen dort sichtbar, wo ein Zeichen getilgt und leicht versetzt neu graviert worden war. Die Szenen des Alltagslebens entfalteten sich in übereinanderliegenden Registern. Oben die edlen Tätigkeiten, Audienzen, Zeremonien, Opfergaben; unten die Feldarbeit, die Schlachterei, die Bäckerei. Geoffroy hatte sich vor einer Tafel niedergehockt, die Fischer beim Einholen eines

Netzes zeigte. Die Fische waren nach Arten erkennbar. Nilbarsch, Tilapia, Meeräsche.

Geoffroy hingegen sah nur die Tiere.

„Ibisse, Krokodile, Flusspferde, Löwen, Strausse. Manche dieser Arten gibt es in Ägypten nicht mehr. Zur Pharaonenzeit gab es sie noch. Das Klima hat sich verändert, oder die Jagd."

Sie stiegen mit Fackeln in die Schächte hinab. Zwanzig Meter, dreissig Meter unter der Wüste. Der Abstieg führte über in den Fels gehauene Stufen, unregelmässig, von Jahrtausenden des Begehens geglättet. Die Wände des Schachts rückten näher zusammen, je tiefer sie kamen, der Kreis des Tageslichts über ihren Köpfen schrumpfte, bis er nur noch ein weisser Punkt in der Dunkelheit war. Die Luft wurde dick. Die Flamme der Fackeln flackerte in den schwachen Luftzügen, die noch zwischen der Oberfläche und diesen tiefen Kammern zirkulierten. Der Geruch mischte Salpeter, mineralischen Staub und einen tierischen Beigeruch. Die Schachtwände bewahrten die Spuren der Grabung, senkrechte Schläge, die in parallelen Bahnen hinabführten. Es hatte Monate gebraucht, diese Schächte zu graben, vielleicht Jahre. Arbeitertrupps, die im Dunkeln arbeiteten und den Aushub Korb um Korb nach oben brachten. Die Grabkammern waren nicht gross, drei Meter auf vier allenfalls, gerade genug für den Sarkophag und die Opfergaben. Die niedrige Decke zwang dazu, den Kopf zu beugen, und der Rauch der Fackeln sammelte sich dort. Tonscherben bedeckten den Boden, von den Plünderern zurückgelassene Trümmer. An den Wänden zogen sich Hieroglyphen und Wandmalereien entlang, die Reise des Verstorbenen in den Fels gezeichnet.

Zwischen zwei Aufenthalten in Sakkara kehrte Denon für einige Tage nach Kairo zurück. Im koptischen Viertel kannte er Webereien, die er regelmässig besuchte.

Die Technik war einfach und alt. Ein Handwebstuhl, zwei wechselnde Schäfte, das Schiffchen zwischen den Fäden hindurchgeführt. Das Geräusch des Webstuhls erfüllte die Werkstatt, das

regelmässige Klacken der Lade, die die Schussfäden festschlug, das Knarren der Schäfte, wenn der Weber die Tritte betätigte. Die Wolle roch selbst nach dem Waschen nach Wollschweiss, ein tierischer Geruch, vermischt mit den Pflanzenfarben, die in an der Wand aufgereihten Krügen trockneten. Stränge hingen an den Deckenbalken, nach Farbtönen sortiert. Das tiefe Blau des Indigos, das Karminrot des Krapps, das grünliche Gelb der Senna. In einer Ecke bereitete ein Lehrling ein Beizbad zu und löste Alaun in heissem Wasser auf, um die Farben auf der Faser zu fixieren. Das Verfahren hatte sich nicht verändert. Eintauchen in die Beize, Auswringen, Eintauchen in die Farbe, Spülen im Nil. Dieselben Handgriffe wie zur Pharaonenzeit. Wolle und Leinen, gewebt in geometrischen Mustern, Rauten, Winkelbändern, Kruckenkreuzen, stilisierten Blumenmotiven.

Denon hatte ein zeitgenössisches koptisches Textil mit den Aufnahmen der Fresken von Sakkara verglichen, den Gräbern der Würdenträger des Alten Reiches. Das Motiv der in einen Kreis eingeschriebenen Raute war identisch, ebenso die Kombination aus Wolle und Leinen und die Breite des Gewebes, etwa sechzig Zentimeter.

Viertausend Jahre trennten das Fresko vom Gewebe, und die Breite hatte sich um keinen Finger verändert.

Er kaufte mehrere Stücke. Fragmente koptischer Stoffe, einige noch mit Jagd- oder Fischfangmotiven am Rand. Starre Silhouetten, klare Profile, der hieratische Stil der ägyptischen Volkskunst, der das Christentum und die arabische Eroberung überdauert hatte, ohne sich grundlegend zu wandeln. Der Weber faltete sie in ein Tuch.

Auch Töpferwaren. Amphoren mit zwei Henkeln, Krüge mit engem Hals, Fussschalen, aus demselben Nilton nachgebildet, in denselben Öfen gebrannt. Der Töpfer, befragt, zuckte die Schultern. Sein Vater hatte sie so gedreht, und der Vater seines Vaters.

Berthollet hatte vier menschliche Mumien aus Sakkara erhalten.

Ihn interessierten nicht die Körper, die würde die Medizin untersuchen. Ihn interessierte die Chemie der Einbalsamierungsharze. Diese schwarzen, glänzenden Stoffe, die die Leinenbinden durchtränkten, stellten ein Gemisch organischer Substanzen dar, dessen Bestandteile er bestimmen wollte.

Nach seiner Rückkehr nach Kairo liess er abgekratzte Proben schmelzen, löste andere in Alkohol auf, untersuchte die Dämpfe, notierte die Schmelztemperaturen. Auf seinem Arbeitstisch reihten sich die Instrumente. Ein Destillierapparat aus venezianischem Glas, Quecksilberthermometer, Präzisionswaagen unter Glasglocken. Er arbeitete beim Licht von vier im Viereck aufgestellten Kerzen, einem ruhigen Licht, das nicht zitterte, wenn er seine Messungen vornahm. Die Harzproben waren nach Mumien geordnet, lateinisch etikettiert und in mit Wachs verschlossenen Fläschchen aufbewahrt. Manche hatten eine tiefschwarze Farbe, andere ein rötliches Braun, wieder andere waren fast durchscheinend. Er entnahm ein Bruchstück mit einem Spatel, legte es in einen Tiegel, erhitzte es langsam und notierte, bei welcher Temperatur das Material seinen Zustand änderte. Das Harz wurde zuerst weich, schmolz dann und qualmte, wobei ein beissender Geruch nach verbranntem Holz frei wurde, vermischt mit etwas Harzigem. Die Dämpfe wurden in einem gekühlten Rohr aufgefangen, wo sie zu öligen Tröpfchen kondensierten. Terpentinharz, tierisches Fett, Bienenwachs, Natron, Judenpech. Die Zusammensetzung wechselte von Mumie zu Mumie. Die Logik nie. Nichts von dem, was Fäulnis hervorruft, überlebte darin.

Um drei Uhr morgens hob er den Blick von seinem Register zu den vier Körpern, die auf seinen Tischen lagen.

Diese Menschen waren vor Tausenden von Jahren gestorben. Ihre Namen standen vielleicht auf den Inschriften ihrer Särge. Was blieb, waren ihre konservierten Körper.

Diese Beständigkeit beunruhigte ihn. Nichts Metaphysisches, Berthollet war Materialist, eine Unruhe des Gelehrten. Diese Einbalsamierer hatten ein Problem der organischen Chemie

gelöst, durch Beobachtung, durch Versuche, durch die Weitergabe der Techniken von Generation zu Generation, mehr als viertausend Jahre vor jeder Theorie. Er spitzte seine Feder.

Er vermerkte in seinem Bericht. „Die ägyptischen Einbalsamierungstechniken bilden einen Komplex empirischer chemischer Kenntnisse von bemerkenswerter Raffinesse, dessen systematische Untersuchung Aufschluss über bislang unzureichend bekannte konservierende Eigenschaften geben könnte."

In Sakkara hatte Geoffroy Saint-Hilaire mit Denon die Umgebung der Nekropole der heiligen Tiere erkundet, wo die Apis-Stiere des Ptah ruhen sollten. Fragmente waren im Schutt zu sehen. Sie blieben vor einem Splitter aus schwarzem Granit stehen.

Denon schrieb diese Zeilen. „Die alten Plünderer haben diese Blöcke zurückgelassen. Darin gleichen wir ihnen. Sie nahmen, was sie für Schätze hielten. Wir nehmen, was wir für Erkenntnis halten. In zweitausend Jahren, wenn jemand mit einer Laterne hier herabsteigt, wird er die Deckel noch immer aufgebrochen sehen. Und er wird sich fragen, wie ich es mich jetzt frage, worin der Unterschied zwischen einem Plünderer und einem Gelehrten in einem dunklen Gang besteht."

Zu seinen Füssen, zwischen den im Staub verstreuten Splittern, trug ein Bruchstück noch zwei vertieft eingravierte Hieroglyphen, einen Vogel, eine gebrochene Linie. Er hob das Bruchstück auf und liess es in seine Tasche gleiten.

In jener Nacht, während Denon zur Mastaba zurückkehrte, in der sie schliefen, ging der Markt von Sakkara im Dunkeln weiter. Nur zwei Laternen, auf den Sand zwischen die Auslagen gestellt. Fellachen aus den Nachbardörfern warteten hockend hinter ihren Matten. Die Soldaten kamen in Gruppen von zwei oder drei, ohne Waffen. Sie wogen die Stücke in der Hand, feilschten, zogen mit etwas in ihre Jacke Gewickeltem wieder ab. Die Nachtluft war frisch nach der Hitze des Tages. Der Sand bewahrte noch etwas Wärme, aber der Wüstenwind trug schon die Kälte der tiefen Stunden heran. Die Gespräche wurden mit leiser

Stimme geführt, Feilschen in gebrochenem Arabisch oder mit Gesten. Ein Soldat hielt einen Skarabäus nahe an die Laterne, um die auf der Unterseite eingravierten Hieroglyphen zu prüfen. Ein anderer verhandelte über den Preis eines Amuletts aus Fayence, einer kleinen türkisfarbenen Figur des Anubis mit Schakalskopf.

Berthollet war auch dort, auf einem Klappstuhl sitzend, den er seit Alexandria hatte mittragen lassen. Vor ihm ein kleiner Feldtisch, bedeckt mit seinen Formularen der Kommission, und Hassan hielt ihm die Stücke eines nach dem anderen mit der Lampe hin. Berthollet prüfte und trug in sein Register die Nummer ein, die lateinische Beschreibung, den Ort im Bauwerk, den Erhaltungszustand. Sechs Stücke an diesem Abend, davon drei königliche Skarabäen, eine Schreiberpalette aus Sykomorenholz, eine Granitfigur, ein Kanopenkrug aus Alabaster mit seinem Schakalkopfdeckel. Er notierte „Spuren von schwarzem Harz am Hals." Dann hielt er inne und hob den Kopf zu Hassan.

„Was enthält diese Urne, die mit dem Schakaldeckel?"

„Den Magen", sagte Hassan.

„Ah. Das notiere ich auch."

Berthollet hatte in Sakkara Tiermumien angefordert. In Kairo, Anfang Februar 1799, brachten ihm die Fellachen sechs. Zwei heilige Ibisse, zwei Katzen, ein junges Krokodil, eine Spitzmaus. Er brachte sie in dem grossen Raum unter, den das Institut ihm als Labor zugewiesen hatte.

Er analysierte die Binden. Leinen, getränkt mit einer braunen Substanz, die er als Bitumen, vermischt mit pflanzlichen Harzen, identifizierte. Aus der Körperhöhlenfüllung waren Proben entnommen worden, Natron, Steinsalz, mineralische Pulver. Vor allem das Natron beschäftigte ihn. Wasserhaltiges Natriumcarbonat, natürlich vorkommend in den Wüstenseen westlich von Kairo. Er hatte dort im Januar mit General Andréossy einen fünftägigen Ausflug unternommen. Die Natronseen. Weisse

Flächen, an deren Ufern dieses alkalische Pulver kristallisierte, das die Ägypter einsammelten, um ihre Toten einzubalsamieren.

Bei der Analyse der Lösung des Natrons in den brackigen Wassern des Sees hatte er etwas Unerwartetes beobachtet. Die Reaktion zwischen Meersalz und Calciumcarbonat konnte sich je nach Temperatur und Konzentration umkehren. Die Chemiker seiner Zeit glaubten, dass Reaktionen stets nur in eine Richtung verliefen, wobei die stärkere Säure die schwächere verdränge. Berthollet begann zu erkennen, dass dies falsch war. Dass es sich um Gleichgewichte handelte.

Paris würde diese Aufzeichnungen erhalten. Es würde noch vier Jahre dauern, und den *Essai de statique chimique* von 1803, um daraus die vollständige Theorie zu ziehen.

Die Tiermumien dagegen stellten Berthollet vor eine andere Frage.

„Diese mumifizierten Ibisse gleichen den heutigen Ibissen", warf Geoffroy ein. „Erinnern Sie sich, was wir am Ufer des Nils sagten, dass die Ägypter sie verehrten, weil sie die Natur beobachteten? Hier ist der Beweis. Sie sind unverändert seit dreitausend Jahren."

„Identisch", verbesserte Berthollet.

„Das sagt Cuvier. Die Arten sind seit der Schöpfung festgelegt. Die Mumien beweisen es. Keinerlei Veränderung."

„Und Lamarck?"

„Lamarck sagt, dreitausend Jahre seien zu kurz, um eine Umwandlung zu sehen. Es bedürfe einer ungeheuren Zeit."

Berthollet nahm eine der Ibismumien in die Hände. Das Tier war starr, vollkommen erhalten, das Gefieder durch die Binden hindurch noch erkennbar.

„Keiner von beiden wird es je beweisen", sagte Berthollet und legte die Mumie zurück. „Man müsste zu lange leben."

Beim Aufenthalt im November hatten sie zwei volle Nächte in Sakkara verbracht und in den Ruinen einer Mastaba geschlafen, um bei Tagesanbruch an Ort und Stelle zu sein. Die Stufenpyramide erhob sich in der Mitte dieser Totenlandschaft.

„Ein Jahrhundert älter als die von Gizeh", sagte Jomard, der die Bruchstücke der Königschronologie, über die die Gelehrten verfügten, so gut er konnte miteinander abgeglichen hatte. „Ungefähr. Hier suchten sie noch die Form. In Gizeh haben sie sie gefunden."

Die übereinandergesetzten Stufen hatten etwas von einer mesopotamischen Ziggurat, als seien die beiden Zivilisationen unabhängig voneinander zu derselben architektonischen Intuition gelangt, nämlich aufzuschichten, um zum Himmel emporzusteigen.

Denon verbrachte die zweite Nacht damit, die Szenen der Mastaba eines hohen Beamten zu kopieren. Diese Flachreliefs stellten die Tätigkeiten des Alltagslebens dar – Fischfang, Jagd, Feldarbeit, das Schlachten, die Bierbereitung – mit einer Genauigkeit, die den Naturforschern der Kommission ebenso diente wie den Künstlern.

Auf der Rückkehr von Sakkara nach Kairo machte Denon in der Dämmerung einen Umweg an die Ufer des Nils. Das Licht war um diese Stunde anders. Orangefarben und dicht, fast dick auf dem Stein. Er setzte sich auf einen Kalksteinblock am Wasser und versuchte, den Fluss im Gegenlicht zu zeichnen. Die Aufgabe war schwierig. Das Licht bewegte sich zu schnell.

Jomard stiess zu ihm und wartete, bis er fertig war. Man sprach Denon nicht an, wenn er zeichnete.

„Ich denke an dieses Jahrhundert zurück", sagte Jomard, als Denon seinen Stift weggesteckt hatte. „Hier ein Versuch, dort eine Vollendung. Hundert Jahre. Wie kommt man so schnell voran?"

„Ich bin nicht sicher, dass die Geschwindigkeit die Frage ist. Ich glaube, die Ägypter dachten auf andere Weise über die Zeit. Für

uns ist ein Jahrhundert lang. Für sie war es vielleicht nur die Zeit, die man zum Lernen braucht."

Sie kehrten im Dunkeln nach Kairo zurück, geleitet von den Lichtern der Minarette. Die Wüstenhunde bellten in der Ferne. Irgendwo in den Gassen des koptischen Viertels schlug das Semantron einer Kirche die Stunde.

VIII – Die wissenschaftlichen Debatten

In der Sitzung vom 16. November prallten Monge und Fourier aufeinander. Monge wollte Volumen und Winkel. Fourier wollte Zusammenhänge und Bedeutungen. Bonaparte, Vizepräsident des Instituts, wohnte der Sitzung bei und entschied, indem er beiden recht gab, was darauf hinauslief, nicht zu entscheiden.

„Die wahre Wissenschaft, meine Freunde, ist das Messen", sagte Monge, als er die Debatte eröffnete, beide Hände flach auf dem Tisch. „Die Abmessungen einer Pyramide, ihr Volumen, ihre Proportionen, das ist es, was schön ist! Die Mythen, die sie umgeben … überlassen wir sie den Dichtern. Beschreibung und Bedeutung sind zwei Disziplinen. Wir sind hier für die erste."

„Die Pyramiden sind nicht bloss zu berechnende Volumen, Monge", erwiderte Fourier, ohne den Blick von seinen Blättern zu heben. „Es sind königliche Gräber, Glaubensakte an die Unsterblichkeit. Wenn Sie von ihnen nur die Abmessungen behalten, beschreiben Sie die Truhe und nicht, was sie enthält. Und Sie riskieren … zu glauben, Sie hätten verstanden, weil Sie gezählt haben."

Bonaparte hob die Hand.

„Sie haben beide recht", sagte er und sah erst den einen, dann den anderen an. „Das Werk wird beides enthalten. Die Messungen von Monge. Den Sinn wird Fourier finden."

In derselben Sitzung trug Berthollet eine erste Abhandlung über die Chemie des Natrons der ägyptischen Wüste vor. Er hatte bei

den Händlern Kairos gekaufte Proben chemisch analysiert und deren genaue Zusammensetzung bestimmt.

„Natron? Ein Gemisch aus Salzen, nichts weiter. Carbonat, Bicarbonat, Natriumchlorid. Siebzig Tage in diesem pulverförmigen Gemisch, und die Feuchtigkeit wird aufgesogen. Der Körper trocknet aus, ohne zu verfaulen. Sehr einfach, sehr wirkungsvoll. Nichts Wunderbares, fürchte ich."

Geoffroy Saint-Hilaire stellte anschliessend seine Beobachtungen zu den Ibissen vor, lebenden wie mumifizierten, wobei Letztere zu Tausenden in den Nekropolen der heiligen Tiere bei Sakkara entdeckt worden waren.

„Nur eine Art von Ibis. Ich habe die Mumien mit den lebenden Vögeln verglichen. Es ist derselbe heilige Ibis, weiss und schwarz, den wir noch heute an den Ufern des Nils sehen. Dreitausend Jahre, und kein einziger Zug hat sich verändert. Wenn sich die Arten verwandeln, dann werden wir es nicht in diesem Massstab sehen."

Es folgte ein Vortrag von Jean-Joseph Marcel, Orientalist und Direktor der in Kairo eingerichteten Nationaldruckerei, über die Fortschritte des Drucks mit arabischen Schriftzeichen. Der Druck des *Courrier de l'Égypte* erfolgte nunmehr auf Französisch, während allein die Proklamationen auf Arabisch gedruckt wurden.

„Wir können in klassischem Arabisch drucken, und zwar sauber", verkündete er. „Proklamationen, Dekrete, Bekanntmachungen … Die Bevölkerung kann uns in ihrer Sprache lesen."

Fourier ergriff danach das Wort für eine Studie über die Verteilung der Temperaturen in der ägyptischen Wüste, ein Thema, zu dem ihn seine Beobachtungen während der Militärmärsche angeregt hatten. Seine Analyse der Wärmeströme in einem nicht homogenen Medium nahm die Forschungen zur Wärme vorweg, die er später in Frankreich betreiben würde. Man hörte ihm umso

aufmerksamer zu, als alle im Saal das Phänomen am eigenen Leib erfahren hatten.

„Die Hitze der Wüste … das ist nicht nur die Lufttemperatur", erklärte Fourier. „Es sind Ströme. Austausch zwischen dem Boden, der Luft und den ausgesetzten Körpern. Ich glaube – nun ja, ich hoffe –, man wird eines Tages vorhersagen können, wie sie sich in Zeit und Raum ausbreitet."

Bonaparte interessierte sich weniger für die Hitze als für das Schauspiel dieser Männer von radikal verschiedener Ausbildung – Mathematiker, Chemiker, Naturforscher, Künstler, Ingenieure –, die es schafften, miteinander zu sprechen, um einen gemeinsamen Gegenstand, Ägypten.

„Und die alten Ägypter, in alledem?", fragte er.

„Nichts, unmittelbar", räumte Fourier ein. Er suchte einen Augenblick nach der Fortsetzung. „Aber ihre Umwelt, ja. Wie sie funktionierte. Um zu verstehen, warum sie ihre Häuser auf bestimmte Weise bauten, ihre Tempel nach bestimmten Achsen ausrichteten, ihre Gräber in bestimmten Tiefen aushoben, muss man die thermischen Zwänge verstehen, denen sie unterlagen."

Bonaparte beglückwünschte die Redner und drängte sie, weiter zu gehen.

„Ausgezeichnet", rief er der Versammlung zu. „Bald Oberägypten. Theben, die Tempel. Denon wird den Weg bahnen."

Fourier hielt Denon im Flur des Palastes von Hassan Kachef zurück. Unter dem Arm ein Bündel Aufmasse, welche die Kommission seit der Ankunft in Kairo angefertigt hatte. Vermessung der Grossen Pyramide, Pläne der Sphinx, Schnitte der Gräber von Sakkara. Dreiundachtzig Blätter.

„Diese Aufmasse", bemerkte Fourier. „Werden Sie sie mitnehmen?"

„Das ist der Zweck der Expedition", sagte Denon. „Die *Beschreibung* wird nicht hier entstehen."

„Ich spreche von den Gegenständen. Von den Statuetten, die Sie auf dem Markt von Sakkara kaufen. Von den Amuletten in Ihrem Gepäck. Wir sind hier, um Ägypten zu verstehen, nicht um es seiner Überreste zu entleeren."

Denon betrachtete das Bündel Aufmasse in Fouriers Händen. Messungen. Pläne. Winkel. All das würde hier bleiben, in den Steinen, jedem zugänglich, der nach ihnen kommen würde, um zu messen. Die bemalte Holzstatuette, die er auf dem Markt von Sakkara gekauft hatte, die mit den über der Brust gekreuzten Armen in der Haltung des Osiris, die würde in dreissig Jahren niemand mehr dort wiederfinden. Sie wäre in Paris, oder verloren.

„Der Unterschied zwischen uns beiden, Fourier, ist, dass Sie glauben, Verstehen genüge. Ich dagegen denke, dass manche Dinge gesehen werden müssen, um verstanden zu werden. Und um gesehen zu werden, müssen sie reisen."

Fourier nahm sein Bündel wieder an sich und ging zu seinem Zimmer zurück, zwei Türen weiter im Flur des ersten Stocks. Denon blieb in diesem leeren Flur stehen. Er ging spät zu Bett, in dem Zimmer, das er seit dem Aufstand im Palast bewohnte. Am nächsten Morgen fand er auf seinem Arbeitstisch den *Uschebti* aus bemaltem Holz, den er im Gepäck verstaut geglaubt hatte, aufrecht hingestellt, gut sichtbar, das Gesicht ihm zugewandt. Fourier musste in der Nacht hereingekommen sein. Er hatte die Gewohnheit, zu unwahrscheinlichen Stunden durch den Palast zu streifen, wenn seine Gleichungen nicht kamen. Doch auf dem Boden, unmittelbar vor dem Tisch, lag ein Sandkorn. Ein einziges, deutlich sichtbar auf den polierten Fliesen. Als hätte Fourier ihm sagen wollen, dass dieser Sand von irgendwoher stamme.

Oder als wäre es einfach ein Sandkorn. Bei Fourier wusste man nie, ob die Absicht der Geste vorausging oder ob es sich umgekehrt verhielt. Der *Uschebti* blieb den ganzen Tag auf seinem Tisch.

Dieselbe Sitzung vom November 1798 hatte am Rande des offiziellen Programms auch einen informellen Vortrag von Venture

de Paradis aufgenommen, dem Chefdolmetscher der Expedition, der Arabisch, Türkisch, Persisch und Hebräisch mit der Geläufigkeit eines Muttersprachlers sprach und der seine Tage damit verbrachte, für Bonaparte zu übersetzen, und seine Nächte damit, ein arabisch-französisches Wörterbuch zu schreiben, das er nie beenden würde. Er würde im Mai 1799 in Syrien, in Akkon, an der Ruhr sterben.

Er ergriff gegen Ende der Sitzung das Wort.

„Ich möchte dem Institut eine Beobachtung unterbreiten. Eine Bemerkung eher. Seit fast fünf Monaten sind wir in Ägypten, und nach und nach ist mir etwas aufgefallen. Das Arabisch, das die Ägypter von heute sprechen, und das klassische Arabisch des Korans sind zwei verschiedene Sprachen. Ich spreche nicht von Dialekten. Es sind zwei Systeme, voneinander so weit entfernt wie das Latein Ciceros und das Französisch Molières. Ein Fellache des Nildeltas versteht den Korantext nicht, den er rezitiert. Er rezitiert ihn phonetisch, ohne den Sinn zu erfassen."

„Was heisst das?", fragte Monge.

„Dass der Islam in Ägypten zum Teil … wie soll man sagen … eine Religion ist, deren Gläubige die heiligen Texte in ihrer ursprünglichen Form nicht verstehen. Der Glaube wird durch die Autorität der Ulema weitergegeben, durch mündliche Überlieferung, durch das Ritual. Nicht durch das unmittelbare Lesen des Textes. Ein bisschen wie das Latein in der katholischen Kirche vor Luther."

Bonaparte, der zugehört hatte, ohne einzugreifen, stellte eine Frage.

„Und die Ulema selbst, verstehen sie den klassischen Text?"

„Die Gelehrtesten, ja. Die anderen rezitieren ebenfalls. Es ist eine Überlieferungskette, in der jedes Glied weitergibt, was es empfangen hat, nicht notwendigerweise, was es versteht."

Denon notierte diese Beobachtung in seinem Notizbuch. Sie deckte sich mit etwas, das er in der Gasse der Koranschule nach

dem Aufstand gesehen hatte. Die Kinder, die Sätze rezitierten, deren Sinn sie wohl noch immer nicht kannten, deren Klang und Rhythmus aber schon in ihnen eine Form von Wissen waren. Er dachte an seine eigenen Zeichnungen. Die Pyramiden, kopiert, ehe er sie begriffen hatte. Die Sphinx, im Morgengrauen gezeichnet, ehe er ihren Sinn ermessen hatte. Auch er begann mit der Linie. Er unterstrich zweimal den Satz Ventures.

„Anders gesagt", bemerkte Fourier wie zu sich selbst, „man überliefert zuerst, auswendig. Der Sinn kommt danach. Oder kommt nicht. Das ist nicht so weit von dem entfernt, was wir mit den Hieroglyphen tun, oder? Wir kopieren Zeichen, die wir nicht verstehen … Andere werden sie nach uns vielleicht lesen."

„Bis auf einen Unterschied", sagte Venture de Paradis. „Die Hieroglyphen haben keine lebenden Sprecher mehr. Das klassische Arabisch hat sie. Zwischen den Ulema und den Fellachen, zwischen dem Text und dem Ritus überlebt die Sprache, anders, als sie geschaffen wurde." Er sammelte seine Blätter ein.

An jenem Abend hatte die Sitzung spät geendet. Die Lampen waren heruntergebrannt. Die Gelehrten traten hinaus in den Hof des Instituts, wo die Novemberluft endlich kühl war. Die erste wirkliche Kälte seit ihrer Ankunft in Ägypten. Denon blieb einen Augenblick im Hof stehen und hob den Blick. Die Sterne über Kairo. Dieselben wie über Toulon sechs Monate zuvor, aber der Polarstern stand tiefer am Horizont.

Bonaparte verliess das Institut nach der Sitzung in Begleitung Berthollets. Eine Weile gingen sie durch den Garten des Palastes, der Kies knirschte unter den Stiefeln. Bonaparte sprach als Erster.

„Monge hat mir einmal gesagt, die Wissenschaft suche das, was wahr ist, unabhängig davon, was nützlich ist. Glauben Sie das?"

Berthollet nahm sich Zeit. Die Frage hatte er sich sein ganzes Leben lang gestellt, ohne je zu entscheiden.

„Ich glaube, die Unterscheidung ist weniger scharf, als er behauptet. Unsere Arbeit hier ist wahr. Jomards Messungen, die

chemischen Analysen der Mumien, Denons Zeichnungen. Aber was wir hier tun, ist auch nützlich, für Frankreich, für die europäische Kenntnis Ägyptens, politisch für Sie. Wahrheit und Nutzen schliessen einander nicht aus. Sie gehen gemeinsam ihren Weg, selten in dieselbe Richtung, aber gemeinsam." Er zögerte, dann fügte er hinzu :

„Das Einzige, was ich mich weigere zu sagen, ist, dass unser Tun harmlos sei. Das ist nicht wahr. Und Monge weiss es so gut wie ich."

Bonaparte antwortete nicht gleich.

„Fourier hat mir heute Abend gesagt, seine Forschungen über die Gleichungen hätten keine unmittelbare militärische Anwendung. Er scheint stolz darauf zu sein."

„Er hat recht. In zwanzig Jahren werden seine Forschungen Anwendungen haben, die er sich noch nicht vorstellt. Die Wissenschaft geht voran. Um wie viel … das weiss man nie im Voraus."

„Ein Kundschafter also. Der nicht weiss, für welche Armee er das Gelände erkundet."

„Genau."

Sie blieben am Rand des Beckens im Hof stehen. Das Wasser rührte sich nicht.

„Arbeiten Sie weiter", sagte Bonaparte. „Alles, was Sie hier hervorbringen, wird die Expedition überdauern, was auch geschieht. Das ist die einzige Gewissheit, die ich im Augenblick habe."

Berthollet kehrte in sein Laboratorium zurück und nahm seine Analysen wieder auf.

Berthollet hatte an jenem Abend, ehe er ging, einen Satz zu Bonaparte gesagt. Einen Satz fast ohne Betonung, wie die Bemerkung eines Chemikers über die Farbe eines Niederschlags.

„In Italien, 1796, wählten wir aus, was in den Louvre kam. Monge wählte, ich bestätigte. Wir hatten Zeit, Listen, Kommissare. Hier haben wir nichts davon. Wenn wir abreisen, wird es in

aller Eile geschehen. Was im Augenblick der Abreise in den Kisten ist, das wird mitgehen. Der Rest bleibt. Man darf sich nichts anderes vormachen."

1796, in Italien, war es Frankreich gewesen, das mitgenommen hatte. Hier garantierte nichts, dass es noch Frankreich sein würde. Berthollet spülte ein Reagenzglas aus, dann ein weiteres.

Um drei Uhr morgens zündete Denon seine Lampe wieder an und nahm sein Notizbuch zur Hand.

Er blätterte langsam um, ohne sie wirklich noch einmal zu lesen. Die Zeichnungen zogen vorüber. Die Segel der Flotte auf der Reede von Toulon, der Hafen von Valletta vom Deck der *Junon* aus, die Pompejussäule in Alexandria, die Rücken der Soldaten in der Wüste, die Pyramiden in der Abenddämmerung, von weitem gesehen.

Er hatte auch noch eine andere Liste, die er nicht geschrieben hatte. Dinge, die er getan hatte, ohne sie zu notieren. Er hatte Monumente gezeichnet, die man nicht würde mitnehmen können, Soldaten Skarabäen in ihre Taschen gleiten sehen, ohne ein Wort zu sagen, einen Fellachen seinen *Uschebti* davongehen sehen und es vorgezogen, nicht zu notieren, was er gesagt hatte. Diese Liste war länger als die zweihundertdreiundvierzig Zeichnungen. Sie hatte kein Ende.

Er hielt beim ersten Porträt der Reise inne.

Es war Bonaparte. Im Profil von rechts, beleuchtet vom Morgenlicht am Kai von Toulon, wenige Minuten vor der Einschiffung. Er hatte ihn rasch gezeichnet, ohne dass der General es bemerkte. Etwa zehn Kohlestriche. Das schmale Profil, die hohe Stirn, das nach vorn gereckte Kinn in der Haltung eines Menschen, der auf das blickt, was es noch nicht gibt.

Er nahm ein leeres Blatt und zeichnete Bonaparte aus dem Gedächtnis. So, wie er ihn in Kairo Mitte August gesehen hatte, am Tag nach der Nachricht von Abukir. Dasselbe Profil, dieselben Grundzüge. Aber es war nicht mehr derselbe Mann. Er suchte

den Unterschied mit der Kohle, wischte mit dem Daumen darüber, begann von neuem.

Nicht die Falten. Drei Monate lassen einen Mann von neunundzwanzig Jahren nicht altern. Nicht die Magerkeit. Bonaparte war immer mager gewesen. Es lag vielleicht in der Anspannung des Halses. Oder in der Art, wie der Kiefer zusammengepresst war. Der Mann von Toulon blickte auf etwas, das es noch nicht gab. Der Mann nach Abukir blickte auf etwas, das er verloren hatte.

Denon legte die beiden Blätter nebeneinander auf seinen Arbeitstisch.

Die Zeichnungen glichen einander. Ein eiliger Betrachter hätte den Unterschied nicht gesehen. Dasselbe Profil, dieselbe Haltung, dieselbe Hand des Zeichners. Aber nacheinander betrachtet, sagten sie nicht mehr dasselbe.

Es war das erste Mal seit Toulon, dass er Bonaparte in dessen Abwesenheit zeichnete. Bis dahin waren seine Skizzen des Generals Dokumente gewesen. Die Haltung des Befehlens, die Geste der Autorität, die historische Szene, die festgehalten werden musste, ehe sie verging. Diese nächtliche Skizze war etwas anderes. Ein Porträt ohne Einverständnis des Modells, ohne Zeugen, eher aus der Erinnerung als aus der Wirklichkeit gezogen.

Er schob die beiden Blätter zusammen in dasselbe Notizbuch, das eine nach dem anderen. Toulon, dann Abukir.

War das, was diese Notizbücher enthielten, etwas wert? Die Frage schien ihm jetzt weniger selbstverständlich als zu Beginn. In Toulon, als er an Bord der *Junon* gegangen war, hatte er mit Gewissheit gewusst, warum er da war. Um eine historische Expedition zu dokumentieren, um Ägypten zu sehen, ehe die anderen Europäer es sahen, um Bilder einer noch unbekannten Welt nach Frankreich zurückzubringen. Das Programm passte in eine Zeile.

Sechs Monate später war er sich dessen nicht mehr sicher. Er hatte das Elend der Soldaten in der Wüste gesehen, die Einwohner Alexandrias, die die französische Armee mit der Resignation von Menschen betrachteten, die zu viel gesehen haben, um sich noch zu erregen, den Aufstand von Kairo und seine Niederschlagung. Er hatte alles mit derselben Aufmerksamkeit gezeichnet wie die Pyramiden und die Flachreliefs. Waren seine Zeichnungen nicht, gegen seinen Willen, ebenso sehr die Stücke einer Besatzung wie die Archive einer Entdeckung?

Er löste diese Frage in jener Nacht nicht. Auch sein *Voyage dans la Basse et la Haute Égypte* würde sie nicht lösen.

Er löschte die Lampe und streckte sich im Dunkeln aus. Durch das Fenster waren die Sterne über Kairo dieselben wie die, die Herodot von den Ufern des Nils aus gesehen hatte, dieselben, die die pharaonischen Astronomen benutzt hatten, um ihre Monumente auszurichten, dieselben, die die französischen Matrosen während der Überfahrt von Toulon beobachtet hatten. Das tröstete ihn ein wenig. Der ägyptische Himmel beleuchtete Pyramiden und Biwaks mit derselben Gleichgültigkeit. Denon schloss die Augen. Morgen würde er wieder zeichnen.

KAPITEL II : DIE FAHRT DEN NIL HINAUF

I – Dendera

Am Abend des 16. Dezember 1798 verliess die Division Desaix Beni Suef in Richtung Süden. Dreitausend Fusssoldaten und zweihundert Reiter, um Oberägypten zu erobern. Denon, der Anfang Dezember von Kairo aufgebrochen war, um zu ihr zu stossen, war mit seinem Notizbuch mit von der Partie.

Anfang Dezember war Desaix durch die Hauptstadt gekommen, ehe er nach Beni Suef zurückkehrte, und Bonaparte hatte ihn empfangen.

„Ihr Auftrag ist ein doppelter. Militärisch, Murad Bey vernichten. Wissenschaftlich, den Gelehrten die Erforschung Oberägyptens ermöglichen. Behandeln Sie sie als Mitarbeiter. Was sie mitbringen, ist ebenso viel wert wie Ihre Siege."

Desaix war dreissig Jahre alt, praktisch veranlagt und hatte keinen besonderen Geschmack an Altertümern. Er verstand die Befehle, und das genügte.

„Ich werde diese Männer schützen wie meine Soldaten. Aber warnen Sie sie. Murad Bey wird keine Ruhe geben. Monatelang, vielleicht bis Assuan. Die Gelehrten werden es ertragen müssen."

Bevor Denon Kairo verliess, um zur Division zu stossen, einige Tage nach der Sitzung des Instituts, hatte Bonaparte ihn einen Augenblick zurückgehalten. Er hatte die Schublade seines Feldtisches geöffnet und ein gefaltetes Dokument herausgenommen. Die vierseitige Liste, die er Denon vor Toulon gezeigt hatte, seither ergänzt.

„Das ist es, was zurückkehren muss. Was Frankreich verdient, von dieser Expedition mitzubringen."

Denon überflog die ersten Zeilen. Kategorien, Beschreibungen. Tragbare Obelisken, Fragmente von Flachreliefs aussergewöhnlicher Qualität, dokumentierte Papyri, königliche Skarabäen,

Bronzen der Spätzeit, Mumien identifizierbarer Würdenträger. Jede Kategorie versehen mit einer Notiz über den geschätzten Wert und einem Bestimmungsort, Louvre, Nationalbibliothek oder Institut de France.

„Wie in Italien", fuhr Bonaparte fort. „Monge und Berthollet kennen die Methode. Was sie mit ihren Formularen zurückbringen, geht in den Louvre. Was die Soldaten in ihren Säcken mitnehmen, kann ich nicht verhindern. Ihre Notizbücher dagegen bleiben in anderer Form in Frankreich. Drei Ebenen. Jede mit ihrer eigenen Legitimität."

„Und wenn die Ebenen sich vermischen?"

„Sie vermischen sich immer. Darum muss die erste Ebene tadellos sein. Wenn die Kommission ihre Arbeit gewissenhaft macht, wird der Rest im Vergleich erträglich. Das ist die Logik aller staatlichen Erwerbungen seit der Renaissance. Frankreich plündert nicht. Es wählt aus, dokumentiert und bewahrt. Die Soldaten plündern. Der Unterschied ist real, auch wenn er unbequem ist."

„Und wenn jemand ihn bestreitet?"

„Niemand wird ihn bestreiten, solange wir den Krieg gewinnen. Verlieren wir ihn, stellt sich die Debatte nicht in der gleichen Weise."

Denon verstaute die Liste in seiner Tasche. Ein Auswahlbefehl, kein Plünderungsbefehl. Er hätte sich gewünscht, dass die Nuance genügte. Bonaparte, dessen Zeit knapp bemessen war, hielt die Tür seines Arbeitszimmers bereits offen, und Denon ging hinaus, ohne ausgesprochen zu haben, was er hatte sagen wollen.

Am Abend jenes Tages nahm die Kolonne, eine Wegstunde lang, auf dem linken Nilufer die Strasse nach Süden. Die Luft war um diese Stunde schon kalt. Eine trockene Kälte, ohne Dunst. Der Staub, den die Kolonnen aufwirbelten, war von weitem zu sehen. Die Artillerie rückte am Rand der bestellten Felder vor. Die Pferde der Kavallerie wieherten, als sie den Aufbruch spürten.

Fellachen, die auf den flachen Dächern der Häuser standen, sahen die Kolonne vorüberziehen, ohne sich zu rühren.

Denon ritt neben Desaix.

„Pococke, Norden … Haben Sie sie gelesen, General? Ungefähre Beschreibungen, ungenaue Zeichnungen. Diesmal wird gemessen."

„Ihr Elan gefällt mir. Aber sagen Sie mir Bescheid, wenn Sie sich von der Kolonne entfernen wollen. Murad Bey hat noch immer nicht aufgegeben."

Denon seufzte.

„Verstanden, General. Ich werde schnell zeichnen. Das ist immer noch besser als nichts."

In den folgenden Tagen stieg die Hitze schon in der zweiten Marschstunde, trotz des Winters. Der grüne Streifen am Fluss war einige hundert Meter breit, dann begann die Wüste, unmittelbar und absolut. Die Soldaten marschierten schweigend, die Feldflasche in der Hand. Denon zeichnete im Gehen – rasche Skizzen, die Silhouetten von Dörfern, eine Palme, das Profil einer Kalksteinklippe – ohne stehen zu bleiben, ohne den Schritt zu verlieren. Die Mamelucken bedrängten sie und verschwanden, ohne je eine entscheidende Schlacht zu liefern. Weiter südlich, in Siut, dem antiken Lykopolis, erkundete er Gräber, die in die Klippe gehauen waren, die die Stadt überragt, mit Wänden voller Hieroglyphen und Verzierungen von einer Feinheit, wie er sie nirgends gesehen hatte.

Die Farben hielten. Ockerrot, Blau aus ägyptischer Fritte, Grün aus Malachit, Gelb aus Auripigment. Die Wüste hatte die Luft um sie herum getrocknet. Er dachte an die Gemälde von Paris, geschwärzt von den Firnissen, erloschen durch Jahrhunderte der Feuchtigkeit.

Er zeichnete mehrere dieser Szenen in den wenigen Stunden, die Desaix ihm gewährte, ehe der Marsch weiterging. Seine Skizzen entstanden schnell. Er hatte gelernt, das Wesentliche in zehn

Minuten zu erfassen, die Steifheit der Körper, die Lebhaftigkeit dessen, was sie taten.

So ging er von einem Hypogäum zum nächsten, während die Kolonne ihr Biwak aufschlug.

Er zeichnete während der Rasten und abends in den Zelten im Schein der Fackeln, das Notizbuch auf dem Knie. Die Offiziere hatten ihn zunächst für eine Last gehalten.

„Ihr Gelehrter hält besser durch als meine Rekruten", sagte Desaix eines Tages zu einem seiner Adjutanten und deutete auf Denon, der während einer Rast der Armee auf einem Felsen sass.

„Das liegt daran, dass er etwas zu tun hat", antwortete der Adjutant.

Am 25. Januar 1799 sah Denon als einer der ersten Gelehrten Dendera, das er Tintyra schrieb. Der Tempel, den er für den der Isis hielt, erhob sich am Rand der Wüste, am Fuss der libyschen Kette, seine Masse von weitem sichtbar in der trockenen Luft Oberägyptens.

„Sehen Sie", sagte Denon zu Belliard, der sein Pferd neben dem seinen angehalten hatte. Jenseits eines monumentalen, halb unter Trümmern begrabenen Tores zeigte sich der Tempel.

Desaix, der eine Stunde zuvor die Bitte um eine Rast unwirsch beantwortet hatte, sagte nichts. Niemand hatte befohlen anzuhalten. Offiziere und Soldaten hatten die Strasse von selbst verlassen, und die Armee blieb dort bis zum Abend. Das Lager wurde im benachbarten Dorf Dendera aufgeschlagen, eine Dreiviertelwegstunde vom Tempel entfernt. Die Fellachen sahen von ihren Türschwellen aus zu, ohne näher zu kommen. Sie hatten schon andere Kolonnen vorüberziehen sehen. Diese führte Männer mit Messinstrumenten und Notizbüchern mit sich. Das war nicht beruhigender.

Denon trat als Erster ein. An der Schwelle zählte er vierundzwanzig Säulen, etwa fünfzehn Meter hoch, ihre Kapitelle mit dem

Haupt der Isis – so würde er sie nennen – blickten in die vier Himmelsrichtungen. Er nahm sein Notizbuch heraus und schloss es wieder. Wo anfangen? In den Städten Europas hatte er es immer gewusst. Vor einer Pyramide, vor einer einzelnen Säule stellte sich die Frage nicht einmal. Hier ruhte der ganze Saal in einer einzigen Logik, und jeder Einstiegspunkt wäre willkürlich. Schliesslich griff er die nächstgelegene Säule an.

„Ausserordentlich", murmelte Belliard hinter ihm. „Diese Faltenwürfe …"

Denon zeichnete bis zum letzten Tageslicht. Jomard, Ingenieur-Geograph des Stabes, mass, was die Stunden erlaubten. Er notierte die Abmessungen, die Winkel, die Ausrichtungen. Fünfzehn Meter pro Säule, die Fugen so fein, dass kaum eine Messerklinge hineinpasste. Die Decke, die auf ihnen ruhte. Die Wände voller Flachreliefs. Am anderen Ende des Saales hatte Denon schwarze Hände vom Kohlestift.

„Wie haben sie das ohne unsere Werkzeuge geschafft?", fragte Jomard leise.

„Zeit. Arbeitskräfte. Und eine Organisation, die imstande war, die Anstrengung über Jahrzehnte hindurch durchzuhalten", antwortete Belliard. „Dieser Tempel brauchte Generationen, bis er errichtet war. Das Vorhaben ging vom Vater auf den Sohn über wie ein heiliges Erbe."

„Und die Sterne, die kannten sie besser, als wir sie noch heute kennen", fuhr Jomard fort und zeigte auf die vom Rauch geschwärzte Decke, auf der man himmlische Figuren erahnte. „Schauen Sie. Dieses Gewölbe ist eine Karte des Nachthimmels des alten Ägypten."

Früher am Nachmittag hatte Jomard eine Einzelheit bemerkt, die er nicht in seinen Aufmassen vermerkt hatte. Er vertraute sie am Abend im Zelt seinem persönlichen Tagebuch an.

Drei Soldaten des vordersten Bataillons hatten den Nachmittag in den Seitenräumen des Tempels verbracht. Sie waren nicht im

Dienst. Bei ihrer Rückkehr trug einer von ihnen eine Figur aus blauer Fayence in der Hand. Eine sitzende Katze mit spitzen Ohren und Augen, in die schwarzes Glas eingelegt war. Er zeigte sie seinen Kameraden. Sie lachten.

Jomard sah ihnen nach. Die Katze aus Fayence war zwei- oder dreitausend Jahre alt. Ein Handwerker, dessen Name nicht überdauert hatte, hatte sie als Votivgabe im Tempel niedergelegt, für ein Gebet, dessen Inhalt man längst vergessen hatte. In weniger als drei Jahren würde sie in Marseille sein. Die Kette war kurz. Sie hinterliess keine Spuren. Jomard dachte an die Schwerkraft, die leichte Dinge stets nach unten fallen lässt. Hier war unten der Norden.

Am selben Tag war im Hof des Tempels der Bürger Vasseur, Mathematiker der Kommission der Wissenschaften und Künste, der Division zugeteilt, am Werk.

Er hatte am Nachmittag sechs Stücke nach den Kategorien aus Bonapartes Liste ausgewählt. Zwei Skarabäen, ein Goldamulett, eine Figur der Sachmet, allesamt den Kriterien der Liste entsprechend. Doch zwei Stücke ragten heraus. Eine Schreiberpalette aus Sykomorenholz, deren Schreibrohre noch in ihren Schilfrohrhülsen steckten. Da Holz fast nie überdauert hatte, war es ein überaus seltenes Stück. Und ein Kanopenkrug aus Alabaster mit unversehrtem Deckel in Gestalt eines Falkenkopfes, der Kebehsenuef darstellte, den Hüter der Eingeweide. Die sechs Stücke lagen aufgereiht auf dem Stein, nummeriert, etikettiert.

Jomard kam vom Eingang des Hofes näher. Vasseur füllte sein Formular im Tageslicht aus, ohne Hast, ohne sich zu verstecken. Der ganze Unterschied zu dem, was die Soldaten taten, lag in diesem Formular.

„Bürger Vasseur", sagte Jomard. „Diese Stücke sind aussergewöhnlich."

„In der Tat. Die Schreiberpalette hat kein bekanntes Gegenstück. Die Schreibrohre sind unversehrt. Das Sykomorenholz hat

überdauert, weil es in ein Leinen gewickelt war, das ich in einem seitlichen Fach der Nische gefunden habe. Zweitausendfünfhundert Jahre Aufbewahrung unter idealen Bedingungen."

Er schrieb weiter, ohne den Blick zu heben. Die Handschrift war die eines Wissenschaftlers, präzise, abgekürzt, schmucklos.

„Der Kanopenkrug wird die Chemiker für die Analyse der Mumifizierungsharze interessieren", fuhr er fort. „Ich habe ein Fragment der inneren Harzschicht entnommen. Die Nummer dieser Probe finden Sie unter der Referenz hundertvierzehn-B im Register der Kommission."

Er trug die sechste Nummer in sein Formular ein, unterschrieb, riss den Abschnitt ab und reichte ihn Jomard.

„Verzeichnis der Kommission, Abteilung offizielle Erwerbungen. Falls Sie eine Kopie für Ihre eigene Abteilungsakte wünschen."

Jomard nahm das Papier. Die Form war makellos. Er faltete es in der Mitte und schob es in seine eigene Tasche.

Ein Mann aus dem Dorf kam, um Jomard bei seinen Messungen zuzusehen. Hassan, der Dolmetscher, den die Kommission in Kairo angeworben hatte, blieb abseits. Einige Augenblicke später ging der Mann wieder.

Er kam vor Sonnenuntergang zurück, setzte sich an einen Pfeiler und sah Jomard eine Stunde lang bei der Arbeit zu. Dann ging er wieder und tauchte fast sogleich wieder auf, mit einem kleinen Tontopf, gefüllt mit frischem Wasser. Er stellte ihn neben Jomards Instrumente.

Jomard trank. Das Wasser war kalt, leicht mineralisch. Er sagte danke auf Arabisch. Eines der wenigen Wörter, die er gelernt hatte. Durch Hassans Vermittlung wechselten sie einige Sätze.

Der Mann kannte die Namen der Säulen. Nicht die Namen, welche die Gelehrten den Gottheiten des Ortes beilegten – Isis, Osiris, Horus –, sondern arabische Namen, die seit Generationen vom Vater auf den Sohn weitergegeben wurden. Die Säule an der

nordöstlichen Ecke hiess im Dorf „die Säule, die bei der Flut blutet“, weil ein Riss im Kalkstein während der Nilfluten zuweilen ein rötliches, eisenhaltiges Wasser hervorsickern liess. Die mittlere Säule hiess „die Säule der Stimme“, weil sie, wenn man sie in einer bestimmten Höhe mit der flachen Hand anschlug, einen tiefen Ton hervorbrachte, der sich durch den ganzen Saal fortpflanzte.

Jomard hielt die beiden Namen fest. Er wusste, dass sie nicht in der *Beschreibung* auftauchen würden. Sie hatten keinen messbaren Wert. Aber sie sagten etwas, was seine eigenen Messungen nicht sagten, nämlich dass dieser Tempel seit langem im Gedächtnis des Dorfes wohnte. Er war keine Ruine. Er war ein Nachbar.

Vier Monate später, im Mai, sollte Denon nach Dendera zurückkehren. Er würde dann Qena, wo die Division ihr Quartier aufgeschlagen hatte, mit einer Eskorte von dreissig Mann, einer Kerze und seinen Notizbüchern verlassen. Er wollte endlich den Tierkreis der oberen Kapelle zeichnen, den er im Januar in der Dämmerung nur flüchtig gesehen hatte.

Die Osiris-Kapelle, ein kleiner Raum, der über eine in der Dicke der Mauern angelegte Treppe zugänglich war, lag auf dem Dach des Tempels. Die Decke war niedrig, und die Kerze warf nur ein orangefarbenes, unzureichendes Licht. Er legte sich auf den kalten Stein. Über ihm, in den Sandstein gemeisselt, die Himmelskarte. Eine Scheibe, eingeschrieben in einen Block von zweieinhalb Metern Seitenlänge. In der Mitte die zirkumpolaren Sternbilder. Der Grosse Bär in Gestalt eines Stiervorderbeins, eine Nilpferdgöttin, die eine Harpune schwang. Am Rand die zwölf Zeichen des griechischen Tierkreises, vermischt mit ägyptischer Ikonographie, mit dem Widder, dem Stier, aber auch dem Wassermann, dargestellt als Hapi, der Gott der Überschwemmung, der zwei Krüge hielt, aus denen der Nil floss.

Diese Decke liess sich nicht einfach so mitnehmen. Mehrere Tonnen Sandstein, in das Gewölbe eingelassen. Vor der Abreise hatte Denon das Problem in Qena Jomard vorgelegt, dem

erfindungsreichsten Kopf des Stabes. Er hatte den Tierkreis im Januar mit dem Auge eines Technikers und nicht mit dem eines Künstlers gesehen.

„Das ist machbar", hatte er gesagt und dabei Denons Skizze auseinandergefaltet. „Nicht mit dem, was wir haben. Man bräuchte Sägen mit Zähnen aus gehärtetem Stahl, Schraubenwinden, gebrannten Kalk, ein Hebegerüst von zwanzig Metern. Mindestens sechs Wochen Arbeit mit zwanzig Mann. Und ein eigens für den Transport des Blocks eingerichtetes Schiff. Mehrere Tonnen, gewöhnliche Laderäume genügen nicht."

„Würde das Ergebnis die Mühe lohnen?"

Jomard hatte die Skizze erneut betrachtet, seine Augen wanderten über die Scheibe von Sternbild zu Sternbild.

„Es ist die vollständigste Darstellung des antiken Himmels, die ich je gesehen habe. Ja, es lohnt die Mühe. Aber nicht jetzt. Vielleicht in dreissig Jahren, wenn jemand mit Gerät und Zeit zurückkehrt."

Denon hatte das Gespräch in einem Memorandum an den wissenschaftlichen Stab festgehalten. Das erste offizielle Dokument, das die Möglichkeit erwähnte, den Tierkreis von Dendera herauszulösen. Dieses Memorandum würde nach Kairo reisen, in einer Kiste schlummern und auf Mittel warten, die die Armee nicht hatte.

Er zeichnete zwei Stunden lang, auf dem Rücken liegend. Seine Kerze erlosch. Er zündete eine andere an. Als er wieder hinabstieg, brach die Nacht herein, und die Soldaten warteten schon seit einer Stunde ungeduldig.

„Haben Sie, was Sie wollten?", fragte ihn ein Unterleutnant.

„Eine erste Zeichnung. An manchen Stellen falsch, fürchte ich. Für eine echte Aufnahme braucht es andere Hände."

Denon wies den wissenschaftlichen Stab auf die Notwendigkeit hin, Ingenieure zu entsenden, um seine Arbeit zu vervollständigen. Zwei junge Polytechniker, Jollois und Devilliers, von der

Mission des Chefingenieurs Girard, von denen sich der erste bereits in Oberägypten befand, würden die Aufnahme mit ihren Präzisionsinstrumenten abschliessen.

Doch man stand erst am ersten Abend. An diesem 25. Januar musste Jomard ein Problem mit der Requirierung von Rationen regeln. Er suchte Feldwebel Aubert, den Mann, der die Intendanz des Spitzenbataillons verwaltete. Er fand ihn in einem Zelt abseits des Hauptbiwaks, an einem kleinen Tisch sitzend, mit einer Laterne und einem Heft.

Aubert hielt eine in drei Spalten eingeteilte Liste, überschrieben mit Gegenstand, Kompanie, Soldat. Die Zeilen standen eng. Jomard las von seinem Platz aus, ohne es sich anmerken zu lassen, und prägte sich diese Zeilen ein. „Figur aus blauem Stein, 2. Kompanie, Racine. Fragment eines Flachreliefs, 3. Kompanie, Duplessis. Skarabäus aus Fayence, 1. Kompanie, Marin. Bemalter Tontopf, 4. Kompanie, Lefèvre." Es waren mehr als achtzig Zeilen.

Aubert schien nicht überrascht, beobachtet zu werden.

„Bürger Gelehrter. Kann ich etwas für Sie tun?"

„Ich suchte die zusätzlichen Rationen für die Vermessungstrupps. Es eilt nicht."

Jomard stellte keine Fragen zu der Liste. Er wusste, was sie war, ein inoffizielles Inventar, von niemandem angeordnet und von niemandem verboten, geführt von einem Unteroffizier, der begriffen hatte, dass in seinem Bataillon etwas im Umlauf war, und der beschlossen hatte, es zu wissen, aus Vorsicht. Sollte später jemand Fragen stellen, würde Aubert antworten können. Und wenn niemand Fragen stellte – was wahrscheinlicher war –, würde die Liste in seinem Heft bleiben.

Er erledigte seine Angelegenheit mit den Rationen in drei Sätzen und ging wieder.

In jener Nacht schrieb Jomard seine Messungen nicht ins Reine. Er machte sich an etwas anderes.

Er begann mit dem, was er sicher wusste. Die Liste des Feldwebels Aubert enthielt allein für die 2. Kompanie dreiundzwanzig Gegenstände an einem Tag. Vier Kompanien pro Bataillon, und mehr als achtzig Zeilen auf der Liste allein für das Spitzenbataillon. Zwei Infanteriebataillone im Wechsel im Tempel. Dazu die Offiziere, die auf andere Weise entnahmen. Mit mehr Auswahl, geringerer Menge, aber Stücken von höherem Wert. Dazu Vasseurs offizielle Erwerbungen. Sechs dokumentierte Stücke, andere vielleicht ohne förmliche Dokumentation.

Er stellte eine Schätzung an. Vorsichtig gerechnet. Zwanzig Gegenstände pro Kompanie für den Nachmittag der Rast. Vier Kompanien. Zwei Bataillone. Das ergab mindestens hundertsechzig Gegenstände allein für diesen einen Tempel. Rechnete man die Käufe bei den Einwohnern und das hinzu, was die Offiziere unauffällig sammelten, näherte man sich den zweihundert.

Zweihundert Gegenstände, die Dendera verliessen. Er prüfte die Zahl. Dann sah er auf den Tempel, der in der klaren Nacht eine Dreiviertelstunde Fussmarsch vom Biwak entfernt zu erkennen war. Der Tempel war riesig. Zweihundert Gegenstände waren ein Bruchteil dessen, was er noch enthielt. Aber die richtige Rechnung war die Zahl der Rasten in der Zahl der Tempel, mal zweihundert.

Es gab mindestens zwölf grosse Stätten zwischen Dendera und Assuan. Er schrieb diese Zeilen unten auf die Seite. „Geschätzte Gesamtzahl, ganzer Feldzug, Grössenordnung zweitausendfünfhundert Gegenstände. Untere Grenze. Nicht überprüfbar."

Dann hielt er bei dem inne, was er soeben geschrieben hatte. Zweitausendfünfhundert. Auf der Seite wog die Zahl nichts. Sie bezeichnete dennoch zweitausendfünfhundert Gegenstände, die seit Jahrhunderten in einem ägyptischen Tempel oder Grab gelegen hatten und in sechs Monaten nicht mehr da sein würden.

Beim Beladen der Maultiere suchte er mit den Augen den Soldaten, der die Katze aus Fayence in der Hand getragen hatte. Er fand ihn unter den Tausenden von Gesichtern nicht wieder. Der Mann existierte. Die Katze existierte. Irgendwo in dieser Zahl von zweitausendfünfhundert.

Bevor er Dendera verliess, suchte Jomard Vasseur auf.

Vasseur überwachte gerade das Zunageln seiner Kisten. Er hielt inne, einen Nagel zwischen den Fingern.

„Bürger Vasseur. Ich habe eine Schätzung des gesamten Entnahmevolumens für diesen Tempel und für den folgenden Feldzug angestellt."

Er reichte ihm das Notizbuch, aufgeschlagen bei der Rechnung. Vasseur las es. Er nahm sich die Zeit, die Annahmen zu prüfen, und rechnete im Kopf nach.

„Ihre untere Grenze ist vernünftig", sagte er schliesslich. „Bei den Offizieren leicht unterschätzt."

„Finden Sie diese Zahl nicht problematisch?"

Vasseur gab ihm das Notizbuch zurück.

„Ich finde diese Zahl zutreffend oder nahe an der Wirklichkeit. Problematisch für wen? Für die Kommission? Nein. Unsere Erwerbungen sind dokumentiert. Für die Armee? Das zu beurteilen ist Sache von Desaix. Für diesen Tempel? Gewiss. Aber die Griechen haben hier genommen, die Römer auch. Wir sind nicht die Ersten, und Ägypten ist immer noch da."

„Das ist kein Grund."

„Nein. Es ist ein Zusammenhang. Und in diesem Zusammenhang lautet die einzige Frage, ob das, was wir tun, wir, die Kommission, vertretbar ist. Ich denke, ja. Für den Rest bin ich weder Polizist noch Richter."

„Sie sind Mathematiker. Ein Mathematiker sagt nicht, eine Rechnung sei vertretbar. Er sagt, ob sie stimmt."

„Unsere Rechnungen stimmen“, erwiderte Vasseur, der bereits zu seinen Kisten zurückgekehrt war. „Archive, Beschreibungen, Gegenstände für den Louvre.“

„Das hat Bonaparte verlangt. Es ist nicht das, was ich verlangt hätte.“

Am nächsten Tag, im Morgengrauen, gab Desaix das Zeichen zum Aufbruch. Jomard verstaute seine Instrumente. Denon wandte sich lange zum Tempel um.

„Wenn wir je in Frieden zurückkehren …“, sagte Jomard. „Sechs Monate. Dieser Tempel verdient allein sechs Monate.“

Jomard würde nicht zurückkehren. Denon dagegen würde im Mai zurückkehren, für kaum einige Tage. Ihre Zeichnungen würden bleiben.

Die Strasse nach Theben folgte zwei Tage lang dem Nil. Abends im Biwak begannen die Offiziere von den Tempeln zu sprechen, die sie sehen würden. Karnak. Luxor. Die Namen gingen von einem Feuer zum anderen, Namen, die man ein Leben lang gehört hatte.

II – Theben

Am späten Nachmittag des 27. Januar gelangte die Division Desaix vor die Ruinen von Theben. Die Armee hielt von selbst an. Denon hatte an jenem Abend nur Zeit, vom Pferd aus zu zeichnen. Der Rest musste bis zum Tag warten.

Jomard blieb am Ufer stehen und rührte sich nicht, den Blick auf die schwarzen Pylonen im Licht der untergehenden Sonne gerichtet, auf der anderen Seite des Nils.

Am nächsten Tag, nachdem sie den Fluss auf requirierten Barken überquert hatten, entdeckten sie Karnak, das alles übertraf, was sie sich vorgestellt hatten. Die Hypostylhalle des Amun-Re-Tempels zählte hundertvierunddreissig Säulen, die zwölf mittleren einundzwanzig Meter hoch. Jomard überschritt die Schwelle und

blieb mehrere Minuten reglos stehen. Die Halle umfasste eine Fläche von etwa fünftausendzweihundert Quadratmetern und war damit einer der grössten überdachten Räume der Antike.

„Das werde ich nie zeichnen", murmelte Denon. „Niemand wird es können."

In der Nacht nach seinem ersten Tag in Karnak setzte sich Jomard mit seiner Laterne in den Tempelhof und begann, die Zahlen zu ordnen. Die Halle war nicht allein zum Ruhm eines Pharaos gross gebaut worden. Man musste darin eine Prozession, eine Menge, ein Ritual unterbringen. Jedes Mass entsprach einer akustischen, lichtbedingten, liturgischen Notwendigkeit.

Seine Notiz umfasste wenige Sätze. „Die Regelmässigkeit der Proportionen in dieser Halle lässt auf ein Masssystem schliessen, das über mehrere Generationen mit absoluter Präzision überliefert wurde. Die Länge der Halle beträgt ungefähr das Doppelte der Breite. Der Abstand zwischen den mittleren Säulen entspricht ihrem Durchmesser. Diese Verhältnisse sind nicht zufällig."

Draussen bellte irgendwo in der Wüste ein Schakal. Die Sterne über den Säulen waren sehr hell.

Dann, als er sich mit seinem Theodoliten drehte, um das Azimut eines Referenzsterns zu notieren, begriff er etwas, das zu begreifen er nicht vorgehabt hatte. Die Erkenntnis kam nicht am Ende eines Beweises. Sie kam auf einen Schlag, beinahe ein Schwindel, wie wenn eine lange Rechnung bei einer runden Zahl endet und man schon vor der Überprüfung weiss, dass sie stimmt.

Die Hauptachse des Tempels – die Achse, die den Eingang mit dem innersten Heiligtum verband – war um sechsundzwanzig Grad südlich von Osten ausgerichtet. Er überprüfte die Rechnung zweimal. Sechsundzwanzig Grad. Diese Zahl stand seit dem Morgen in seinen Aufzeichnungen, mechanisch notiert wie eine Angabe unter anderen. Aber jetzt, in der Dunkelheit, mit

den Sternen sichtbar über sich, wusste er, was diese Zahl bedeutete.

Es war das Azimut des Sonnenaufgangs zur Wintersonnenwende auf der Breite von Theben.

Er rührte sich mehrere Sekunden lang nicht. Soweit er wusste, hatte noch niemand dieses Ergebnis formuliert, und er wollte sich vergewissern, dass er sich nicht täuschte, ehe er es niederschrieb.

Der Tempel war auch ein astronomisches Instrument, so ausgerichtet, dass am Morgen des kürzesten Tages des Jahres das Licht der aufgehenden Sonne ins Heiligtum fiel und die Achse entlang bis zur grossen Hypostylhalle wanderte.

Fieberhaft schrieb er eine mehrseitige Notiz in sein Journal, in der er die Rechnung, die Messungen, den Schluss darlegte. Er würde sie mit dem ersten Kurier nach Kairo an Fourier schicken. Der strengste Mathematiker der Kommission würde es überprüfen können. Die Antwort würde einen Monat später eintreffen, nur zwei Zeilen. „Ihre Rechnung ist richtig. Vermerken Sie sie für die Veröffentlichung."

Um zwei Uhr morgens kehrte Jomard ins Lager zurück, fünf Stunden nachdem er sein Zelt verlassen hatte. Seine Hände zitterten leicht, als er die Blätter des Notizbuchs zusammenrollte, und es war nicht die Kälte. Gewöhnlich bestätigten seine Entdeckungen eine Hypothese. In dieser Nacht war die Hypothese zum ersten Mal aus der Messung selbst hervorgegangen, ohne dass er sie gesucht hätte. Er behielt seine Stiefel zum Schlafen an.

Denon widmete den Tag dem Durchstreifen des Komplexes von Karnak, zehn Stunden am Stück, im Wissen, dass ihm die Zeit knapp bemessen war. Die vierzig Meter hohen Pylonen trugen Flachreliefs pharaonischer Schlachten. Die Obelisken aus rosa Granit ragten kerzengerade auf, Monolithen, die von Assuan herbeigeschafft worden waren, zweihundert Kilometer weiter

südlich. Einer von ihnen, errichtet von der Pharaonin Hatschepsut aus der achtzehnten Dynastie, erhob sich zu einer Höhe von neunundzwanzigeinhalb Metern. Seine Flächen waren mit senkrechten Kolumnen fein eingravierter Hieroglyphen bedeckt, unentzifferbar.

Es gab sie überall, auf den Schäften, auf den Mauern, auf den Sarkophagen. Denon kopierte ganze Reihen davon, mit langsamem Stift, ohne ein einziges zu lesen – niemand konnte es.

Im grossen Hof von Karnak hatte sich Denon vor einem Register von Flachreliefs aufgebaut, die als Tribut dargebrachte Tiere zeigten. Löwe, Giraffe, Affen, Antilopen. Er kopierte die Arten mit der Genauigkeit des Zeichners und vermerkte jene, die es in Ägypten nicht mehr gab.

„Sehen Sie sich diesen Löwen an", sagte er zu Jollois, der vorüberging. „Das ist nicht der Schädel des Löwen des subsaharischen Afrika – flacheres Profil, längere Mähne, man könnte meinen, ein Porträt. Entweder hat sich der Bildhauer geirrt, oder die Löwen des alten Ägypten bildeten eine eigene Population. Ich würde auf die zweite wetten."

Jollois betrachtete das Relief, dann Denon und ging weiter. Denon erwartete keine Antwort. Er fügte bereits am Rand eine zweite Mähne hinzu.

In einer anderen Nacht arbeitete Jomard an seinen Messungen von Karnak, als er ein Geräusch hörte.

Dumpfe, regelmässige Schläge, das Schaben von etwas Schwerem auf den Steinplatten – Arbeitsgeräusche, keine Kampfgeräusche. Er nahm seine Laterne.

In der Halle arbeiteten drei Soldaten im Schein zweier Fackeln. Sie hatten eine Nische ausgeräumt, die Statuenfragmente enthielt – Köpfe von Gottheiten, Hände, Büsten – und sortierten sie auf den Steinplatten in zwei Haufen, die, welche des Tragens wert waren, auf die eine Seite, die zu schweren auf die andere. Einer von ihnen hielt mit beiden Händen einen Falkenkopf aus

schwarzem Granit, wahrscheinlich Horus, die Augen mit einer dunklen Masse eingelegt, die das Fackellicht nicht zu bestimmen erlaubte. Er drehte ihn um und versuchte, das Gewicht abzuschätzen.

Jomard ging nicht über den Eingang der Halle hinaus. Die Autorität eines Kommissionsmitglieds erlaubte ihm, nicht genehmigte Entnahmen zu untersagen. Er hätte eingreifen können. Er tat es nicht. Sie waren drei, in Desaix' Bataillonen gab es dreitausend, ein Einzelner mit einer Laterne würde nichts aufhalten, und er hatte keinen Sinn für Gesten aus Prinzip. Er drehte den Docht herunter und wich ins Dunkel zurück.

Am Nachmittag machte Jollois im Hof im Norden des Komplexes eine Entdeckung. Zwischen den Trümmern verstreute Fragmente von Flachreliefs der zwölften Dynastie zeigten einen radikal anderen Stil, kleiner, intimer, die Gestalt des Königs weniger hieratisch und menschlicher. Das Gesicht eines dieser Könige trug einen Ausdruck der Erschöpfung, wie ihn kein Pharao der grossen Dynastien auf seinen Denkmälern geduldet hätte.

„Sehen Sie sich die Augen an", sagte Jollois zu Denon, der seit einer Stunde zeichnete. „Ich habe noch nie einen Pharao gesehen, der so … müde war." Er schwieg einen Augenblick. „Die Mattigkeit der Macht."

Denon hörte auf zu zeichnen. Jollois hatte recht. Er begann das Gesicht von vorn, die Lider schwerer.

Am 29. Januar nahm die Division den Weg nach Süden wieder auf und machte in Luxor, drei Kilometer weiter, für zwei Nächte Halt. Denon und Jomard erhielten die Erlaubnis, bei ihrem Aufbruch mit einer Eskorte zurückzubleiben, um sie danach in Gewaltmärschen einzuholen. Tempel Amenophis' III. und Ramses' II. Die Sphingenallee, die die beiden Tempel verband, war unter Sand und den darauf errichteten Häusern des Dorfes begraben worden.

Denon skizzierte die grosse Kolonnade, die vom Eingangshof bis zum inneren Heiligtum führte. Vierzehn Papyrussäulen von neunzehn Metern Höhe, von einer Eleganz, die vom Raffinement der achtzehnten Dynastie zeugte. Die Mauern trugen Flachreliefs der Opet-Prozession, bei der die Statue des Amun jedes Jahr auf einer Barke von Karnak nach Luxor gefahren wurde. Er kopierte die Szene über mehrere Seiten.

Andere Flachreliefs stellten auf dem Eingangspylon die Schlacht von Kadesch zwischen Ramses II. und den Hethitern dar. Fünfundsechzig Meter Breite, vom Boden bis zu zehn Metern Höhe mit bemerkenswert dynamisch gestalteten Szenen bedeckt. Der Ausgang der Schlacht blieb umstritten. Ramses war beinahe eingekreist worden, ehe er sich befreite. Der Pylon zeigte nur den Triumph, eingemeisselt in einer Höhe, in der niemand kommen würde, um ihn zu berichtigen.

Vor dem Pylon erhoben sich zwei Obelisken. Genau jene, von denen Mehmed Ali 1830 einen Frankreich zum Geschenk machen würde. Dieser würde 1833 auf einem eigens dafür entworfenen Schiff bis nach Paris gelangen und 1836 auf der Place de la Concorde aufgerichtet werden. Denon betrachtete ihn 1799, ohne zu wissen, dass er dort enden würde. Er notierte seine Masse, seine Inschriften, die Kartuschen, die sich auf den vier Seiten wiederholten.

Desaix, der mit der Spitze der Kolonne vorüberkam, hielt vor den Obelisken an. Er legte den Kopf in den Nacken, zur Spitze des ersten, fünfundzwanzig Meter über ihm, und blickte dann zu Denon, der daneben zeichnete.

„Diese senkrechten Säulen, könnte man die mitnehmen?“

„Das sind Obelisken. Aus Granit. Etwa zweihundertdreissig Tonnen jeder.“

„Mit dem Fluss darunter und Hebeln haben die Ägypter es ja auch geschafft.“

„Vor dreitausend Jahren. Und sie haben sie mit der Flut von Süden nach Norden hinabgeschafft. Um sie nach Frankreich hinaufzubringen, müsste man sie auf ein eigens gebautes Schiff laden. Nichts, was wir im Mittelmeer haben, kann das leisten."

Desaix betrachtete den Obelisken noch einmal.

„Jemand wird einen Weg finden. Aber nicht gleich."

Er stieg wieder aufs Pferd und kehrte zu seinem Stab zurück.

In den Seitenräumen des Tempels von Luxor, wo die Plünderer schon vor ihnen gearbeitet hatten, fand Denon, was die eiligen Ausgräber zurückgelassen hatten. Fragmente von Bronzestatuetten, Füsse, Hände, ein vollständiges Gesicht des Osiris aus vergoldeter Bronze von fünfzehn Zentimetern. Das Gesicht hatte die für die Bronzen der Spätzeit charakteristische Gelassenheit. Leicht schräge Mandelaugen, ein schmaler Mund, ein geflochtener falscher Bart. Das Metall war im Wachsausschmelzverfahren gegossen und dann mit dem Meissel überarbeitet worden. Die Augenbrauen und die Augenkonturen waren mit feinem Gold eingelegt, die Pupillen aus schwarzem Glas.

Bronzen dieser Art waren seit dem siebten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung in Serie hergestellt worden. Tausende von Votivfiguren, von Gläubigen in den Tempeln niedergelegt im Austausch für göttlichen Schutz. Diese Objekte hatten nie einem Einzelnen gehört. Sie waren Gaben an den Gott, Eigentum des Tempels. Als die Plünderer die Magazine geleert hatten, hatten sie dem Amun genommen, und Amun hatte bei niemandem etwas eingefordert.

Denon hob das Gesicht des Osiris auf und drehte es um. Auf der Rückseite eine mit dem Meissel eingravierte Zeile Hieroglyphen, der Name des Stifters, wahrscheinlich. Er kopierte die Zeichen. Dann verstaute er das Stück in seiner Tasche. Dabei dachte er an Bonapartes Liste. Ein Gesicht des Osiris aus vergoldeter Bronze gehörte ohne Diskussion zur ersten Kategorie. Er hätte es melden müssen, damit es nach Kairo ginge, zu den offiziellen

Sammlungen, über die Fourier das Register führte. Er tat es nicht. Die Grenze zwischen dem, was er für die Kommission entnahm, und dem, was er für sich selbst entnahm, hatte sich seit Dendera verwischt, ohne dass er es bemerkt hätte. Etwa dreissig Einträge in seinem persönlichen Inventar. Ebenso viele Objekte, die sechs Monate zuvor in keinem europäischen Verzeichnis existiert hatten.

Das war nicht dasselbe wie Stehlen. Davon war er beinahe überzeugt.

An diesem Abend blieb Jomard noch eine Stunde vor der Fassade des Tempels. Karnak war über zweitausend Jahre hinweg gebaut worden, jeder Pharao hatte einen Pylon, eine Allee, eine Halle hinzugefügt, ohne Stilbruch, ohne dass das Vorhaben je infrage gestellt worden wäre. Ägypten hatte etwas vollbracht, was Europa nie gelöst hatte, die Weitergabe eines architektonischen Vorhabens über Generationen, ohne dass jemand sein Ende beschloss.

Und nun trugen Soldaten Stücke dieses Vorhabens in ihren Säcken davon, zwischen Kochgeschirr und Wechselhemd, ohne vandalische Absicht wohl. Die Fragmente, die nach Paris gingen oder in die Privatsammlungen der Offiziere, lösten sich aus diesem Ganzen und wurden zu Kuriositäten, zu Andenken.

Jomard notierte, ehe er zurückging. „Karnak ist ein System. Jedes Element hat seinen Platz im Ganzen. Ein Element zu versetzen zerstört Karnak nicht, aber es zerstört dieses Element als Teil des Systems. Es wird anderswo etwas anderes sein – ein Objekt, ein Sammlungsstück – und nicht mehr hier etwas Bestimmtes."

Als Denon an diesem Abend Luxor verliess, bemerkte er einen alten Mann, der am Eingang des Tempels sass. Er trug eine weisse Galabija und sah den Soldaten zu, die Blöcke im Hof forttrugen. Er wirkte nicht zornig. Es war das Gesicht eines Menschen, der etwas betrachtet, das er schon gesehen hat.

Denon blieb stehen. Hassan sprach den Mann an. Sie wechselten einige Worte.

„Er sagt, sein Vater sei Wächter dieses Tempels gewesen. Und sein Grossvater. Und sein Urgrossvater. Er weiss nicht, wie viele Generationen. Er sagt, die Osmanen seien gekommen. Die Mamelucken seien gekommen. Jetzt seien die Franzosen da. Jedes Mal nähmen sie Steine."

Denon bat Hassan, eine Antwort zu übersetzen. Die Franzosen seien gekommen, um zu forschen, nicht um zu zerstören. Hassan übersetzte. Der Mann entgegnete, auch die Osmanen hätten gesagt, sie kämen aus anderen Gründen. Sie hätten trotzdem genommen.

Denon hatte nichts zu erwidern. Er zeichnete den Mann von hinten. Die weisse Galabija, der Granitblock, die Soldaten im Hof hinter ihm.

Was Denon hinter der Szene nicht sah, war das, was Hassan nach den offiziellen Arbeitsstunden tat.

Hassan war der offizielle Dolmetscher der Kommission. Ein Ägypter aus Kairo, der begriffen hatte, dass ihm seine Stellung einen privilegierten Zugang zu beiden Welten verschaffte. Er übersetzte die Fragen der Gelehrten an die Fellachen. Was er nicht systematisch übersetzte, war, was die Fellachen untereinander darüber sagten, was die Gelehrten wirklich wollten.

Jomard hatte es nach der ersten Woche verstanden. Hassan erleichterte die Einkäufe der Gelehrten bei den einheimischen Händlern und nahm dabei seinen Anteil. Jomard schätzte sie auf fünfzehn Prozent. Weder die Verkäufer noch die Käufer wussten, dass auch das andere Ende des Marktes durch seine Hand ging.

In einer Nacht in Karnak stand Jomard auf und folgte Hassan in einigem Abstand. Dieser durchquerte das Hauptbiwak in Richtung des Bereichs, in dem die höheren Offiziere untergebracht waren, blieb vor einem Zelt stehen und wechselte mit gedämpfter Stimme einige Worte mit einem Diener. Dieser ging ins Zelt

zurück und kam mit zwei Offizieren wieder heraus, einem Oberst und einem Stabshauptmann. Hassan öffnete einen Leinensack. Im Schein einer Öllampe breitete er auf einem gefalteten Teppich vier Objekte aus. Schöner als das, was er tagsüber den Unteroffizieren zeigte. Ein königlicher Skarabäus aus Lapislazuli, selten und schwer. Eine Schale aus durchscheinendem Alabaster. Eine Statuette des Ptah aus blauer Fayence von zehn Zentimetern. Ein Amulett aus massivem Gold, das die sitzende Bastet darstellte.

Die Offiziere prüften die Stücke. Der Oberst feilschte. Hassan gab beim Preis mit einer Leichtigkeit nach, die zeigte, dass er die Marge von Anfang an einkalkuliert hatte. Die vier Stücke wechselten den Besitzer. Hassan steckte das Geld ein, ohne zu zählen.

Jomard kehrte ins Lager zurück, ohne gesehen worden zu sein. Am Morgen stellte er Hassan direkt zur Rede, ohne Umschweife.

„Ich habe es gesehen", sagte Jomard. „Heute Nacht. Die Offiziere, der Teppich, die vier Stücke."

Hassan schien nicht verlegen. Er wartete auf die Fortsetzung.

„Woher stammen diese Stücke?"

„Von einem Mann aus Gurna, der in der Nacht den Nil überquert hat. Er kennt Gräber, die die Franzosen noch immer nicht besucht haben. Er verkauft seit Jahren, was er findet."

„Und die Provision, die Sie nehmen?"

„Zehn Prozent. Die Offiziere zahlen mehr als die Soldaten, der Stab mehr als die Linie."

„Und auf das, was Sie den Gelehrten tagsüber verkaufen? Ich rechne fünfzehn."

„Fünfzehn, ja. Die Menge gleicht es aus. Sie wollen verkaufen, Sie wollen kaufen … Die Gräber, ich grabe sie nicht aus, ich. Ich übersetze Preise."

Hassan entfernte sich. Er stammte aus Kairo, war der Sohn eines Kopisten am Religionsgericht, des Arabischen kundig und des

Französischen hinreichend mächtig, um für diese Männer zu arbeiten. Er hatte diese Arbeit angenommen, weil sie gut bezahlt wurde und weil die Franzosen, wie die anderen vor ihnen, nicht bleiben würden.

Was Hassan Jomard nicht gesagt hatte, war, dass er zwei Tage zuvor allein im Morgengrauen in die grosse Halle des Tempels von Karnak getreten war, ehe die Gelehrten aufstanden.

Er hatte Karnak vor dieser Expedition nie gesehen. Seine Vorfahren hatten das alles nicht gebaut. Er besass für diese Hieroglyphen nicht mehr Schlüssel als Denon. Aber niemand verlangte von ihm, sie zu entziffern. Man verlangte von ihm, die Preise zu übersetzen.

III – Das Tal der Könige

Am 29. Januar war Jomard der Erste, der den Nil zum Westufer überquerte. Er hatte darum gebeten, vor Tagesanbruch aufbrechen zu dürfen, um den Ort für sich allein zu haben, ehe die Armee in Bewegung geriet.

Die thebanische Nekropole erstreckte sich über mehrere Kilometer in der gebirgigen Wüste. Jomard kannte sie aus den Berichten von Pococke und Norden, doch diese Schilderungen hatten sein Kartographenauge nicht auf die Wirklichkeit des Geländes vorbereitet. Es war ein in die Felswand gegrabenes Kalksteintal, fünf Kilometer vom Fluss entfernt, in dem jede Öffnung im Fels einen Grabeingang markierte. Dutzende sichtbarer Öffnungen. Gewiss noch weitere unter dem Sand.

Er kletterte auf einen Felsvorsprung, der den Eingang des Tals beherrschte. Von dort sah er alles. Die Öffnungen der Gräber in der Felswand, die Wege der Steinbrecher, die Spuren der alten Ausbeutung dieses Gesteins. Die Pharaonen hatten auf Pyramiden verzichtet zugunsten von hier ausgehobenen Gräbern, angeblich unauffälligeren. Die Plünderer hatten sie trotzdem gefunden. Fast alle waren schon in der Antike geleert worden. Übrig

blieben der Fels und die Winkel, die niemand hatte stehlen können. Jomard stellte das Stativ seines Theodoliten zwischen zwei Steine.

Er wandte an, was er die „Geländetriangulation“ nannte.

Von einem zentralen Punkt aus nacheinander alle identifizierbaren Bezugspunkte mit dem Theodoliten anvisieren, die Winkel notieren, die Entfernungen anhand der am Boden gemessenen Basis berechnen. An jenem Morgen arbeitete er vom Morgengrauen an ohne Unterbrechung. Gegen sieben Uhr kam ein Soldat zu ihm und brachte seine Ration. Jomard dankte ihm, ohne das Okular zu verlassen, und das Brot blieb auf dem Stein liegen. Jollois arbeitete anders. Wo Jomard nach Winkeln und Entfernungen suchte, suchte Jollois nach Verhältnissen. Danach, was die eine Abmessung über die andere sagte, was ein Grössenverhältnis über die Absicht verriet. Seine Notizbücher hatten nicht die Zahlenkolonnen Jomards. Sie enthielten kommentierte Skizzen, in Brüchen ausgedrückte Proportionen, Vergleiche zwischen einzelnen Stätten. Sie kamen dennoch aus derselben Schule.

Weiter unten, ausser Sichtweite Jomards, führten die Führer von Gurna Denon und Jollois von Grab zu Grab.

Die Fellachen von Gurna kannten jeden Eingang zum Tal der Könige seit Generationen. Ihr Dorf war auf den Gräbern selbst gebaut. Die Häuser ruhten auf Grabkammern, die Kinder wuchsen über den Verstorbenen der Dynastien auf. Sie hatten die Gräber seit Jahrhunderten unauffällig ausgebeutet und an Händler aus Kairo und an die wenigen europäischen Reisenden verkauft, die es wagten, bis hierher vorzudringen. Der Handel war bescheiden, stetig, im Gleichgewicht gehalten durch das Risiko, die Aufmerksamkeit der osmanischen Behörden auf sich zu ziehen.

Die Ankunft der Franzosen veränderte dieses Gleichgewicht.

Die Gelehrten wollten alles sehen, und zwar sofort. Sie verlangten Führer zu Gräbern, die sie allein niemals gefunden hätten.

Indem sie Denon und Jollois führten, enthüllten die Männer von Gurna Eingänge, die sie den Behörden bislang wohlweislich verschwiegen hatten. Nach dem Besuch der Franzosen waren die Gräber „entdeckt", bekannt, kartiert. Die Verschwiegenheit, die die Plünderer jahrhundertelang gewahrt hatten, verschwand binnen weniger Tage.

„Wir schaffen unseren eigenen Markt", sagte Jollois. „Eine Armee, Notizbücher … und die Plünderung, die man bei der Ankunft vorfindet, geht schneller."

„Also wirklich, wir sind es doch nicht, die plündern", sagte Denon.

„Das habe ich nicht gesagt. Aber bei dem Tempo, in dem wir vorgehen … Was sie ein Jahrhundert kostete, wird sie zehn Jahre kosten."

Denon und Jollois stiegen mit den Führern in die Gräber hinab. Der Gang fiel steil ab, so eng, dass man stellenweise kriechen musste, die Ellbogen im Kalkstaub. Die Luft wurde kälter, dann reglos. Eine Luft, die sich seit Jahrhunderten nicht gerührt hatte und dem Eindringen Widerstand zu leisten schien. Sie gelangten in eine Vorkammer, deren Wände mit Malereien von verblüffender Frische bedeckt waren.

Jollois ahnte die Szenen, die man später das *Amduat* und das *Pfortenbuch* nennen würde. Er hatte vor der Abreise Kircher gelesen. Jede Stunde der Nacht entsprach einer Prüfung, jede Prüfung einem Wächtergott. Er zeichnete, ohne zu verstehen. Er notierte die Entsprechungen am Rand seiner Messungen.

„Grossartig. Und ich verstehe nichts davon", sagte Jollois und stellte seine Lampe ab. „Anubis, der Schakalskopf, gut. Isis, die Flügel. Der Rest … diese Gesten … Man blättert in einer Enzyklopädie ohne den Schlüssel."

Sie besichtigten sieben Gräber an einem Tag. Das eindrucksvollste war das Ramses' III., das Bruce dreissig Jahre zuvor besucht hatte. Lange Korridore führten tief in die Erde hinab. Jeder

Saal entsprach einer Stunde der nächtlichen Reise der Sonne im Jenseits, ein in den Fels gehauener Totenkalender.

Die Malereien dieses Grabes liessen Denon stocken. Er hatte die Fresken der Sixtina gesehen, die Raffaels Italiens. Diese Malereien standen ihnen nicht nach und glichen ihnen in nichts. Eine lineare Eleganz, eine Sicherheit des Strichs, ein Farbspektrum aus sechs Farben, das den Eindruck von allem erzeugte.

„In Paris hängt man Dinge auf, deren Strich weniger sicher ist", sagte Jollois.

Die Grabkammer barg noch den Sarkophag aus rotem Granit, mit religiösen Szenen verziert. Zu schwer für die antiken Plünderer.

„Sehen Sie sich die Hieroglyphen an", sagte Denon, ohne den Sarkophag aus den Augen zu lassen. „Jedes Zeichen geschnitten wie von einem Juwelier. Es ist das Letzte, was der Tote sehen sollte."

„Sie dachten sich den Tod als eine Reise. Prüfungen, Tore, Wächter … Unsere Theologen haben es nie so kompliziert gemacht, und Gott weiss, dass sie es versucht haben."

„Andere werden es verstehen", antwortete Jollois. „Sie werden unsere Kopien brauchen, um es zu überprüfen."

Im dritten Grab des Tages, ausserhalb des Tals, an der Flanke des Hügels von Gurna, dort, wo die Privatleute ruhten – einer bescheidenen Kammer, vermutlich die eines Beamten mittleren Ranges –, fand Denon auf dem Boden eine teilweise aufgerollte Papyrusrolle. Die Plünderer hatten sie liegen lassen, kein Gold, kein unmittelbarer Marktwert. Er hob sie vorsichtig auf. Der Papyrus war trocken, an den Rändern brüchig, aber der Kern der Rolle hatte gehalten. Er entfaltete ihn auf seinem Knie.

Das Dokument war vierzig Zentimeter hoch und mehr als zwei Meter lang. Es war mit Kolonnen schwarzer Hieroglyphen bedeckt, dazu Bildfelder in roter und ockerfarbener Tinte, darunter eine Waage, deren eine Schale eine Feder und die andere ein

menschliches Herz trug; ein vor zweiundvierzig Richtern knieender Mann; Anubis mit dem Schakalskopf, der ein Was-Zepter hielt. Es war das, was man später das hundertfünfundzwanzigste Kapitel des *Totenbuchs* nennen würde. Die Psychostasie, das Gericht über die Seele.

Denon konnte diesen Text nicht lesen, niemand konnte es damals, doch er erkannte die Bildfelder wieder, da er sie an anderen Wänden gesehen hatte. Er rollte den Papyrus sorgfältig zusammen und wickelte ihn in das Leinen seines Taschentuchs. In Paris würde Marcel ihn studieren, wozu dieser Papyrus nicht geschaffen worden war. Denon schob das Päckchen auf den Grund seiner Tasche.

Im vierten Grab des Tages fand Denon einen zweiten Papyrus. Dieser war grösser als der erste. Er beugte sich vor, um ihn zu nehmen.

Der Begleitsoldat war vor ihm da. Nicht ganz vor ihm. Sie hatten den Papyrus gleichzeitig gesehen. Aber der Soldat hatte einen Schritt getan, während Denon noch rechnete. Der Soldat hatte die Hand darauf. Sie sahen einander eine Sekunde lang an. Dann nahm Denon dem Soldaten den Papyrus aus den Händen. Nicht ruckartig. Aber auch ohne Zögern. Er sagte nur : „Kommission der Wissenschaften und Künste." Der Soldat liess los. Er hatte dem nicht wirklich etwas entgegenzusetzen.

Die Kommission der Wissenschaften und Künste war eine legitime Autorität. Denon hatte das Recht, wissenschaftliche Dokumente zu entnehmen.

Der Soldat hatte die Kammer verlassen. Denon blieb allein mit seiner Fackel und der leeren Nische. Seine Geste war legal, schnell, entschlossen, ohne Rücksprache gewesen, und sie wiederholte die des Soldaten. Die nach einem fremden Gegenstand ausgestreckte Hand, die augenblickliche Berechnung des Wertes, der Zugriff. Der einzige Unterschied lag in dem Namen, den man dieser Geste gab, je nachdem, wer sie ausführte. Er verliess die Kammer, ohne sich umzudrehen. Sein persönliches Tagebuch

behielt davon eine einzige Zeile : „Papyrus vor dem Soldaten genommen."

Der Soldat ging seinerseits nicht mit leeren Händen davon. Er kehrte in die Kammer zurück und hob auf, was Denon liegen gelassen hatte. Drei zerbrochene Fayence-Amulette, ein Fragment vergoldeter Kartonage, einen bemalten Kalksteinsplitter, auf dem man noch ein Udjat-Auge erkannte. Gegenstände zweiten Ranges, die Denon seiner Tasche nicht für würdig befunden hatte. Der Soldat stopfte sie in seine eigene und stieg pfeifend wieder hinab.

Am Mittag stieg Jomard von seinem Felsvorsprung herab und stiess wieder zu Denon.

„Ihr Grab von Gurna liegt hundertzweiunddreissig Meter östlich des Punktes, den ich als Gipfel der Felswand gemessen habe."

„Und ist das nützlich?", fragte Denon, der sich die von Kalkstaub bedeckten Hände abwischte.

„Wenn jemand dieses Tal einmal systematisch durchforschen will, wird meine Karte ihm sagen, wo er beginnen soll. Im Augenblick weiss niemand, wie viele Gräber noch unter dem Sand verborgen sind."

Er sah auf die Zahlenkolonnen in Jomards Notizbuch, ohne die Berechnungen zu verstehen.

„Sie denken schon an die, die nach uns kommen?"

„Ich denke von Anfang an an sie. Wir können nicht alles tun. Aber wir können dafür sorgen, dass die, die nach uns kommen, dort wieder ansetzen können, wo wir aufhören."

Zurück im Lager beschäftigten Jomard nicht die Gräber des Tals der Könige, sondern die Plünderung.

Er hatte vier verschiedene Logiken gleichzeitig am Werk gesehen. Die Führer von Gurna, die die von den Gelehrten enthüllten Gräber ausbeuteten und unter dem Einfluss der neuen Nachfrage einen alten Handel beschleunigten; die Soldaten, die

auflasen, was sie tragen konnten, ohne Organisation, ohne Kriterium; die Offiziere, die mit Diskretion und sauberem Geld kauften; die Kommissare, die mit Autorität, Methode und Dokumentation entnahmen. Und er selbst mit seinen Messungen. Und Denon mit seinen Notizbüchern und seinen Taschen.

Die vier Arten brachten dasselbe Ergebnis hervor. Gegenstände, die in Ägypten gewesen waren, waren es nicht mehr. Was ihn beunruhigte, war, mehr noch als die Menge, das Fehlen einer klaren Trennlinie zwischen dem, was legitim war, und dem, was es nicht war. Die Kommission besass eine offizielle Befugnis, wissenschaftliche Exemplare zu sammeln. Aber diese Befugnis hatte keine genaue Definition. Sie sagte nicht, dies dürfe man nehmen, jenes nicht. Sie sagte nur, man sei um der Wissenschaft willen hier. Die Wissenschaft entschied.

Er schrieb in sein Tagebuch : „Der Unterschied zwischen Sammeln und Plündern ist ein Unterschied des Bestimmungsorts, nicht der Tat. Wir sammeln für Paris. Sie plündern für sich selbst. Das Tal der Könige macht keinen Unterschied." Er schob das Tagebuch unter sein Gepäck und sprach mit niemandem darüber.

In der Ebene, am Fuss der Felswand, blieb Desaix vor dem umgestürzten Koloss Ramses' II. stehen. Das heitere Gesicht blickte zum Himmel. Die Brust trug Inschriften, die seine Titel verkündeten : Herr des Universums, Herr der beiden Länder.

„Dieser Ramses gebot über Zehntausende von Männern", sagte Desaix. „Er errichtete Denkmäler für die Ewigkeit. Und jetzt liegt er da im Sand, mit abgeschlagener Nase."

Jollois legte seine Messkette nieder und betrachtete die Statue mit dem Blick eines Ingenieurs.

„Der Granit stammt aus Assuan, zweihundert Kilometer weiter südlich. Man hat den rohen Block gebrochen, ihn während der Flut nach Theben geflösst und dann hier bearbeitet. Der Berg ist zum Tempel gekommen."

Am 30. Januar, vor Tagesanbruch, warteten Jomard und Denon vor den Memnonskolossen darauf, dass die Sonne aufging. Die ersten Strahlen berührten den Stein. Nichts geschah. Der Koloss sang seit fast sechzehn Jahrhunderten nicht mehr. Sie sahen einander an.

„Die Statue singt nicht mehr", sagte Jomard. „Man sagt, sie sei verstummt, als ein römischer Kaiser sie ausbessern liess. Vielleicht brachte der Stein, der sich unter der plötzlichen Morgenwärme ausdehnte, seine Risse zum Schwingen. Ein rein physikalisches Phänomen."

„Gewiss. Aber die Pilger, die sie hörten, hatten Ihre thermische Erklärung nicht. Für sie sprach die Statue. Versuchen Sie einmal, ihnen das mit einem Thermometer zu nehmen."

Desaix kam am frühen Vormittag bei den Kolossen vorbei und betrachtete einen Moment die unbewegten Gesichter.

„Beeindruckend", sagte er. „Die Mamelucken beschäftigen mich mehr. Die Kolonne bricht heute Abend das Lager ab. Holen Sie uns ein, wenn Sie fertig sind." Und er ging wieder.

Jomard war nach Desaix' Weggang vor den Memnonskolossen geblieben. Er betrachtete die achtzehn Meter Quarzit, die in der Ebene sassen, ohne Tempel ringsum, ohne erkennbaren architektonischen Zusammenhang. Was die Soldaten und die Händler von Gurna nicht mitnehmen konnten, war dies. Ein Koloss von achtzehn Metern in der thebanischen Ebene, auf fünf Kilometer sichtbar, mitten im Nichts. Die Statue hatte nur dort Sinn, in dieser besonderen Landschaft.

Die tragbaren Gegenstände lösten diese Bindung in dem Augenblick, in dem man sie nahm. Ein *Uschebti* aus Fayence in einem Grab des Tals der Könige war an seinem Platz. Er war angefertigt worden, um dort zu sein, um diesen bestimmten Toten auf dieser bestimmten Reise zu begleiten.

Dann verstaute er sein Notizbuch, nahm seine Instrumente und stieg wieder zum Lager hinab. Hinter ihm blickten die Kolosse weiter nach Osten.

IV – Assuan

Desaix hingegen hatte nicht gewartet. Schon am Abend des 30. Januar hatte er das Lager abbrechen lassen, und Denon, der mit Jomard und Jollois zurückgeblieben war, hatte seine Mappen von Theben schliessen müssen, um die Kolonne in Eilmärschen einzuholen, was sie am 31. taten. Devilliers würde diesen Weg erst später hinaufziehen.

Die Kolonne zog weiter nach Assuan, zweihundert Kilometer im Süden. Die Landschaft verengte sich.

Je weiter man nach Süden vordrang, desto mehr veränderte sich die Bevölkerung. Die dunkelhäutigeren Nubier ersetzten allmählich die arabischen Fellachen. Die Kulturen ebenfalls. Die Durra, eine afrikanische Hirse, verdrängte den Weizen. Die Häuser wurden niedriger, aus Lehmziegeln gebaut, ihre Fassaden ohne Fenster. Die französische Armee durchquerte eine Region, die seit den Römern keine europäische Armee erreicht hatte.

Die Dorfbewohner sahen der Kolonne von den flachen Dächern aus beim Vorbeiziehen zu. Sie flohen nicht. Sie beobachteten. Die Fellachen Oberägyptens hatten seit Jahrhunderten gelernt abzuwarten, bis die Armeen vorüberzogen. Sie wussten, was Widerstand kostete und was Zusammenarbeit wert war. Sie boten weder das eine noch das andere. Jollois notierte diesen Unterschied in seinem Notizbuch, ohne vom Pferd zu steigen.

Die Kolonne führte von Anfang an Gegenstände mit sich. Jollois hatte es begriffen, als er die Lasttiere beobachtete. Bei der Abreise aus Theben trugen die Maultiere die Rationen, die Lagerausrüstung, die Munitionskisten. Zwei Tage später trugen dieselben Maultiere zusätzliche Lasten. Leinensäcke, improvisierte

Holzkisten, als Überlast festgebunden. Die Soldaten hatten sie selbst in den abendlichen Biwaks gezimmert.

Jollois hielt eines Nachmittags neben einem besonders schwer beladenen Maultier an. Der Leinensack war schlecht verschlossen. Eine Ecke behauenen Kalksteins ragte heraus, ein Fragment eines Flachreliefs, etwa sechzig mal vierzig Zentimeter, den unteren Teil einer Gestalt in einer Prozession darstellend. Der untere Teil des Gewandes, die Füsse, das untere Ende eines Zepters. Er erkannte den Stil. Ptolemäische Zeit, wahrscheinlich eine Spolie der Stätte.

Der Soldat, der das Maultier führte, bemerkte seinen Blick. Er zog den Sack ohne Eile fester zu und nahm den Marsch wieder auf.

„Ägypten zieht auf dem Rücken eines Maultiers nach Norden", sagte Jollois im Biwak zu Denon.

„Ein Teil Ägyptens. Der leichteste."

„Und der tragbarste. Das entscheidet darüber, was fortgeht und was bleibt. Nicht der Wert. Nicht die historische Bedeutung. Das Gewicht."

Jomard, der neben ihnen ritt, dachte einen Augenblick nach.

„Das heisst, die Geschichte Ägyptens, die Paris zu sehen bekommen wird, wird die Geschichte dessen sein, was weniger als zwanzig Kilo wog. Alles Übrige bleibt hier."

In dieser Nacht setzte sich Jomard an den Nil und betrachtete den Fluss. Er schätzte mechanisch die Breite der Fahrrinne mit dem Auge, etwa dreihundert Meter. Mässige Strömung.

Der Nil floss nach Norden. Was sie mitnahmen, ebenfalls. Die Armee hatte ihre Nachschubwege, ihre Flusskonvois, ihre Boote, die mit den Berichten und der Post nach Kairo hinabfuhren. Auf denselben Booten fuhren die offiziellen Kisten der Kommission und die inoffiziellen Pakete der Offiziere, während die Säcke, die an den Lasttieren hingen, am Ufer entlangzogen.

Der Nil war seit viertausend Jahren der Transportweg. Die Pharaonen hatten den Granit von Assuan auf seinen Wassern nach Theben hinabgeschafft. Die Römer hatten die Obelisken mit der Strömung nach Alexandria hinabgeschafft. Nun liessen die Franzosen nach Kairo hinabschaffen, was die Jahrhunderte in Oberägypten zurückgelassen hatten, per Boot, wenn es welche gab, sonst auf dem Rücken von Maultieren.

Die Armee hatte seit der Abreise aus Kairo an etwa einem Dutzend Orten Halt gemacht. Jede Rast brachte ihr Kontingent an Gegenständen hervor. Alles, was getragen werden konnte, glitt nach Norden, angezogen vom Pariser Markt, von den Privatsammlungen, vom Muséum central des arts. Es gab keinen einzelnen Verantwortlichen. Es gab ein Gefälle, und die Gegenstände folgten dem Gefälle.

Am 1. Februar Rast für die Nacht in Kom Ombo.

Jollois erkannte den Tempel, noch bevor er vom Pferd stieg. Er war fast völlig unter dem Sand begraben.

Jollois verbrachte den Abend der Rast, dann die folgende Morgendämmerung mit seiner Messkette in den freigelegten Teilen des Tempels. Die Flachreliefs waren von grosser Klarheit – die ägyptische Kunst hatte ihre Bildsprache länger bewahrt als jede europäische Schule –, und der Sand reichte ihm bis an die Knöchel.

„Diese Instrumente", sagte Jollois und blieb vor einem Register in einem Innenraum stehen. „Skalpelle, Zangen, Sonden. Ihre Ärzte operierten. Kein antiker Autor hat das mit dieser Genauigkeit erwähnt."

Denon zeichnete die Instrumente eines nach dem anderen in sein Notizbuch ab und vermerkte Masse und mutmassliche Funktion.

Der Militärchirurg des Bataillons – ein gewisser Bruyant, ehemaliger Schüler der Pariser Chirurgenschule – kam, um Denons Kopien zu sehen. Lange betrachtete er die Zeichnungen schweigend.

„Dieses gebogene Skalpell dort." Er zeigte auf die Wand. „Man benutzt es für tiefe Bauchschnitte. Durch die Krümmung lässt es sich unter die Organe schieben, ohne sie zu durchbohren. Ich dachte … man hat mir beigebracht, es sei eine Erfindung der letzten zehn Jahre."

„Und diese Sonden mit der Olive", sagte Denon, den Bleistift zur Wand gestreckt. „Erkennen Sie sie?"

„Für die Katheterisierung der Harnröhre. Dieselbe Form, dieselbe Grösse. Das Metall ist ein anderes – Bronze statt Stahl –, aber das Instrument ist dasselbe. Jemand ist hier ganz allein auf dasselbe anatomische Problem gestossen, zweitausend Jahre vor uns."

Bruyant verweilte noch eine Stunde bei den Zeichnungen, bestimmte die Instrumente eines nach dem anderen und erklärte ihren Gebrauch, und Denon notierte die Erklärungen am Rand seiner Skizzen, in immer engerer Schrift.

„Sie sollten morgen früh kommen", sagte Denon. „In den hinteren Sälen gibt es weitere medizinische Register."

Am nächsten Morgen durchstreiften Bruyant und Denon gemeinsam die inneren Säle des Tempels, der Chirurg bestimmte die Instrumente und diktierte ihren Gebrauch, während Denon zeichnete und kopierte. Diese Arbeit eines Abends und eines Vormittags sollte in Denons Mappen bleiben. Die Tafeln von Ombos in der *Beschreibung Ägyptens* würden erst später von Jollois und Devilliers gezeichnet.

Währenddessen vermass Jollois. Der Sand, der den Tempel begraben hatte, hatte ihn auch bewahrt. Jede Messung bestätigte es ihm. In einer Pause sprach er mit Desaix darüber.

„Wenn wir diesen Tempel wirklich erhalten wollen", sagte Jollois, „müssten wir ihn lassen, wie er ist. Nichts freilegen. Der Sand schützt ihn besser, als wir es könnten."

„Sie raten mir, nichts zu tun?", sagte Desaix mit einem Anflug von Belustigung.

„Ich rate Ihnen …“ Jollois suchte nach Worten. „Zu bedenken, dass unsere Anwesenheit hier für das, was wir zu erforschen gekommen sind, nicht notwendigerweise von Vorteil ist.“

Desaix antwortete nicht. Er hatte eine Armee zu ernähren und einen Krieg zu beenden, und sein Blick ging schon zu den Pferden.

Jollois beobachtete, was den Tempel verliess. Soldaten, die mit schwerer gewordenen Säcken aus den inneren Sälen kamen, Offiziere, die beim eigens angereisten Händler aus Edfu Stücke kauften, Denon selbst, der nach einer von Hassan geführten Verhandlung zwei Stücke erwarb.

So war es in Dendera und in Theben gewesen. So würde es in Assuan sein. Die Soldaten bedienten sich, die örtlichen Händler belieferten, die Mittelsmänner vermittelten, und die Gelehrten kauften, ohne dass jemand ihnen dieses Recht bestritt.

Zwei Eingänge, zwei Säulensäle, zwei Heiligtümer. Der Tempel war zwei Göttern geweiht – Sobek und Haroeris – mit strenger Symmetrie, und Jollois, die Messkette in der Hand, fand die beiden Achsen leicht versetzt, gerade genug, um zwei gleichrangige Götter unterzubringen, ohne dass der eine vor dem anderen stand.

„Man könnte meinen, man stehe unter einem Triumphbogen in Rom“, sagte Denon zu Jomard und deutete auf die Register mit den Gefangenen, die vor dem siegreichen Pharao knieten.

„Vielleicht gibt es keine hundert Arten, zu zeigen, wer gewonnen hat.“

Am Morgen der Abreise aus Kom Ombo sah Denon, wie zwei Unteroffiziere mit einem Vorschlaghammer ein Basrelief aus der Innenwand des Heiligtums brachen. Die Platte zeigte chirurgische Instrumente, ähnlich denen, die Bruyant bestimmt hatte. Ein Mann konnte sie tragen.

„Hören Sie damit auf“, sagte Denon.

„Wir haben die Erlaubnis. Hauptmann Lachèze hat gesagt, wir dürfen."

Denon holte Desaix. Desaix liess Hauptmann Lachèze rufen. Dieser leugnete nicht. Er hatte andere Offiziere in Theben und in Dendera das Gleiche tun sehen. Er hatte nicht gewusst, dass es verboten war.

„Diese Monumente gehören der Kommission", sagte Desaix. „Sie rühren nichts an ohne meinen schriftlichen Befehl."

Lachèze zog sich zurück. Die Platte war am Ansatz gebrochen. Die Hammerschläge hatten ihr Werk bereits getan. Man konnte sie nicht wieder einsetzen. Denon nahm sie mit beiden Händen und legte sie flach auf den Boden. Besser war es damit nicht. Aber es war weniger schlimm, als sie fallen zu lassen.

Als Lachèze fort war, ging Denon zu Desaix, der ein wenig abseits geblieben war, bevor sich die Kolonne in Marsch setzte.

„Kommt das oft vor?"

„Öfter, als ich weiss. Ein Soldat, der seit zwei Monaten marschiert, der Steine voller Zeichen sieht, nimmt mit, was er heben kann. Ich kann nicht jeden Tempel bewachen."

„Und den Unterschied zwischen dem, was Sie nicht bewachen können, und dem, was die Kommission amtlich sammelt, wie formulieren Sie den?"

„Sie haben Formulare. Ihre Kommissare haben Vollmachten. Die Soldaten haben Säcke. Das ist nicht dasselbe."

Er sah Denon an.

„Das ist unzureichend. Ich weiss es, Sie wissen es. Aber es ist die einzige Unterscheidung, die ich Ihnen anbieten kann."

Er machte einige Schritte auf sein Pferd zu, blieb dann stehen und wandte sich zum Tempel um.

„Dieser hier. Ich bin heute Nacht allein hineingegangen. Zwanzig Minuten im Dunkeln vor diesen Säulen. Ich weiss nicht, was

ich verstanden habe. Ich werde es nicht vergessen." Er nahm die Zügel. „Wir sehen uns in Assuan wieder."

Als sich die Kolonne in Marsch setzte, kam Denon zurück, um nach der zerbrochenen Platte zu sehen. Sie war verschwunden. Jemand – nicht Lachèze, der gemassregelte Offizier stand unter Beobachtung – hatte sie dennoch mitgenommen. Denon gab bei Desaix eine schriftliche Aussage zu Protokoll. Desaix legte sie ohne Folgen zu den Akten. Es gab keinen Zeugen, keinen Namen, keinen Beweis. Die Platte lag im Gepäck von irgendjemandem zwischen Kom Ombo und Assuan.

An jenem Tag, eine Wegstunde von Kom Ombo entfernt, lenkte Jollois sein Pferd zu einer kleinen Sandsteinkapelle, die fünfzig Meter abseits der Strasse zu sehen war. Beim Durchzug der vorderen Bataillone war sie teilweise vom Sand befreit worden.

Die Mauern standen aufrecht. Das Holzdach war eingestürzt. Im Inneren waren die Wandmalereien auf drei Seiten sichtbar. Prozessionen, Götter in Barken, hieroglyphische Inschriften in zwei Registern. In den Nischen hatten Statuetten gestanden. Sie waren leer. Auf dem Boden lagen Fayencesplitter, Reste von Figürchen, die beim Herausreissen aus den Sockeln zerbrochen waren.

Soldaten eines Vorhutbataillons waren im Morgengrauen vorbeigekommen. Jollois schloss es aus den Spuren, frische Stiefelabdrücke im Sand, noch weisser Mörtel am Rand der geleerten Nischen. Rasche Arbeit, ohne Zögern.

Er begann, die Wandmalereien in seinem Notizbuch zu beschreiben. Nur sie waren unberührt geblieben, zu hoch, um leicht erreicht zu werden. Dann fesselte etwas seine Aufmerksamkeit. Im oberen Register, rechts vom dritten Feld, zog sich eine kursive Inschrift über vier Zeilen. Er kopierte sie, Zeichen für Zeichen, mit manischer Genauigkeit, in einer Dreiviertelstunde Arbeit in der Hitze des Tages.

Es sollte die einzige existierende Kopie sein. Die Kapelle würde in den folgenden Jahren einstürzen. Das Notizbuch aber würde in den Archiven bleiben.

Jollois steckte das Notizbuch in seine Tasche und ritt im Trab los, um zur Kolonne aufzuschliessen.

Der Vormarsch nach Assuan liess nach Kom Ombo wenig Zeit für Halte. Jollois zeichnete vom Pferd aus, was er konnte, und skizzierte die Umrisse von Tempeln, die er von der Strasse aus erblickte. Diese raschen Skizzen hatten eine Lebendigkeit, die den Vermessungen nicht immer eigen war. Das Licht eines bestimmten Augenblicks, das Verhältnis zwischen einem Monument und seiner unmittelbaren Umgebung.

„Sie zeichnen wie ein marschierender Soldat", sagte ein junger Offizier, der Jollois bei der Arbeit zusah. „Ohne anzuhalten."

„Die Tempel werden nicht auf mich warten", antwortete Jollois, ohne den Stift zu heben.

Am 2. Februar erreichte die Expedition Assuan. Der erste Katarakt machte die Schifffahrt nach Süden schwierig. Seit der Antike war er die natürliche Grenze Ägyptens. Desaix schlug sein Lager auf und liess die Gelehrten forschen.

„Gewähren Sie mir einige Tage für Philae", sagte Denon. „Norden hat es vor mehr als sechzig Jahren gezeichnet – und schlecht, unter uns. Wir können es besser machen."

In Assuan war der Antiquitätenmarkt vor dem Aufbruch nach Philae der lebhafteste, den Jollois seit Beginn des Feldzugs beobachtet hatte. Die Nachricht, dass die Armee bald den Rückweg nach Norden antreten würde, hatte sich in den Dörfern der Gegend verbreitet. Die Verkäufer kamen von weit her. Bei Tagesanbruch liessen sie sich am Rand des Lagers nieder, mit ihren Säcken und Kästchen. Es war nicht mehr der diskrete Handel eines einzelnen Mittelsmannes. Es war ein reges Geschäft, mit Preisen, die je nach Käufer und Verkäufer schwankten.

Jollois beobachtete die Geschäfte eine Stunde lang. Vor seinen Augen gingen von Hand zu Hand *Uschebtis* aus bemaltem Holz, Fayencefiguren, die Horus, Isis und Anubis darstellten, Skarabäen in allen Grössen, Amulette aus Stein, ein Fragment vergoldeter Kartonage, das wahrscheinlich von einem Sarg stammte, zwei Bronzestatuetten mit alter Patina, mehrere Vasen aus Kalzitalabaster, von denen eine noch ihren Deckel trug.

Die Preise waren höher als in Dendera oder Theben. Die Verkäufer wussten, dass es die letzte Gelegenheit war. Nach dem Abzug der Franzosen würde man auf den nächsten Durchzug warten müssen.

Die Gegenstände gingen von einer Hand in die andere im Klimpern der gezählten Piaster.

V – Philae

Im Februar schiffte sich Denon, von Hassan begleitet, auf einer Feluke nach Philae ein. Die Durchfahrt durch den Katarakt geschah mit der Stake, zwischen den aus dem Wasser ragenden Felsen und den Strudeln, und die nubischen Schiffer riefen jede Passage aus, bevor sie sie erreichten. Dann tauchte die Insel auf. Vierhundert Meter mal hundertfünfzig, fast vollständig von ptolemäischen Tempeln bedeckt.

„Mein Gott", murmelte Denon.

„Das ganze Ritual ist hier", sagte Denon, als er die Skizze eines Seitensaals beendete. „Jede Geste, jede Opfergabe. Wenn man die Texte daneben entziffert … wird man wissen, was jede bedeutet."

„Und dieser dort", fügte er hinzu und zeigte mit dem Bleistift auf den kleinen Säulenpavillon am Ende der Insel. „Die grossen Tempel erdrücken. Dieser überzeugt."

Der Kiosk des Trajan – so genannt, weil seine Basreliefs diesen römischen Kaiser als Pharao darstellten – war der leichteste Bau der Insel. Vierzehn Säulen mit Blütenkapitellen trugen ein

Gebälk aus feinem Sandstein. Im Inneren vollzogen die römischen Kaiser der ersten Jahrhunderte die überlieferten pharaonischen Riten, in denselben Posen wie ihre Vorgänger. Die Blöcke waren von bescheidener Grösse, von wenigen Männern zu transportieren, und die Basreliefs von seltener Feinheit.

Denon blieb lange vor dem Kiosk stehen. Einige dekorierte Blöcke abzubauen war machbar. Die Eskorte war da, die Soldaten konnten tragen, Hassan konnte mit den Schiffern den Transport bis Assuan aushandeln. Es wäre legal, er hatte die Formulare der Kommission in seiner Tasche. Kein Block wog mehr als einige hundert Kilo.

Er beschloss, es nicht zu tun.

Nicht aus moralischem Prinzip. Diese Tugend gestand er sich nach allem, was er seit Dendera genommen hatte, nicht mehr zu. Er wollte nicht, dass Philae den anderen Stätten glich, wenn andere dorthin kämen. Etwas in dieser architektonischen Leichtigkeit, in dieser Eleganz im menschlichen Massstab verlangte, ganz zu bleiben. Ohne seine Blöcke wäre der Kiosk nicht mehr das, was er war – ein Pavillon, ein Gespräch zwischen Kolonnade und Himmel –, sondern eine Ruine unter Ruinen.

Es war das erste Mal seit dem Aufbruch aus Kairo, dass er diese Entscheidung bewusst traf, indem er die Gründe benannte und abwog. Er schrieb es noch am selben Abend in sein Tagebuch, so ungewöhnlich erschien ihm die Geste. „Philae. Der Kiosk. Beschlossen, nichts zu nehmen. Nicht aus Skrupel. Aus Weigerung, zu zerstören, was mich berührt."

Die Felsen rund um Philae trugen Inschriften antiker Pilger. Namen, Daten, Gebete. Denon kopierte mehrere davon und vermerkte Lage und Erhaltungszustand, dann kopierte er die übrigen. Selbst die unleserlichsten. Selbst jene, die der Nil bei Hochwasser halb ausgelöscht hatte. Die Sonne erhitzte den Stein so sehr, dass er sein Notizbuch auf das Knie legen musste.

„Die hier gefallen mir besser als die Tempel“, sagte Hassan. „Gewöhnliche Pilger. Sie kamen, um zu Isis zu beten, und haben ihren Namen eingeritzt. Nicht für die Nachwelt. Nur, um … dagewesen zu sein.“

„Wie unsere Notizbücher“, sagte Denon. „Wir sind hier vorbeigekommen, wir haben das gesehen. Nur nennen wir es Wissenschaft.“

„Und das tun wir doch, nicht wahr?“

Denon nahm sich die Zeit, auf die Seite zu blasen, um den Sand zu vertreiben.

„Ja. Aber wir hinterlassen auch andere Spuren. Die leeren Nischen. Die Kisten auf dem Rücken der Maultiere. Diese … wird man in keinem Bericht finden.“

Am 25. Februar verliess Denon Assuan zu Pferd mit der Kolonne, während Gepäck und Kisten auf den Barken hinabfuhren, die sechzig Reiter als Eskorte am Ufer begleiteten. Desaix, auf den Spuren Murad Beys, hatte die Kolonne Belliard anvertraut. Fast neunhundert Kilometer trennten ihn von Kairo, das er vor dem Sommer nicht wiedersehen würde. Hassan reiste als Dolmetscher mit ihm. Die Truppen schlugen den Weg ein, den sie beim Aufstieg genommen hatten.

Die Reise bis Hermontis dauerte neun Tage. Die Kolonne zog den Fluss hinab, täglich etwa zwanzig Kilometer, und hielt in den Dörfern für Wasser und Verpflegung. Das Wetter war heiss, fast dreissig Grad im Schatten. Man marschierte von der Morgendämmerung bis zum Mittag, dann ging es nach vier Stunden Rast unter den Zeltbahnen weiter, wo die Fliegen keinen Schlaf liessen.

In der Nähe eines Dorfes, dessen Namen niemand kannte, brach ein Soldat während des Marsches zusammen. Hitzschlag. Man trug ihn in den Schatten einer Palme. Der Oberchirurg flösste ihm zu trinken ein und netzte ihm den Kopf mit Nilwasser. Der Mann kam nach einer Stunde zu Bewusstsein, konnte aber nicht

gehen. Man lud ihn auf ein Maultier. In der Nacht starb er. Bei Tagesanbruch begrub man ihn im Sand, hundert Meter vom Biwak entfernt. Kein Kreuz, keine Platte. Der Sergeant trug Namen und Datum ins Register der Kompanie ein.

Zwischen Kom Ombo und Edfu prügelten sich zwei Soldaten um eine auf dem Markt gekaufte Fayencefigur. Der erste behauptete, sie vor dem anderen gesehen zu haben, der zweite hatte sie bezahlt. Vor dem Zelt des Feldwebels gingen sie aufeinander los. Dieser trat heraus, trennte sie, beschlagnahmte die Figur und steckte sie in seinen eigenen Sack. Die beiden Männer protestierten. Der Feldwebel sagte, der Gegenstand sei fortan Eigentum der Kompanie, und wer als Erster wieder davon spreche, bekomme zehn Tage Arbeitsdienst. Damit hatte die Sache ein Ende.

Einige Tage später durchquerte die Kolonne ein verlassenes Dorf. Dreissig Häuser aus Lehmziegeln, alle leer. Keine Kampfspuren. Die Einwohner hatten den Ort vor der Ankunft der Armee verlassen. Ein Leutnant liess die Häuser durchsuchen. In drei verschiedenen Höfen fand man vergrabene Krüge. Getreide, Datteln, Öl. Die Krüge wurden den Requisitionen zugeschlagen. In einem vierten Haus fand man ein Versteck unter dem Boden, sechs Skarabäen aus Fayence, drei Kupferarmbänder, einen Bronzespiegel. Der Leutnant gab die Skarabäen dem Hauptmann, behielt die Armbänder und überliess den Spiegel den Soldaten, die das Versteck gefunden hatten.

Am späten Nachmittag, als die Kolonne sich dem Engpass von El-Kab näherte, kam ein Reiter im Galopp von der Vorhut heran. Er suchte General Belliard. Man führte ihn zur Spitze der Kolonne. Er sprach hastig. Belliard winkte die Offiziere näher.

„Eine Sperre auf der Strasse. Bewaffnete Fellachen. Etwa zwanzig Mann. Sie versperren den Durchgang am Engpass."

„Fordern sie etwas?"

„Sie sprechen kein Französisch. Der Dolmetscher konnte sich nicht nähern. Sie haben Schüsse in die Luft abgegeben."

Belliard überlegte einige Sekunden.

„Umgehen wir sie im Osten?“

„Unmöglich. Das Gelände ist unpassierbar. Der Umweg würde drei Tage dauern.“

„Gut. Wir erzwingen den Durchgang. Kavallerie vor, Infanterie dahinter. Denon, Sie bleiben mit den Maultieren in der Mitte der Kolonne.“

Die Kolonne setzte sich wieder in Marsch. Eine Stunde später erreichten sie den Engpass. Die Fellachen waren da, bewaffnet mit Stöcken, Lanzen und ein paar alten Musketen. Sie standen quer über der Strasse, reglos.

Belliard liess die Kavallerie im Schritt vorrücken. Die Fellachen rührten sich nicht. Auf fünfzig Meter hob Belliard die Hand. Die Kavallerie hielt an. Er winkte Hassan heran.

„Sag ihnen, dass wir nur durchziehen wollen. Wir rühren nichts an. Wir requirieren nichts in ihrem Dorf.“

Hassan ging zu Fuss voran, allein, die Hände offen vor sich. Er sprach arabisch. Einer der Fellachen antwortete. Hassan kam zurück.

„Sie sagen, die Armee habe ihnen vor zwei Wochen ihr ganzes Korn genommen. Sie hätten nichts mehr. Sie wollen, dass man ihnen das Korn zurückgibt oder bezahlt.“

„Wir haben vor zwei Wochen nichts genommen. Wir waren das nicht.“

„Sie sagen, es seien französische Soldaten gewesen. Sie unterscheiden nicht zwischen den Abteilungen.“

Belliard schwieg einen Augenblick. Dann zog er einen Beutel aus seiner Satteltasche und warf ihn Hassan zu.

„Fünfunddreissig Piaster. Sag ihnen, das ist alles, was ich habe. Wenn sie mehr wollen, müssen sie uns trotzdem durchlassen.“

Hassan ging mit dem Beutel zurück. Er sprach mit demselben Mann. Der Mann nahm den Beutel, wog ihn in der Hand und

beriet sich mit zwei anderen. Dann traten sie ohne ein Wort von der Strasse zurück. Die Kolonne zog durch. Die Fellachen sahen schweigend den Soldaten beim Vorbeimarsch zu. Als der letzte Karren vorüber war, kehrten die Fellachen in ihr Dorf zurück.

In Hermontis legte die Kolonne zwei Tage Rast ein. Belliard wollte Nachrichten über die Mamelucken, die Mekkaner und den Rest der Armee abwarten, der über zahlreiche Orte verstreut war. Das Biwak wurde am Fuss des Tempels aufgeschlagen. Die Soldaten schliefen im Schatten des Tempels. Einige stiegen auf die Dächer, um den Nil zu sehen. Andere blieben unter den Zelten, zu erschöpft, um sich zu rühren, die Stiefel noch an den Füssen.

Am Abend der Ankunft stahl ein Soldat der zweiten Kompanie bei der Ausgabe einem anderen die Brotration. Der Bestohlene bemerkte es, holte den Dieb ein und schlug ihm mit der Faust zwei Zähne aus. Der Dieb schlug zurück und zog sein Messer. Vier Soldaten trennten die beiden. Der Sergeant liess beide für die Nacht in Eisen legen. Am nächsten Morgen wurden sie vom Hauptmann abgeurteilt. Der Dieb erhielt zwanzig Stockhiebe. Der Bestohlene wurde ohne Strafe entlassen.

Am folgenden Abend berief Belliard die Offiziere in sein Zelt. Seine Spitzel waren soeben zurückgekehrt. Osman Bey und die Mekkaner würden, so hiess es, bei Qena den Nil überqueren; sie hätten Kanonen, sie hätten die Nilflottille vernichtet, und Desaix, der Mourad Bey verfolgte, sei nicht zu erreichen. Bonaparte sei mit dem Grossteil der Armee nach Syrien aufgebrochen. Man müsse dem Feind so schnell wie möglich entgegenmarschieren. Belliard legte den Finger auf die Karte, auf Höhe von Qena.

„Nach Hermontis keine Halte mehr“, sagte Belliard. „Wir marschieren auf Kus, dann auf Qena. Höchstens drei Tage.“

„Und Theben?“, fragte ein Leutnant. „Die Gelehrten wollten …“

„Wir ziehen vorbei.“

Denon, der zugegen war, wartete nicht, bis man ihm das Wort erteilte.

„Dann brauche ich gleich hier einen Halt, morgen früh, für den Tempel von Hermontis. Sechs Stunden."

„Unmöglich."

„Sechs Stunden. Mehr verlange ich nicht."

Belliard sah ihn lange an, dann faltete er die Karte zusammen.

„Sechs Stunden im Tempel, morgen, gleich im Morgengrauen. Keine mehr. Wenn Sie um Mittag nicht zurück sind, brechen wir ohne Sie auf."

Am nächsten Morgen, gleich im Morgengrauen, begab sich Denon mit Hassan und zwei Soldaten als Eskorte zum Tempel. Er ging geradewegs zum hinteren Saal, halb im Sand versunken, am Ende des Hauptkorridors. Der Sand knirschte unter seinen Sohlen. Reihen eingemeisselter Kartuschen bedeckten die Westwand. Dutzende Königsnamen, in Registern aufgereiht.

Zwei Stunden blieb er vor der Wand stehen und betrachtete die Inschriften, die er nicht lesen konnte. Hassan hatte sich nahe dem Eingang auf den Boden gesetzt. Draussen spielten die beiden Soldaten Würfel.

Ein Mann betrat den Saal. Ein Fellache von etwa vierzig Jahren, weisser Turban, Ledersandalen. Er trug ein Bündel, in grobes Tuch gehüllt. Er trat an Denon heran und schlug das Tuch vor ihm auf. Ein Kalksteinfragment von vierzig Zentimetern Seitenlänge mit drei vollständigen Kartuschen.

Der Mann deutete auf das Fragment. Fünf erhobene Finger.

„Fünf Piaster."

Er hob den Blick zum oberen Teil der Wand, den ihm das Halbdunkel bis dahin verborgen hatte. Ein frisches Loch in der siebzehnten Reihe, dort, wo diese drei Kartuschen gesessen hatten. Die Ränder des Kalksteins waren weiss, frisch geschnitten. Der

Mann hatte das Stück in der Nacht oder früh am Morgen herausgeschlagen.

Denon nahm fünf Piaster aus seinem Beutel und gab sie ihm. Das Fragment wanderte in seine Ledertasche. Der Mann nahm das Geld und ging davon.

Denon verliess den Saal nicht mehr. Um halb zwölf kam einer der Soldaten ausser Atem hereingerannt.

„Monsieur, der General lässt die Pferde satteln."

Er verliess den Tempel. Die Kolonne stand bereits in Marschformation. Er stieg in den Sattel und erreichte im Galopp die Spitze, die Tasche schlug gegen seinen Schenkel. Belliard sah ihn vorüberreiten, ohne ein Wort zu sagen. Die Kolonne setzte sich in Bewegung.

Die Kolonne durchquerte Theben noch am selben Nachmittag, ohne dort anzuhalten. Denon sah in der Ferne die Pylone von Karnak und Luxor vorüberziehen, ohne auch nur eine einzige vermessen zu können, und er liess dort mehr Bedauern zurück als irgendwo sonst auf dem Weg. Es gingen widersprüchliche Nachrichten um. Die türkische Armee rücke vor, die Engländer blockierten alle Häfen, sagte der eine. Der andere schwor das Gegenteil.

Es folgten noch das Gefecht von Benouth, die Wiedereinnahme von Qena, eine zweite Reise nach Dendera und der Marsch auf Kosseir mit Belliard Ende Mai. Denon verliess Oberägypten am 5. Juli und sah Kairo erst am 20. wieder. Die Soldaten wurden in den Kasernen der Zitadelle einquartiert. Denon begab sich geradewegs zum nördlichen Nebengebäude des Palastes von Hassan Kachef, wo das Gepäck der Kommission lagerte.

Das Lager war verschlossen. Er wartete eine Stunde, bis ein Intendant mit dem Schlüssel kam. Es roch nach Stroh und heissem Staub. Seine zwölf Kisten standen da, unter den sechsundneunzig des Inventars gezählt, an der Südwand aufgereiht, von seiner

Hand beschriftet. Er öffnete die erste, prüfte rasch den Inhalt und schloss sie wieder. Nichts fehlte. Er begab sich zum Palast.

General Dugua, der Kairo befehligte, empfing ihn sofort. Er stand an einem Tisch voller Karten des Nildeltas und der Küste von Abukir. Er bedeutete Denon, sich zu setzen.

„Haben Sie Ihre Kampagne in Oberägypten beendet?"

„Ja. Von Dendera bis Assuan. Alle wichtigen Monumente."

„Sind die Zeichnungen für die *Beschreibung* verwendbar?"

„Dreiundfünfzig Blätter. Tempel, Gräber, Kolosse, Basreliefs."

„Gut. Hören Sie mir aufmerksam zu. Der Oberbefehlshaber ist aufgebrochen, um die türkische Armee aufzuhalten, die soeben bei Abukir gelandet ist, bevor sie bis hierher gelangt. Seine Befehle ändern sich nicht. Sie bleiben in Kairo. Sie koordinieren das Institut mit Monge und Berthollet. Die Erkundungen im Nildelta gehen weiter. Die Grabungen in Sakkara gehen weiter. Die *Beschreibung* geht weiter. Verstehen Sie mich?"

„Ich verstehe."

„Falls die Engländer während seiner Abwesenheit landen, lassen Sie die Sammlungen nach Süden evakuieren, nach Oberägypten, das die Armee noch hält. Sie verlieren alles ausser dem. Ist das klar?"

„Es ist klar."

„Gut. Und jetzt gehen Sie. Ich habe zu arbeiten."

Dugua war bereits wieder über seine Karten gebeugt, als Denon die Tür schloss.

Bonaparte, Mitte Juni aus Syrien zurückgekehrt, hatte Kairo einige Tage zuvor in Richtung Küste verlassen. Denon blieb in Kairo, mit Monge, Berthollet, Fourier und den etwa dreissig Gelehrten, die vor Ort geblieben waren.

Während Bonapartes Abwesenheit organisierte Denon die Arbeit des Instituts. Monge beaufsichtigte die Erkundungen in der Gegend von Memphis. Berthollet verfasste seine Beobachtungen

über das Natron. Geoffroy Saint-Hilaire setzte seine zoologischen Studien im Nildelta fort. Fourier führte die Korrespondenz mit den Sektionen in der Provinz.

Einige Tage nach seiner Rückkehr berief Denon eine Versammlung ein. Alle in Kairo anwesenden Mitglieder waren da. Dreissig Gelehrte und Ingenieure, im grossen Saal zusammengedrängt, die Fenster zur Hitze hin offen. Er eröffnete die Sitzung um zehn Uhr.

„Meine Herren, Bonaparte befindet sich an der Küste, wo die Türken gelandet sind. Genaue Nachrichten haben wir nicht. Die Engländer beherrschen weiterhin das Mittelmeer. Ich schlage vor, dass wir einen Transportplan vorbereiten, für den Fall, dass sich eine Gelegenheit bietet."

Monge hob die Hand und sprach, bevor man ihm das Wort erteilt hatte.

„Warten wir auf Bonaparte, also wirklich! Er wird entscheiden, er entscheidet immer, und übrigens liebt er es, wenn man auf ihn wartet …"

„Und wenn er nicht zurückkehrt?", sagte Fourier, ohne den Blick von seinen Zahlenkolonnen zu heben.

Niemand antwortete. Berthollet nahm seine Brille ab.

„Denon hat recht. Einen Plan vorzubereiten hat noch nie ein Schiff versenkt. An dem Tag, an dem wir eines haben, sind wir bereit. Gesetzt den Fall, dieser Tag kommt."

Der Vorschlag wurde angenommen. Die Sitzung wurde um zwölf Uhr mittags aufgehoben.

Aus Syrien hatte Bonaparte weniger als zehntausend der dreizehntausend Mann zurückgebracht, die mit ihm aufgebrochen waren, die anderen tot, krank oder von der Pest befallen. Die Offensive war gescheitert, und jeder am Institut wusste es, ohne es auszusprechen.

Einige Tage später liess Dugua Denon in den Palast zurückrufen. Er hatte abgespannte Züge, die Krawatte gelöst, auf den Stühlen türmten sich Karten. Kein Gruss.

„Ihr Transportplan?“

„Bereit, auf dem Papier. Es fehlen nur die Schiffe.“

„Dort wird er bleiben. Die Engländer blockieren die Küste nach wie vor. Kein Transport, bevor sich die Lage ändert.“

„Verstanden.“

Dugua war bereits zu seinen Karten zurückgekehrt.

Die folgenden Wochen verliefen ruhig. Die Erkundungen gingen weiter. Die Grabungen ebenfalls. Die *Beschreibung* kam nur langsam voran. Abends auf den Terrassen hielt man nach den Kurieren von der Küste Ausschau.

VI – Der Stein von Rosette

Am 15. Juli 1799 beaufsichtigte ein Leutnant der Pioniere namens Bouchard den Abbruch einer alten Mauer des Fort Julien bei Rosette. Eine Spitzhacke stiess auf etwas.

Bouchard war achtundzwanzig Jahre alt, Absolvent der Polytechnique. Er begriff sogleich, dass dies kein gewöhnlicher Bruchstein war. Eine Stele aus schwarzem Stein, hundertzwölf Zentimeter hoch, mit drei parallelen Inschriften. Er liess den Stein im Fort in Sicherheit bringen und benachrichtigte General Menou, der den Platz befehligte, und Lancret, Polytechniker wie er, der sich damals in Rosette aufhielt, schrieb an das Institut d’Égypte in Kairo.

Das Fort lag abseits der gewöhnlichen Baustellen. Dort, unter einer Plane, an eine Mauer gelehnt, war der Stein in Sicherheit.

Jean-Joseph Marcel und Rémi Raige wurden nach Rosette entsandt, sobald der Brief Lancrets im Institut verlesen worden war. Marcel war Orientalist, spezialisiert auf die semitischen Sprachen.

Raige war Gräzist und las Altgriechisch fliessend. Ab dem 1. August untersuchten sie den Stein von allen Seiten.

Der griechische Text im unteren Teil der Stele war verhältnismässig gut erhalten. Raige las ihn laut vor, während Marcel mitschrieb.

„Dieses Dekret ehrt den jungen Ptolemaios V. Steuerbefreiungen für die Tempel, Schenkungen an die Priesterschaft. Von der Art, die man in drei Sprachen einmeisselt, um sicherzugehen, dass es alle erfahren."

Marcel befeuchtete ein Blatt sehr dünnes Papier und drückte es mit einem in verdünnte Tinte getauchten Wattebausch sacht auf die beschriftete Fläche. Das Ergebnis war ein genauer Abklatsch jedes einzelnen Zeichens, weiss auf schwarzem Grund. Für die gesamte Fläche nahm die Arbeit mehrere Stunden in Anspruch.

Der Brief Lancrets, am 29. Juli im Institut verlesen, hatte nahegelegt, dass die drei Inschriften drei Fassungen desselben Textes seien, von denen eine lesbar sei. Der Bericht von Marcel und Raige bestätigte dies und löste eine Aufregung aus, wie Denon sie seit der Ankunft in Alexandria ein Jahr zuvor nicht erlebt hatte. Wenn der Stein es erlaubte, die Hieroglyphen zu entziffern, wurden dreitausend Jahre Geschichte wieder lesbar, und mit ihnen alles, was die Reisenden seit zwei Jahrhunderten kopiert hatten, ohne es zu verstehen.

„Meine Herren", hatte Denon vor dem Institut gesagt, an dem Abend, als man den Brief Lancrets verlesen hatte, „wir stehen vielleicht … nun, ich glaube, wir stehen an der Schwelle einer wissenschaftlichen Revolution."

Monge hatte sogleich vorgeschlagen, eine Expedition nach Rosette zu entsenden.

„Gipsabgüsse! Papierabklatsche, so viele wie möglich … Und schnell, meine Freunde, bevor jemand ihn beschädigt oder fortschafft."

Jomard, der mit Marcel und Raige die Reise von Kairo gemacht hatte, war zugegen, als Marcel und Raige die ersten Abklatsche anfertigten.

Der Stein von Rosette mass hundertzwölf Zentimeter in der Höhe, sechsundsiebzig Zentimeter in der Breite und achtundzwanzig Zentimeter in der Dicke. Sein Gewicht, geschätzt aus dem Volumen und der bekannten Dichte des Granodiorits, betrug etwa siebenhundertsechzig Kilogramm. Jomard nahm diese Abmessungen selbst, auch wenn sie nicht sogleich von Nutzen sein sollten, das Lederband von einer Kante zur anderen gespannt, jede zweimal.

Die Stele war unvollständig. Ihr oberer Teil fehlte, zu einem unbestimmten Zeitpunkt weggebrochen. Nur die letzten vierzehn hieroglyphischen Zeilen waren erhalten, und auch diese unvollständig. Etwa die Hälfte des hieroglyphischen Textes war verloren, während der demotische beinahe vollständig war. Diese Lücke würde die Arbeit des künftigen Entzifferers erschweren. Doch der griechische Abschnitt war trotz eines Bruchs unten rechts im Wesentlichen lesbar. Das genügte, um zu arbeiten.

„Das Griechische unten können wir sofort lesen", sagte Marcel. „Es ist ein Dekret des Rates der Priester von Memphis aus dem neunten Regierungsjahr des Ptolemaios V. Epiphanes. Hundertsechsundneunzig vor unserer Zeitrechnung."

„Und die Hieroglyphen?", fragte Jomard.

„Wahrscheinlich derselbe Text. So hofft man es zumindest."

„Wenn es so ist", sagte Jomard, „können wir beginnen, Entsprechungen herzustellen. Jedes griechische Wort hat sein hieroglyphisches Gegenstück. Indem wir die Längen der Zeichengruppen vergleichen, die Wiederholungen ausmachen …"

„Genau. Aber rechnen Sie mit Jahren."

Jomard nahm einen Bleistift und begann, in seinem Notizbuch die Häufigkeit bestimmter Zeichengruppen im hieroglyphischen

Band festzuhalten. Jedes Zeichen aufgespürt, gezählt, in eine Tabelle eingetragen. Die Verteilung war nicht zufällig.

„Sehen Sie. Diese Zeichengruppe, in eine Kartusche eingeschlossen, erscheint sechsmal im erhaltenen Teil der Hieroglyphen. Ptolemaios erscheint elfmal im Griechischen … aber ein Teil des ägyptischen Textes fehlt."

Marcel hörte auf zu arbeiten und sah hin.

„Das ist möglich. Sogar sehr wahrscheinlich. Aber die Entsprechung von Zeichen zu Zeichen ist nicht notwendigerweise unmittelbar. Die Hieroglyphenschrift ist wohl nicht alphabetisch."

„Ja. Aber es ist ein Ausgangspunkt."

Jomard unterstrich die Kartusche in seinem Notizbuch zweimal.

Jomard half Marcel, das letzte Abklatschblatt über den demotischen Abschnitt zu spannen. Die Nacht war weit fortgeschritten. Die Lampe russte. Draussen schlief der Hafen von Rosette.

In den Tagen darauf kehrte Jomard dreimal nach Rosette zurück, um den Stein zu sehen.

Beim ersten Mal brachte er sein Lederband mit und mass alles, was sich messen liess. Beim zweiten Mal brachte er sein Notizbuch für die Häufigkeiten mit und zählte die Zeichengruppen im hieroglyphischen Band, wobei er eine Verteilungstabelle aufstellte. Beim dritten Mal brachte er nichts mit. Er setzte sich auf einen Schemel vor den Stein. Der Granodiorit war kalt und matt. Kein Glanz, keine Farbe. Eine dunkle Platte, hässlich im gewöhnlichen Sinn des Wortes. Er legte die Hände flach auf die Knie und zwang sich, nicht zu rechnen. Nur zu schauen. Die Spuren des Meissels blieben in manchen Buchstaben sichtbar. Jemand hatte dies Buchstabe für Buchstabe eingegraben, über Stunden hinweg. Diese Arbeit war noch da. Sie dauerte fort. Wie man eine Karte betrachtet, deren Sprache man noch immer nicht versteht, auf der man aber sieht, dass die Wege darin eingezeichnet sind.

Dort sitzend sah er, was diesen Stein von allem trennte, was die Kommission seit mehr als einem Jahr gesammelt oder zu sammeln versucht hatte. Die *Uschebtis*, die Skarabäen, die Papyri, die Fragmente von Basreliefs, man nahm sie, weil sie schön, selten, alt waren.

Der Stein hatte keine Schönheit. Er galt nur durch das, was er sagte, eine Entsprechung zwischen drei Schriftsystemen, von denen eines lesbar war und die beiden anderen noch nicht. Für jeden, der an der Entzifferung arbeitete, war ein noch gewelltes Abklatschblatt so viel wert wie der Stein.

Ein *Uschebti*, aus seinem Grab genommen, verlor seinen Kontext. Dieser Stein, aus einer Festungsmauer geholt, verlor nichts. Seit zweitausend Jahren hatte er keinen mehr.

„Sie sind immer noch hier", sagte Marcel beim Eintreten. „Das ist das dritte Mal diese Woche."

„Ich denke nach. Die Gegenstände, die man mitnimmt, verlieren etwas. Dieser hier … ich sehe nicht, was er verlieren könnte."

Marcel setzte sich neben ihn.

„Ausser dass die Engländer ihn nehmen."

„Ja. Ausser das. Aber selbst dann bleiben die Abklatsche. Was er sagt, bleibt. Es ist vielleicht das Einzige an der ganzen Expedition, was man nicht … wirklich stehlen kann."

Marcel hatte eine Entscheidung getroffen, ohne jemanden zu unterrichten.

Über die offiziellen Abklatsche hinaus, die in Rosette angefertigt worden waren, machte er dreissig weitere, nicht für das Institut, nicht für die *Beschreibung*, sondern um sie zu verteilen. Fünf davon bereitete er für europäische Korrespondenten vor, und zwar einen für London, zwei für Paris, einen für Berlin und einen für Kopenhagen, die ein nach Frankreich zurückkehrender Offizier, vielleicht ein Adjutant Bonapartes, durch die Blockade mitnehmen würde. Fünf Wissenschaftler, die an den alten Sprachen arbeiteten und mit etwas Glück etwas darin erkennen würden.

Fünfundzwanzig behielt er als Reserve. Falls die Engländer den Stein nahmen, falls die Entzifferung in London geleistet werden musste, würden diese Abklatsche den Franzosen erlauben, parallel zu arbeiten. Das Rennen wäre ausgeglichen.

„Sie haben den Schlüssel verteilt, bevor Sie das Schloss geöffnet haben", sagte Denon, als er davon erfuhr.

„Ich habe Kopien des Schlüssels verteilt. Das Schloss bleibt hier. Und wenn die Engländer das Schloss nehmen, haben wir immer noch unsere Kopien."

Die Bekanntgabe der Entdeckung, dann die Rückkehr Marcels und Raiges führten am 8. August zu einer ausserordentlichen Sitzung des Instituts. Alle in Kairo anwesenden Mitglieder fanden sich ein. Monge führte den Vorsitz. Denon legte die Abklatsche Marcels und den technischen Bericht Raiges über den griechischen Text vor.

Der Saal war voll. Etwa dreissig Gelehrte, Ingenieure, Naturforscher. Manche waren seit Monaten zu keiner Sitzung mehr gekommen. Der Stein von Rosette hatte sie aus ihren Laboratorien, von ihren Baustellen, aus ihren Missionen im Nildelta hervorgelockt.

Berthollet ergriff nach der Vorstellung das Wort.

„Wenn dieser Stein die Entzifferung erlaubt … ich sage ausdrücklich wenn … haben wir Zugang zu Archiven aus dreitausend Jahren. Die Königslisten, die Schlachtberichte, die religiösen Abhandlungen. Alles, was auf sämtlichen Denkmälern eingraviert ist, die wir seit mehr als einem Jahr gezeichnet haben, wird lesbar werden."

Geoffroy Saint-Hilaire, der sich nie in philologische Debatten einmischte, hob die Hand.

„Wie lange wird es dauern, bis die Entzifferung gelingt? Ungefähr."

Marcel antwortete von hinten aus dem Saal.

„Jahre. Vielleicht zehn. Vielleicht zwanzig. Die Hieroglyphenschrift ist nicht alphabetisch. Es ist keine einfache Ersetzung Buchstabe für Buchstabe."

„Aber es ist machbar", sagte Jomard. „Wir haben die Entsprechung. Der Rest ist Arbeit."

Ein Ingenieur der Ponts et Chaussées, Chabrol, bat ums Wort.

„Eine praktische Frage. Wenn die Briten landen, wird dieser Stein ihr erstes Ziel sein. Sie wissen, was er wert ist. Haben wir einen Plan?"

Der Saal verstummte. Hinten hustete jemand. Niemand hatte die Frage bislang so unumwunden formuliert.

Monge blickte zu Denon.

„Die Abklatsche reisen", sagte Denon. „Marcel hat fünf für Europa vorbereitet. Wir haben fünfundzwanzig als Reserve hier. Wenn die Briten den Stein nehmen, wird die Entzifferung in Paris an den Kopien erfolgen."

„Und wenn wir auch die Abklatsche verlieren?"

„Dann haben wir verloren."

Die Antwort befriedigte niemanden, aber eine andere gab es nicht. Die militärische Lage entzog sich ihnen, und Monge zog bereits das Tintenfass zu sich heran.

Monge verfasste eine förmliche Resolution, wonach der Stein von Rosette so bald wie möglich nach Kairo gebracht, im Institut unter ständiger Bewachung aufbewahrt, so oft wie nötig abgeklatscht und vorrangig von Marcel und Raige untersucht werden solle. Die Resolution wurde einstimmig angenommen.

Denon blieb nach der Sitzung. Er half beim Wegräumen der Stühle, als Fourier eintrat, ein Bündel Papiere in der Hand.

„Haben Sie die letzte Depesche gelesen?"

„Nein."

„Kléber fordert in Alexandria weiterhin Verstärkung an. Man antwortet ihm nicht. Seit Syrien tut alle Welt so, als ob … als ob sich die Armee davon erholt hätte."

Er stellte den Stuhl ab, den er hielt.

„Und wir finden den Schlüssel zu den Hieroglyphen."

„Ja. Zwei Kurven. Die Wissenschaft steigt, während die Expedition zusammenbricht."

Fourier hatte es ohne Bitterkeit gesagt, wie man eine Aufstellung abliest.

Denon wandte sich wieder den Abklatschen zu. Er breitete sie auf dem grossen Tisch des Instituts aus. Hieroglyphen oben, Demotisch in der Mitte, Griechisch unten. Er folgte mit dem Finger der Zeile der hieroglyphischen Zeichen. Vögel, Schlangen, Augen, Hände. Formen, die er hundertmal in Dendera, in Theben, in Philae kopiert hatte, ohne je zu wissen, was sie sagten.

Er dachte an Bonaparte. Seit Juni aus Syrien zurück, vielleicht schon nach Frankreich gewandt, ohne zu wissen, dass seine Gelehrten soeben gefunden hatten, was in zweitausend Jahren niemand gefunden hatte.

Am 9. August verbrachte Jomard den ganzen Tag mit den Abklatschen. Er hatte seine Notizbücher mit den Aufnahmen von Gizeh und Sakkara mitgebracht, bedeckt mit Kartuschen, die er in den vorangegangenen Monaten gezeichnet hatte. Er griff darin die bereits in Rosette notierte Hypothese auf, die der namentragenden Kartuschen, seit dem achtzehnten Jahrhundert unter Reisenden verbreitet.

Diesmal konnte er sie an den Belegen selbst überprüfen.

Die Zählung von Rosette galt noch immer, elf Ptolemaios auf Griechisch, sechs Kartuschen im verstümmelten Band. Er schrieb die Entsprechung in seinem Notizbuch ins Reine : „Hypothese. Kartusche gleich Eigenname. Falls bestätigt, enthalten alle Kartuschen der Monumente Ägyptens Namen von Pharaonen oder Gottheiten."

Vor einem Jahr hatte die Idee in den Reiseberichten herumgegeistert; nun beruhte sie auf einer Zählung, auf einer russgeschwärzten Notizbuchseite.

Die Erkundungen gingen weiter. Der Stein hielt das Übrige nicht auf.

Der Krieg ebenso wenig.

Am 10. August kam ein Offizier zum Institut, um die amtliche Bilanz der Schlacht von Abukir vom 25. Juli zu verkünden. Bonaparte hatte die osmanische Landung am Strand von Abukir zerschlagen. Zehntausend Janitscharen getötet oder ertrunken, der Rest gefangen. Ein klarer Sieg nach dem Scheitern des Syrienfeldzugs, und die Armee des Orients hielt Ägypten. Doch Abukir, so glänzend es auch sein mochte, änderte nichts an ihrer Isolation.

Denon erfuhr die Neuigkeit von Kléber, der für einen Tag aus Alexandria gekommen war.

„Kehrt Bonaparte nach Kairo zurück?“

„Ja. In einigen Tagen, vielleicht weniger. Er hat nichts Klares geschrieben. Aber die Armee ist am Ende. Das ist sicher.“

„Und danach?“

„Danach sehen wir weiter. Entweder er festigt Ägypten. Oder er geht nach Frankreich zurück.“

Kléber sprach die dritte Möglichkeit nicht aus. Bonaparte konnte auch weiter Männer in nutzlosen Feldzügen verlieren, bis von der Armee des Orients nichts mehr übrig war.

Kléber betrachtete die auf dem Tisch des Instituts ausgebreiteten Abklatsche.

„Das ist er also, Ihr Stein?“

„Das ist er.“

„Was steht darauf?“

„Ein Dekret über die Steuern der Tempel. Nichts Militärisches.“

Kléber lächelte.

„Sie haben den Schlüssel zum alten Ägypten mit einem Text über Steuern gefunden. Das gefällt mir."

Er reiste noch am selben Abend nach Alexandria ab. Denon sollte ihn nie wiedersehen.

Am 12. August traf aus Rosette eine Nachricht ein, der Stein sei bereit zum Transport. Bouchard hatte den Bau einer verstärkten Kiste überwacht. Der Militärkonvoi war organisiert. Abfahrt für den 14. vorgesehen.

Denon schrieb Bouchard eine Notiz : „Transport auf dem Wasserweg, wenn möglich. Erschütterungen der Strasse vermeiden. Falls Landtransport notwendig, grösstmögliche Federung. Der Stein darf nicht springen."

Bouchard antwortete am nächsten Tag : „Wasserweg unmöglich. Alle Barken sind für die Verwundeten von Abukir requiriert. Landtransport mit verstärkter Strohunterlage unter der Kiste. Drei Tagesreisen. Ankunft voraussichtlich 17. August."

Am Abend des 17. August fuhr der Konvoi in den Hof des Instituts ein. Fünfzehn Soldaten Begleitschutz, drei Karren. Der Stein lag auf dem zweiten Karren, in Leinwand gehüllt und auf einem Strohlager festgezurrt.

Denon, Marcel, Jomard und sechs Soldaten luden ihn ab. Siebenhundertsechzig Kilogramm. Es bedurfte Hebeln, Seilen, einer provisorischen Rampe und einiger Flüche. Die Arbeit dauerte eine Stunde. Am Ende ruhte der Stein auf einem Holzsockel im Hauptsaal des Instituts, an der Ostwand.

Marcel zog die Leinwand fort. Der schwarze Granodiorit kam zum Vorschein, mit seinen drei eingemeisselten Schriftbändern.

„Nicht ein Sprung", sagte Jomard, während er die Oberfläche prüfte.

Man stellte ihn unter eine Öllampe, die ununterbrochen brannte. Zwei Wachen hielten Tag und Nacht Posten. Es gab keinen

schriftlichen Befehl, doch jeder verstand, dass dieser Stein nicht verschwinden durfte.

Am nächsten Morgen kam Denon wieder, um den Stein zu sehen. Er war allein. Das Institut schlief noch. Die Lampe warf ein gelbes Licht auf den Granodiorit. Die Hieroglyphen warfen kleine Schatten in ihre Vertiefungen.

Er legte die Hand auf die kalte Oberfläche. Die Geste war nutzlos. Er tat sie dennoch.

Eines Tages würde jemand diesen Text lesen, wie man Griechisch liest, und die Namen der Pharaonen würden aus ihren Kartuschen treten.

Er zog die Hand zurück.

VII – Verhandlungen, Sieg und Tod Klébers

Am Abend des 18. August sah Denon zufällig Bonaparte allein den Hof des Instituts überqueren. Ohne Adjutanten, ohne Eskorte. Er hielt etwas in der Hand. Ein Buch, keine Karten. Er ging schnell, wie jemand, der nicht gesehen werden will.

Denon beobachtete ihn aus dem Türrahmen. In dieser eiligen Gestalt lag etwas, das er an ihm nie gesehen hatte, eine Hast, die einer Flucht glich, weniger vor einer Gefahr als vor einer Lage, die zu klein für ihn geworden war.

Er bog um die Ecke des Hofes und verschwand.

Er dachte an das Buch, das Bonaparte trug. Etwas über Rom wohl, oder über Alexander.

Eine Stunde später kam ein Adjutant, um Denon zu holen. Bonaparte hatte am Nachmittag seine Zeichnungen geprüft und wollte ihn mitnehmen. Denon rollte seine Zeichnungen in vier Kupferröhren, vertraute Jomard die Schlüssel zu seinen Kisten an und nahm mit Monge und Berthollet in der Berline Platz. In jener Nacht sahen einige sie abreisen. Andere hörten die Pferde sich nach Norden entfernen.

Am nächsten Morgen bestätigte sich die Nachricht. Bonaparte war nach Frankreich abgereist. Er hatte Kléber ein Schreiben überbringen lassen, das ihm das Kommando über die Armee von Ägypten übertrug. Monge, Berthollet und Denon waren mit ihm gegangen. Sie würden sich in der Nacht vom 22. auf den 23. August in Alexandria auf einer der beiden Fregatten einschiffen, und Denon sollte am 9. Oktober mit seinen Zeichnungen in Fréjus an Land gehen. Kaum jemand war benachrichtigt worden.

Jomards erster Gedanke galt an jenem Morgen weder Bonaparte noch Frankreich. Er galt den Kisten. Sechsundneunzig Kisten, eingelagert in den Nebengebäuden des Palastes von Hassan Kachef. Dreiundsiebzig offizielle und dreiundzwanzig ohne Etikett im Nordwestwinkel, immer noch da, immer noch namenlos. Ohne Bonaparte, der einen Militärtransport anordnen konnte, waren diese Kisten jeder künftigen Verhandlung ausgeliefert.

Er machte vor Sonnenaufgang die Runde durch die Nebengebäude. Die dreiundsiebzig offiziellen Kisten standen da, gestapelt, zugenagelt, etikettiert nach seinem System. Ein Buchstabe, eine Nummer, ein knapper Inhaltsvermerk.

Diese Objekte stammten von überall, aus Sakkara, Karnak, Dendera, dem Tal der Könige, vom Markt von Memphis, von Gizeh. Manche waren nach festgelegten Verfahren entnommen worden. Andere waren auf den Märkten gekauft worden, die der Armee folgten. Wieder andere waren auf weniger gut dokumentierten Wegen gekommen. Zusammen stellten sie dreizehn Monate organisierter Plünderung dar, zufälliger Plünderung, geduldeter Plünderung und wissenschaftlichen Sammelns, Kategorien, die nie jemand formell getrennt hatte.

Nach Bonapartes Abreise hielten die Unterscheidungen nicht einmal mehr politisch stand. Mit ihm war die Rechtfertigung eines Staatsprojekts verflogen, das die Entnahme legitim gemacht hatte. Was blieb, waren Objekte, Soldaten, Gelehrte. Und Engländer, die sich früher oder später nähern würden.

Er verstaute das Inventar und setzte sich auf eine Kiste. Um ihn herum, im Halbdunkel, die sechsundneunzig Kisten. Er blieb dort, bis das Tageslicht unter der Tür hindurchdrang.

Kléber befehligte nun die Armee von Ägypten. Bonaparte hatte sich wohlweislich gehütet, ihm seine Abreise mündlich anzukündigen.

Marcel nahm die Sache gelassen. Er hatte seine Abklatsche; ob Bonaparte da war oder nicht, änderte nichts. Costaz fragte Fourier, ob die Arbeiten der Kommission weitergingen. Fourier bejahte. Costaz machte keine Bemerkung. Geoffroy Saint-Hilaire erfuhr die Nachricht über seine Sektion gebeugt und liess sein Skalpell nicht los. „Abgereist? Meinetwegen", sagte er, ohne den Kopf zu heben. Für ihn ging das Objekt auf dem Tisch allem anderen vor.

„Er hat uns benutzt", sagte Costaz an jenem Morgen zu jedem, der es hören wollte. „Unsere Arbeiten … eine Rechtfertigung, mehr waren sie nicht. Er hat, was er wollte, er geht. Und wir bleiben."

Fourier fand Costaz noch am Nachmittag der Bekanntgabe der Abreise allein in seinem Arbeitszimmer im Institut.

„Arbeiten Sie?"

„Nein."

„Er hätte uns Bescheid geben können", sagte Costaz. „Ich habe eine Familie in Paris. Ich habe ihnen einige Monate versprochen. Jetzt sind es fünfzehn Monate. Und er ist heimgekehrt, er, während …"

Er liess den Satz unvollendet. Eifersucht hatte daran keinen Anteil. Er hatte an die Wissenschaft im Dienst der Republik geglaubt, an die Republik im Dienst der Wissenschaft, und er entdeckte, dass man ihn wie einen Statisten eingesetzt hatte.

Die Kommission für Wissenschaften und Künste trat noch am selben Abend zusammen. Niemand hatte sie einberufen. Die Gelehrten hatten sich im Institut eingefunden, ohne sich

abgesprochen zu haben. Fourier war da, Marcel, Jomard, Costaz, Geoffroy Saint-Hilaire und ein Dutzend weitere. Conté war als Letzter gekommen.

Die Lage liess sich einfach formulieren. Was geschah nun? Bonaparte war fort. Kléber hatte das Kommando.

Kléber stand zur Kommission nicht im selben Verhältnis. Jomard hatte ihn vor dem Syrienfeldzug zum Status der Sammlungen sondiert. Kléber hatte gesagt, er werde die Angelegenheit prüfen.

„Prüfen heisst, dass er nicht daran denkt", sagte Jomard.

„Kléber hat drei Sorgen", sagte Fourier und zählte sie an den Fingern ab. „Eine Armee zu unterhalten, Osmanen zu beobachten, Engländer im Mittelmeer. Die Sammlungen kommen … danach."

„Dann müssen sie unsere Sorge sein", entgegnete Jomard. „Sonst entscheidet jemand anders darüber, und nicht anhand eines Inventars."

Auf dem Tisch lag das Gesamtinventar der sechsundneunzig Kisten. Jomard hatte es herumgehen lassen. Jeder las es schweigend. Die Namen der Tempel, die Objektkategorien, die Gewichtsschätzungen. Es war das erste Mal, dass die Kommission das Ganze dessen, was sie gesammelt hatte, in einem einzigen Dokument vor sich sah.

Niemand machte eine Bemerkung. Costaz blätterte langsamer als die anderen, den Finger auf der Gewichtsspalte, wie man eine Plünderungsbilanz liest.

„Wir müssen eine Transportpriorität festlegen", sagte Jomard. „Im Fall einer Evakuierung kann nicht alles abreisen. Es braucht eine Rangfolge."

„Die Papyri und die kopierten Inschriften", sagte Marcel. „Unersetzlich."

Fourier zögerte, bevor er die Frage stellte.

„Und die dreiundzwanzig Kisten ohne Etikett im Nordwestwinkel des Lagerhauses?“

Jomard und Marcel wechselten einen Blick.

„Ich habe sie verzeichnet“, sagte Jomard. „Ich weiss nicht, wem sie gehören.“

„Ich auch nicht“, sagte Marcel.

Die Sitzung endete ohne förmliche Entscheidung in dieser Frage. Die Gelehrten kehrten zu ihren Arbeiten zurück. Das Inventar blieb auf dem Tisch liegen, und die dreiundzwanzig namenlosen Kisten blieben in der nordwestlichen Ecke des Lagerhauses, im Dunkeln.

Kléber war der Ansicht, sein Vorgänger sei geflohen, um nicht die Verantwortung für eine Kapitulation zu übernehmen; in seinem Bericht an das Direktorium vom 26. September 1799 warf er ihm vor, keinen Sou in der Kasse zurückgelassen zu haben.

Vom Institut aus gesehen schien die militärische Lage ausweglos. Die französische Armee beherrschte Ägypten, hatte aber keinerlei Verbindung zu Frankreich. Die englische Flotte blockierte das Mittelmeer. Kléber wusste, dass er sich weder auf unbestimmte Zeit halten noch Verstärkung erhalten konnte. Er traf die Entscheidung, die Bonaparte nicht zu treffen gewagt hatte, über die Räumung zu verhandeln. Im Dezember 1799 schickte Kléber einen Unterhändler zum osmanischen Grosswesir, der in Syrien lagerte. Die Verhandlungen begannen an Bord des britischen Linienschiffs *Tigre* vor Damiette. Der britische Unterhändler war Commodore Sidney Smith, der sich als Bevollmächtigter der Krone ausgab, eine Funktion, die Admiral Keith ihm bald bestreiten sollte. Die französischen Bevollmächtigten waren General Desaix und der Verwalter Poussielgue. Die Franzosen forderten den ehrenvollen Abzug der Armee mit Waffen und Gepäck. Smith war bereit, über die dringenden Punkte zu verhandeln, die Evakuierung der Verwundeten und der Gelehrten aus Ägypten

sowie einen Waffenstillstand, bis die osmanischen Bevollmächtigten einträfen. Die Gespräche zogen sich hin. Kléber drängte seine Unterhändler zum Abschluss, und am 24. Januar 1800 wurde die Konvention von El-Arich unterzeichnet. Sie sah den vollständigen Abzug der französischen Armee aus Ägypten binnen drei Monaten vor, mit Waffen, Gepäck und wissenschaftlichen Sammlungen. Die Franzosen sollten ihre Stellungen nach und nach aufgeben, beginnend mit dem Osten des Nildeltas und endend mit Alexandria. Kairo sollte spätestens am fünfundvierzigsten Tag geräumt sein. Die Nachricht erreichte Kairo am 28. Januar. An diesem Tag wurde die Konvention offiziell verkündet. Die Wirkung auf die Gelehrten war unmittelbar.

„Meine Herren", sagte Kléber in einer ausserordentlichen Sitzung der Kommission, „ich habe mit den Osmanen unsere Rückkehr ausgehandelt. In drei Monaten sind wir in Frankreich. Verpacken Sie Ihre Sammlungen. Sortieren Sie."

Jollois verbrachte ganze Tage damit, zu sortieren und zu verpacken. Bronzestatuen, Statuetten aus bemaltem Holz und Fayence, Amulette, Papyri, Münzen, Schmuck. Jeder Gegenstand wurde katalogisiert, beschrieben, in Leinen gewickelt. Er arbeitete schnell, als wollte man ihm diese Zeit wieder nehmen. Zum ersten Mal seit zwanzig Monaten wurde die Heimkehr Wirklichkeit. Die Kisten kamen aus den Magazinen. Die Etiketten wurden beschriftet. Der Stein von Rosette wurde in mehrere Lagen Leinwand gehüllt. Fourier, der die Verhandlungen aus der Nähe verfolgt hatte, kehrte mit dem Text der Konvention nach Kairo zurück und las ihn in einer Sitzung des Instituts laut vor. Als er zu der Klausel kam, die die Sammlungen garantierte, ging ein Raunen der Erleichterung durch die Versammlung.

„Das bedeutet, dass der Stein von Rosette, die Papyri, die Abklatsche, alles, was wir zusammengetragen haben, mit uns nach Frankreich zurückkehren darf?", fragte Marcel.

„Die Konvention garantiert es“, sagte Fourier. „Die Klausel ist … ausdrücklich. Natürlich setzt das voraus, dass die Engländer die Bedingungen der Konvention annehmen.“

Fourier hatte ein vollständiges Inventar aufgestellt, zweihundertsiebzehn katalogisierte Gegenstände, von denen hundertachtunddreissig unmittelbaren Museumswert und neunundsiebzig dokumentarischen wissenschaftlichen Wert besassen. Diese zweihundertsiebzehn Stücke bildeten den Kern der sechsundneunzig Kisten. Er ordnete sie nach Dringlichkeit, in dem Wissen, dass man würde wählen müssen, wenn der Transport begrenzt war. Erste Priorität, Jomards Aufnahmen. Unersetzlich. Höchstens zweihundert Kilo, in wasserdichten Kisten. Jollois' Notizbücher, in Kupferröhren, weitere fünfzig Kilo. Zweite Priorität, die kleinen Objekte – *Uschebtis*, Skarabäen, Amulette, Papyri. Leicht, wertvoll im Verhältnis zum Gewicht. Dritte Priorität, Marcels Abklatsche. Vierte Priorität, Geoffroys naturkundliche Sammlungen, schwer, zerbrechlich, sperrig. Fünfte Priorität, die grossen Stücke des Instituts, die Granitstatue, die mittelgrossen Sarkophage.

Die Hoffnung hielt fast sieben Wochen. Im März 1800 traf die Nachricht ein. Die Briten hatten sich geweigert, die Konvention zu ratifizieren. Admiral George Keith Elphinstone, Befehlshaber der britischen Flotte im Mittelmeer, hatte erklärt, Sidney Smith habe seine Vollmachten überschritten, und die Konvention sei nichtig. Keith forderte eine bedingungslose Kapitulation. Die Franzosen sollten die Waffen niederlegen und sich in Gefangenschaft begeben. Kléber rief seine Generäle zusammen. Er las die Botschaft Keiths laut vor und legte sie dann auf den Tisch.

„Meine Herren, auf solche Unverschämtheit antwortet man nur mit Siegen. Machen Sie sich bereit zu kämpfen.“

Das Gepäck wurde wieder ausgepackt. Die Kisten kamen zurück in die Magazine des Instituts, und Jomard zählte sie nach. Dreiunddreissig fehlten, verloren, zerstört oder abhandengekommen

im Verlauf der Truppenbewegungen der Armee; es blieben dreiundsechzig. Die Etiketten blieben aufgeklebt. Diese Gegenstände reisten nicht mehr ab, bis zur nächsten Gelegenheit abzureisen oder bis zur Kapitulation, die sie den Engländern überliefern würde. Briten und Osmanen hielten die Armee des Orients für zu schwach, um Widerstand zu leisten. Der Grosswesir Youssouf Pascha setzte sich mit einem Heer von vierzig- bis achtzigtausend Mann, je nach Schätzung, gegen Kairo in Marsch. In Kairo selbst erhob sich die Bevölkerung auf seinen Ruf hin.

Nassif Pascha, an der Spitze der osmanischen Vorhut, besetzte das Dorf El-Matarieh mit fünf- bis sechstausend Janitscharen und mehreren tausend Reitern und befestigte seine Stellung mit sechzehn Geschützen. Kléber verfügte nur über zehntausend Mann. In der Nacht vom 19. zum 20. März 1800 führte er sie vor Kairo vor und stellte sie am rechten Flussufer auf, jede der vier Brigaden seiner kleinen Armee zu einem eigenen Karree formiert. Im Morgengrauen des 20. März griff die französische Armee bei den Ruinen von Heliopolis an, etwa fünfzehn Kilometer von Kairo entfernt. Die Schlacht dauerte den ganzen Tag. Die französischen Karrees hielten allen Angriffen stand. Die französische Artillerie zerbrach die osmanischen Linien. Am Ende des Nachmittags löste sich die osmanische Armee auf. Der Grosswesir floh mit den Resten seiner Truppen nach Syrien. Die Franzosen zählten etwa sechshundert Tote oder Verwundete. Die Osmanen liessen neuntausend auf dem Schlachtfeld zurück. Kléber kehrte nach Kairo zurück und schlug den Aufstand nieder. Die Beschiessung dauerte mehrere Tage. Hunderte Zivilisten kamen in den Kämpfen um. Am 21. April kapitulierte die Stadt. Der Sieg von Heliopolis festigte die französische Stellung in Ägypten. Murad Bey, der sich von den Osmanen getrennt hatte, indem er in die Wüste gezogen war, ohne am Kampf teilzunehmen, schloss im April mit Kléber ein Abkommen, das ihn zu einer Art Vizekönig von Oberägypten machte. Ägypten schien fester in französischer Hand als je zuvor. Kléber nahm seine Aufgaben als

Oberbefehlshaber wieder auf. Am Institut nahm man die Arbeiten dort wieder auf, wo man sie unterbrochen hatte, und die Kisten blieben, wo sie waren.

„Arbeiten wir, solange wir können", wiederholte Fourier in den wöchentlichen Sitzungen, die folgten, ohne den Blick von seinen Blättern zu heben. „Was geschrieben steht, lässt sich nicht ungeschehen machen."

Kléber hatte mit den Osmanen verhandelt, versucht, die Armee heimzuführen, war gescheitert und hatte die Kämpfe wieder aufgenommen. Die Gelehrten sahen ihn selten. Manchmal kam er ins Institut, hörte die Berichte an und zog sich wieder in sein Hauptquartier zurück.

Die militärische Lage hatte sich stabilisiert, ohne sich zu verbessern. Die Armee hielt Ägypten, konnte aber weder vorrücken noch abziehen. Die Briten blockierten das Mittelmeer. Frankreich war fern. Die Expedition war zu einer Garnison geworden.

Am Morgen des 14. Juni 1800 nahm Kléber die griechische Legion ab und kam dann nach Kairo, um Arbeiten im Palast Elfi Beys, seinem Hauptquartier an der Ezbekieh, zu besichtigen. Zuvor nahm er an einem Mittagessen bei General Damas teil, seinem Stabschef und engen Freund. Mitglieder des Instituts und Offiziere waren bei dieser Mahlzeit versammelt. Kléber zeigte sich heiterer als gewöhnlich. Der Erfolg, der seine Bemühungen krönte, die Entwicklung der französischen Einrichtungen, die Zeichen der Zuneigung, die er von der Bevölkerung erhielt, hatten seine übliche Kühle vertrieben. Er war lebhaft, liebenswürdig, mitteilsam. Keiner derer, die ihn umgaben, ahnte, dass dieses fröhliche Mittagessen ein Abschiedsmahl war.

Um zwei Uhr nachmittags begab sich der General, nur von Protain, dem Architekten der Armee, begleitet, in seinen Palast. Um dorthin zu gelangen, folgte er einer langen Galerie, die von dichtem Weinlaub beschattet wurde und die Wohnung des Stabschefs mit der des Oberbefehlshabers verband. Er sprach mit Protain über die Verschönerungen, die er plante, und erteilte

Anweisungen zur Instandsetzung des Hauptquartiers und des Gartens, um die Spuren der Geschosse zu beseitigen, die der letzte Aufstand hinterlassen hatte.

Ein junger Syrer namens Soleyman el-Halabi hatte sich seit dem Morgen im Garten des Palastes versteckt. Er war vierundzwanzig Jahre alt, studierte Theologie an der Al-Azhar-Moschee und beobachtete Klébers Palast seit einem Monat. Er hatte sich in Gizeh einen Dolch beschafft. Als Bettler verkleidet, wartete er neben einer verlassenen Zisterne.

Als Kléber mit Protain die Galerie betrat, trat Soleyman aus seinem Versteck, näherte sich von hinten und stiess dem General einen Dolch ins Herz.

Kléber brach zusammen und schrie „Zu Hilfe, ich bin ermordet!“

Protain warf sich mit dem kleinen Stock, den er in der Hand hielt, auf den Mörder. Er versuchte, die Stösse abzuwehren, und erhielt selbst sechs Dolchwunden. Soleyman liess ihn ohnmächtig liegen, wandte sich wieder Kléber zu, der schon am Boden lag, und stach noch dreimal zu. Der erste Stoss war tödlich gewesen. Der General starb nach wenigen Minuten, ohne sprechen zu können.

Der Alarm breitete sich aus. Die Wachen, die Offiziere, all diese Männer, mit denen Kléber wenige Stunden zuvor auf die Republik angestossen hatte, umringten ihn und versuchten, ein paar Worte von ihm zu vernehmen, vergeblich. Man trug den Leichnam in die Wohnung des Stabschefs.

Soldaten durchsuchten den Palast und die Gärten in alle Richtungen. Zwei Guiden brachten einen jungen Mann, den sie versteckt unter einem dichten Feigenkaktus überrascht hatten. Protain, trotz seiner Wunden wieder zu sich gekommen, erkannte den Mörder. Soleyman wurde ins Gefängnis geworfen, zusammen mit drei Ulema der grossen Moschee, die von seinem Vorhaben gewusst und das Attentat nicht angezeigt hatten.

Die Armee wurde von Bestürzung ergriffen, die rasch in Zorn umschlug. In der ganzen Stadt geriet alles in Bewegung. Die Läden schlossen. Die französischen Soldaten, verstört, durchstreiften die Strassen und warfen drohende Blicke um sich. Die Nacht war schwer.

Am nächsten Morgen erreichte die Nachricht das Institut. Fourier berief eine sofortige Sitzung ein. Sechzehn Gelehrte fanden sich im Saal ein. Man sprach wenig und mit gedämpfter Stimme. Jemand hatte die Tür zum Hof offen gelassen, und niemand stand auf, um sie zu schliessen.

Fourier ergriff ohne Vorrede das Wort.

„Kléber ist tot. General Menou, der dienstälteste der Divisionsgenerale, übernimmt das Kommando. Wir kennen ihn wenig … als Befehlshaber, meine ich. Kléber respektierte auf seine Weise Bonapartes Anordnungen über unsere Arbeiten. Menou hat diese Verbindung zu uns nicht."

Jomard wartete nicht.

„Unsere Sammlungen sind eingelagert, unsere Aufnahmen archiviert. Wenn Menou entscheidet, dass sie in Ägypten bleiben oder keine militärische Bedeutung mehr haben, verlieren wir zwei Jahre Arbeit."

Marcel sagte dann langsam.

„Die Dokumentationsarbeit ist fast abgeschlossen. Was jetzt zählt, ist, alles nach Frankreich zurückzubringen. Wenn sich die Gegenstände hier zerstreuen, werden sie auf den Märkten weiterverkauft, und alles, was wir getan haben …"

Fourier erhob sich.

„Wir machen weiter. Wir beenden, was sich beenden lässt."

Die Gelehrten kehrten zu ihren Aufgaben zurück, ohne zu wissen, was Menou entscheiden würde.

Soleyman el-Halabi wurde unter der Folter verhört. Er gestand, vom Aga der Janitscharen der osmanischen Armee ermutigt

worden zu sein. Er hatte sein Vorhaben vier Ulema der Al-Azhar-Moschee anvertraut, die versucht hatten, ihn davon abzubringen, ihn aber nicht angezeigt hatten. Ein Kriegsgericht verurteilte sie alle. Soleyman wurde die rechte Hand verbrannt, dann wurde er lebendig gepfählt. Er litt vier Stunden, bevor er starb. Die drei Ulema wurden enthauptet. Der vierte wurde in Abwesenheit verurteilt.

Die Trauerfeier fand rasch statt. Fourier hielt im Namen des Instituts die Lobrede auf den Helden, den man beweinte.

Die Soldaten warfen um die Wette Kränze aus Zypressen und Lorbeer. Nach der öffentlichen Beisetzung versammelte sich eine kleine, überwiegend aus Offizieren bestehende Gruppe unauffällig am Grab des Verstorbenen. Sie waren Mitglieder der Freimaurerloge „*Isis*“, deren Meister vom Stuhl Kléber gewesen war. Ein Gelehrter der Kommission schloss sich ihnen an. Obwohl er kein Offizier war, war auch er Freimaurer, Mitglied der Pariser Werkstatt „*La parfaite réunion*“. Er war der einzige Zivilist unter den Anwesenden. Monge hätte dabei sein können, doch er war mit Bonaparte geflohen. Sie holten ihre Schurze hervor und wendeten sie auf die schwarze Seite, die den Trauerfeiern vorbehalten ist. Sie klatschten dreimal in die Hand und sprachen die rituelle Formel „Klagen wir! Klagen wir! Klagen wir!“, unmittelbar gefolgt von der überlieferten Freudenbatterie „Doch hoffen wir! Hoffen wir! Hoffen wir!“. Ein Akazienzweig wurde auf das Grab gelegt. Ihr Bruder war in den *Ewigen Orient* eingegangen.

General Jacques-François Menou, Divisionsgeneral und der Dienstälteste nach Kléber, übernahm offiziell das Kommando über die Armee von Ägypten.

KAPITEL III : DIE ZEIT DER GELEHRTEN

I – Die letzten Feldzüge

Der Wechsel im Kommando änderte nichts an den Arbeiten des Instituts.

Die archäologischen Erkundungen wurden im ganzen Nildelta und in Unterägypten fortgesetzt. Die Sammlungen wurden erweitert und besser geordnet. Die wissenschaftlichen Veröffentlichungen in der *Décade égyptienne* erschienen weiterhin regelmässig.

General Menou hatte eine völlig andere Persönlichkeit als sein Vorgänger. Er gab vor, Ägypten im Namen eines französisch-arabischen Bündnisses zu regieren, das keinerlei politische Wirklichkeit besass. Seine Offiziere, die ihn weniger respektierten als Kléber, folgten ihm aus Disziplin, nicht aus Überzeugung. Menou war zum Islam übergetreten, hatte den Namen Abdallah angenommen und eine Ägypterin namens Zobeïda geheiratet. Die Gelehrten kannten ihn seit dem Feldzug von 1798, hatten ihn aber noch nie als Oberbefehlshaber erlebt.

Für die Gelehrten zeigte sich Menou zunächst zugleich aufdringlicher und weniger nützlich als Kléber. Er wollte ihre Arbeiten auf Themen lenken, die ihm politisch nützlich schienen, und seine Prioritäten wichen völlig von den ihren ab.

Fourier entwickelte eine einfache Strategie, um mit Menou zu koexistieren, ohne sich zu kompromittieren, nämlich seinen Namen mit einigen kleineren Entdeckungen und Veröffentlichungen zu verbinden, ihm regelmässig Berichte vorzulegen, die technisch genug waren, um unverständlich zu sein, und die wesentlichen Arbeiten in aller Ruhe fortzusetzen, ohne den Oberbefehlshaber davon zu unterrichten.

„Das ist Diplomatie“, sagte Jomard, als Fourier ihm seine Strategie erklärte.

„Das ist Überleben“, erwiderte Fourier.

Im Gelände wurden die Erkundungen wieder aufgenommen.

Das Institut d'Égypte hielt weiterhin seine regelmässigen Sitzungen ab, auch wenn die Atmosphäre eine andere war als in den ersten Jahren. Der Aufenthalt zog sich in die Länge, in einem Land, dessen Umgangssprache und kulturelle Feinheiten die Gelehrten nicht beherrschten. Die Vorträge waren weniger begeistert, die Debatten weniger lebhaft.

Fourier bemühte sich, den geistigen Schwung aufrechtzuerhalten. Er schlug Themen zum gemeinsamen Nachdenken vor und organisierte Lesungen alter Texte, um seine Kollegen daran zu erinnern, in welchem historischen Zusammenhang sie arbeiteten. Diese Bemühungen waren nicht vergeblich. Mehrere der Mitteilungen, die in diesen schwierigen Jahren im Institut vorgetragen wurden, wurden zu bedeutenden wissenschaftlichen Aufsätzen.

Die Sitzung des Instituts Mitte Juni war eine der lebhaftesten seit Bonapartes Abreise und Klébers Tod.

Fourier hatte ein bewusst abstraktes Thema vorgeschlagen – den Begriff des Gedächtnisses in den Zivilisationen –, und die Diskussion hatte rasch die akademischen Grenzen überschritten.

Jomard hatte als Erster das Wort ergriffen. Er war zweiundzwanzig Jahre alt und besass die irritierende Präzision junger Leute, die recht haben.

„Eine Zivilisation, die ihre eigenen Masse vergisst, ist verurteilt, von vorn zu beginnen. Das alte Ägypten hat die seinen dreitausend Jahre lang bewahrt. Dreitausend. Das ist es, glaube ich, was eine grosse Zivilisation ausmacht – weniger die Grösse der Monumente als die Dauer, während der sie das Wissen weitergibt, ohne es zu entstellen."

Marcel hatte widersprochen.

„Die Monumente sind genau das, was die Weitergabe ermöglicht! Ohne Karnak, ohne die Pyramiden würden Jomards Messungen nichts überliefern. Der materielle Träger ist untrennbar von dem Wissen, das er vermittelt."

„Deshalb sind wir hier", erwiderte Jomard. „Um an die Stelle des Monuments ein Dokument zu setzen, das besser reist."

Fourier hatte zugehört, ohne einzugreifen, die Feder reglos über einer Zahlenkolonne. Er dachte daran, was aus ihren Arbeiten würde, wenn die Armee morgen kapitulierte.

„Ihre Aufnahmen, Jomard … Sind sie in einem Zustand, in dem sie kopiert werden können, falls wir räumen müssten – überstürzt?"

„Ich habe seit Alexandria eine doppelte Abschrift. Wenn das Schiff sinkt, überlebt wenigstens eine Fassung."

Fourier sah ihn einen Augenblick lang an. Dieser Junge hatte begriffen, dass im Feldzug eine Arbeit, die nur in einem einzigen Exemplar existiert, schon halb verloren ist.

„Das sollten Sie den anderen sagen."

„Ich habe es gesagt. Die meisten fanden es übertrieben."

„Die meisten haben unrecht."

Fourier dachte an die Briten. Er wusste nicht, wen sie schicken würden, aber er wusste, dass sie jemanden schicken würden. Jemand auf der anderen Seite, der ebenfalls seine Listen vorbereiten würde.

An diesem Abend blieb Jomard allein zurück, um seine Notizbücher mit den Messungen abzuschreiben. Die Feder kratzte über das Papier, die Lampe qualmte. Die Stadt raunte durch die Fensterläden, ein Muezzin rief zum Gebet, und Jomard hörte nichts. Abschreiben war das Einzige, was er hier mit Sicherheit tat, dachte er manchmal. Man konnte sich beim Messen irren, beim Zeichnen irren. Eine getreue Kopie täuschte nicht, und sie überlebte das Original. Seit Alexandria existierte jede Messung in zwei Exemplaren oder gar nicht. Das erste im Feldbuch, stehend gemacht, im Wind. Das zweite hier, am Tisch, gegengelesen, überprüft, lesbar gemacht.

Am 25. Juni 1800 brach Jollois mit Jomard, Geoffroy und zwei Zeichnern erneut auf, nach Tanis im Nordosten des Nildeltas, um die Überreste der alten Hauptstadt der Pharaonen der einundzwanzigsten Dynastie zu erkunden.

Sie entdeckten ein weites Trümmerfeld. Verstreute Hügel, unter denen Jahrhunderte übereinandergelagerter Stadt schliefen. Granitblöcke. Statuenfragmente. Die Feuchtigkeit des Deltas hatte zerfressen, was der Sand Oberägyptens bewahrt hatte. Nichts glich Karnak. Nichts glich Dendera. Es war Ägypten ohne seine Inszenierung. Nur die Materie, verstreut, ohne erkennbare Ordnung und dennoch nach einer Logik geordnet, die allein die Grabung würde enthüllen können. Strabon erwähne den Ort, erinnerte Jollois, doch seit den Griechen habe niemand eine systematische Aufnahme versucht. „Das liegt daran, dass niemand wusste, dass es so viel zu sehen gab", fügte Jomard hinzu. Jollois zeichnete drei Tage lang, hörte erst bei Einbruch der Nacht auf und kartierte die gesamte Stätte, indem er die Lage jedes bedeutenden Blocks festhielt.

Am Eingang der Stätte wartete ein Antiquitätenhändler mit seiner Umhängetasche. Der Mann hiess Suleiman al-Qabbani, aus Kairo gekommen, nachdem er erfahren hatte, dass die Kommission nach Tanis aufbrechen würde. Er hatte den Weg am Vortag zurückgelegt und erwartete niemanden im Besonderen, sondern jemanden, der zu kaufen wüsste.

Jollois blieb vor den Gegenständen stehen. Zwei der *Uschebtis* waren echt, das sah er an der Patina und an den Inschriften. Eines davon kaufte er.

Von Tanis aus zog die Expedition weiter nach Bubastis, zwei Tagesreisen südwestlich. Heilige Stadt der Bastet, der Katzengöttin. Die Ruinen ihres Tempels beeindruckten durch ihre Ausmasse. Herodot hatte ihn als einen der prächtigsten Ägyptens beschrieben, und das alljährliche Fest zog gewaltige Menschenmengen an, was man beim Anblick der Ausdehnung des Ortes gern glaubte.

Säulen aus rosa Granit, zehn Meter hoch, lagen umgestürzt im Sand, ihre zylindrischen Schäfte durch den Einsturz in mehrere Stücke zerbrochen. Bruchstücke von Flachreliefs bedeckten den Boden, Priesterprozessionen, Festszenen, stilisierte Gottheiten. Der Stil der Spätzeit.

Rings um den Tempel eine Nekropole heiliger Katzen. Tausende von Mumien in Kalksteingalerien. Dieselbe Sorgfalt wie bei den Menschen, Natron, Binden, Sarkophage aus Holz oder Bronze.

Als Geoffroy eine der Mumien öffnete, stellte er fest, dass der Körper bemerkenswert gut erhalten war, Haut, Fell, Knochen, Sehnen unversehrt nach zweitausend Jahren unter der Erde. Eine Hauskatze von gewöhnlicher Grösse.

Die Plünderer waren bereits am Werk gewesen. Aufgerissene Gruben, verstreute Mumien, Fetzen von Binden, über den Kalkboden verteilt wie brauner Schnee.

Was die Plünderer in den Katzennekropolen suchten, waren die Amulette aus Fayence oder Gold, die man den Mumien beigelegt hatte, die kleinen Bronzesarkophage in Gestalt einer sitzenden Katze mit aufgerichteten Ohren und glasbesetzten Augen. Diese Sarkophage hatten unmittelbaren Handelswert. Die Händler von Alexandria verkauften sie seit einem Jahrhundert an europäische Reisende weiter. Die Mumien selbst, wertlos, sobald man sie ihrer Amulette beraubt hatte, liessen die Plünderer liegen, ebenso die gewöhnlichen Kalksteinsarkophage, zu schwer und zu gewöhnlich, als dass sich der Transport gelohnt hätte.

Geoffroy nahm sechs gut erhaltene Katzenmumien mit. Er packte sie in sauberes Leinen und beschriftete sie. Für ihn waren sie zoologische Exemplare, die altägyptische Fauna, vergleichbar mit den lebenden Tieren der Menagerie des Muséums. Er dachte daran, was Cuvier beim Anblick sagen würde, der darin den Beweis für die Unveränderlichkeit der Arten sähe, die Katze unverändert in zweitausend Jahren. Und was ein anderer Naturforscher sagen würde, der zu denken wagte, dass zweitausend Jahre auf der Skala der Veränderung nichts zählten. Für die Plünderer,

die sie zurückgelassen hatten, waren sie Abfall nach der Entnahme der Amulette. Für die Priester der Bastet, die sie bestattet hatten, waren sie Opfergaben an die Göttin, dazu bestimmt, für die Ewigkeit dort zu bleiben.

Jollois fand in der Nekropole, halb in der Erde vergraben, einen kleinen Bronzesarkophag in Gestalt einer sitzenden Katze. Sie war zwanzig Zentimeter hoch. Der Schwanz über die Pfoten gelegt, in der für die Katzen Ägyptens kennzeichnenden Haltung. Im Streiflicht des Abends traten die Konturen des Gesichts mit einer Genauigkeit hervor, die die Patina nicht verbarg, die Muskeln der Wangen, der Nasenrücken, die Linie der geschlossenen Lippen.

Der Sarkophag war leer. Jollois wendete die Bronze in seinen Händen. Auf dem Sockel, mit dem Meissel eingraviert, eine Zeile Hieroglyphen. Der Name der Stifterin, wahrscheinlich, der Frau oder des Mannes, der diese Katze der Bastet als Gegenleistung für eine Gunst oder aus gewöhnlicher Frömmigkeit dargebracht hatte. Ein Name, den ein anderer später lesen würde, falls diese Bronze jemals nach Paris gelangte. Ein Name, der dort in der Erde gewartet hatte, seit der sechsundzwanzigsten Dynastie.

Er steckte sie in seine Tasche. Sie wog dreihundert Gramm. In Alexandria wäre sie vielleicht zwanzig Piaster wert, wenn man einen englischen Käufer mit einem Faible für ägyptische Bronzen fand. Ihr wissenschaftlicher Wert wäre unschätzbar, wenn dieser Name eines Tages gelesen werden konnte. Jollois wusste, dass die beiden Rechnungen sich nie decken würden und dass seine eigene Hand, die die Bronze soeben aufgehoben hatte, nichts besser machte.

Geoffroy stiess abends im Lager wieder zu Jollois, mit seinen sechs Mumien in ihrer Kiste. Die Nacht brach schnell herein. Sie setzten sich vor das Feuer und legten ihre Funde zwischen sich. Geoffroy prüfte die Mumien, bevor er die Kiste schloss. Er hatte den Tag damit verbracht zu entscheiden, was er mitnehmen konnte und was er zurücklassen musste.

„Was wollen Sie damit machen?“, fragte Geoffroy und betrachtete die Bronze.

„Sie mitnehmen. Zeichnen. Beschreiben. Dem Louvre übergeben, wenn er einmal eine ägyptische Abteilung hat.“

„Und bei der Kapitulation? Wenn die Briten …“

Jollois antwortete nicht. Er legte die Bronze in seine Tasche, unter seine Notizbücher. Sie wussten es beide. Käme die Kapitulation, würde die Bronze nach London gehen. In eine Vitrine des British Museum.

Die Expedition kehrte am 12. August nach sieben Wochen im Nildelta nach Kairo zurück. Sie brachte Zeichnungen von Tanis und Bubastis mit, archäologisch enttäuschende Stätten, aber dokumentiert.

„Conté hat aus Ägypten sein Laboratorium gemacht“, sagte Jollois zu Fourier. „Überall, wohin wir kommen, beobachtet er, experimentiert er, verbessert er. Wenn einer von alldem einen dauerhaften Nutzen ziehen wird, dann er.“

Nicolas-Jacques Conté hatte sich als der Erfinder der Expedition durchgesetzt. Mühlen, Schmieden, Fertigungswerkstätten. Dieser ehemalige Aeronaut zeichnete die Tempel nicht, er löste die Probleme, die ihre Erforschung aufwarf.

Andere Gelehrte, weniger widerstandsfähig gegen die Entmutigung, schränkten ihre Tätigkeit auf das Mindeste ein. Einige erkrankten. Die chronische Ruhr, das Fieber, die durch Sand und Sonne verursachten Augenentzündungen hatten die Reihen der Kommission gelichtet. Mehrere starben in Ägypten vor der Rückkehr.

Ende des Sommers 1800 organisierte Jollois neue Erkundungen in der östlichen Wüste, an Stätten, die sich von denen unterschieden, die er zuvor bereist hatte. Diesmal wollte er die koptischen Klöster erforschen, die sich in den Felswänden der Wüste zwischen Nil und Rotem Meer verloren.

Am 15. September 1800 brach Jollois mit Jomard und dreissig Reitern als Eskorte nach Osten auf. Drei Tage östliche Wüste, dürr und felsig.

Am Morgen des 18. September erreichte die Expedition das Kloster des heiligen Antonius, seit dem vierten Jahrhundert bewohnt.

Die koptischen Mönche empfingen die Besucher mit Misstrauen und Neugier. Etwa fünfzig Anachoreten in schwarzen Gewändern, die in äusserster Armut lebten, musterten diese Pariser Gelehrten, ohne ein Wort zu sagen.

„Vater", sagte Jollois zum Abt durch den Mund Hassans, des Dolmetschers der Kommission, „wir kommen nicht, um Ihnen Ihre Handschriften wegzunehmen. Wir möchten sie sehen und, wenn Sie es gestatten, abschreiben."

Der Abt hörte zu und zog sich für eine Stunde zurück. Er kam mit einer Bedingung wieder. Sie durften die Bibliothek sehen, aber nichts würde das Kloster ohne seine Erlaubnis verlassen.

Die Bibliothek des Klosters füllte einen kleinen Gewölberaum. Die koptischen Handschriften, manche mehrere Jahrhunderte alt, wurden in Holzkisten aufbewahrt.

„Sehen Sie sich diese hier an", murmelte Jomard. „Ein zweisprachiger Psalter, links Griechisch, rechts Koptisch. Zeile für Zeile. Wenn man die beiden Spalten vergleichen kann, beginnt man zu lesen."

Er blätterte die Handschrift durch. Die koptischen Buchstaben waren rund, vom Griechischen abgeleitet, mit sieben zusätzlichen, dem Demotischen entlehnten Zeichen. Jomard zählte sie zweimal nach, mit der Fingernagelspitze.

„Wären Sie bereit, ihn uns zu überlassen?", fragte Jollois, fast gegen seinen Willen. „Oder ihn wenigstens kopieren zu lassen?"

Der Abt schüttelte den Kopf.

„Diese Handschrift gehört seit Jahrhunderten zu unserem Kloster. Unsere Väter haben sie von Generation zu Generation bewahrt. Sie wird es nicht verlassen."

Er hatte nicht lauter gesprochen. Seine Hände lagen weiter flach auf dem Deckel der Kiste.

Jollois nahm die Bedingungen an und verbrachte drei Tage damit, den koptisch-griechischen Psalter abzuschreiben. Mühselige Arbeit, Buchstabe für Buchstabe, an einem Text, von dem er nur eine Sprache von zweien verstand. Er zog mit seiner Abschrift ab, die Tinte der letzten Blätter kaum trocken, in der Hoffnung, dass jemand später wissen würde, was damit anzufangen sei.

Während er den Psalter abschrieb, erkundete Jomard die umliegenden Felswände. Er entdeckte Grotten, die den Einsiedlern der ersten Jahrhunderte als Behausung gedient hatten, die Wände bedeckt mit Graffiti, mit der Spitze eingeritzt, Namen, Daten, Gebete.

„Diese Grotten beunruhigen mich", sagte Jomard. „Männer haben dort jahrelang gelebt, allein, im Gebet. Sonst nichts. Was für eine Auffassung vom Dasein …"

Er unterbrach sich. Er dachte an die Graffiti, diese Namen, von Einsiedlern in den Fels geritzt, die nicht damit rechneten, gelesen zu werden. Er selbst hatte zwei Jahre damit verbracht, Masse zu notieren.

„Ihre Askese hatte ihre Folgerichtigkeit", fuhr er fort. „Eine Wette auf die Ewigkeit. Unsere … nun ja, auf die Wissenschaft. Mit anderen Mitteln."

Am 21. September brach die Expedition zum Kloster des heiligen Paulus auf, etwa dreissig Kilometer weiter östlich. Grössere Bibliothek. Jollois kopierte. Jomard vermass.

Die Expedition kehrte am 29. September nach Kairo zurück und brachte Abschriften koptischer Handschriften mit sowie mehrere Gegenstände christlicher Kunst, die die Mönche zu

verkaufen eingewilligt hatten. Ikonen auf Holz, Bronzekreuze, silberne Weihrauchfässer. Jollois katalogisierte sie.

„Diese koptischen Gegenstände sind das Glied, das uns fehlt. Die Kopten stammen unmittelbar von den alten Ägyptern ab. Ihre Sprache leitet sich vom pharaonischen Ägyptisch her. Koptisch zu studieren heisst, sich den Hieroglyphen von unten zu nähern."

II – Das Delta und die Stadt

Menou erwies sich mit der Zeit den Gelehrten gegenüber als wohlwollender. Der Tod Klébers hatte in den Fluren des Palastes eine Leere hinterlassen, die die Betriebsamkeit der Kommission füllte, zumindest an der Oberfläche. Menou stellte die Eskorten, bewilligte Mittel, nahm bisweilen an den Sitzungen des Instituts teil.

Die Nachricht vom Tod Desaix' bei Marengo erreichte Kairo Anfang Oktober. Jollois erfuhr sie in seinem Arbeitszimmer. Desaix, im März nach Frankreich zurückgekehrt, war der beste Gefährte dieser Expedition gewesen. Derjenige, der die Gelehrten hatte arbeiten lassen, ohne sie zu bedrängen, der selbst die Tempel mit einer Aufmerksamkeit betrachtet hatte, wie Jollois sie bei keinem anderen General gesehen hatte.

Die Nachricht war durch einen osmanischen Kurier gekommen, fast vier Monate nach den Ereignissen. Desaix war am 14. Juni 1800 bei Marengo gefallen. Am selben Tag wie Kléber, Tausende von Kilometern entfernt, als er an der Spitze seiner Division angriff, um eine Schlacht zu wenden, die Bonaparte für verloren hielt. Die Kugel hatte ihn in die Brust getroffen. Er war auf der Stelle tot gewesen, mit einunddreissig Jahren.

Jollois blieb lange an seinem Schreibtisch sitzen, ohne die Lampe anzuzünden. Das Licht schwand. Er liess es schwinden. Draussen setzte Kairo seinen Lärm des späten Nachmittags fort. Die Stimmen der Verkäufer, ein Muezzin in der Ferne, das

gleichmässige Knarren der Sakias, die in den Gärten kreisten. Er suchte in seinen Notizbüchern die Aufzeichnungen, die er während des Feldzugs in Oberägypten mit Desaix gemacht hatte. Zweieinhalb Notizbücher, beidseitig beschrieben. Dendera, Theben, das Tal der Könige, Philae. An den Rändern standen gelegentlich Anmerkungen von Desaix, ausnahmslos praktische. Wie lange man brauche, um diese Stätte auszugraben, wie viele Männer, um diesen Block zu bewegen, wie widerstandsfähig diese Art Sandstein gegen Feuchtigkeit sei.

Diese Anmerkungen hatten Jollois damals verärgert. Ein General, der vor Dendera Fragen der Logistik stellte, das hatte er als engstirnig empfunden. Er las diese Seiten im schwindenden Licht wieder, die Blätter raschelten leise im Luftzug des offenen Fensters. Desaix' Handschrift war klein, gleichmässig, nach rechts geneigt. Jetzt las er sie anders. Desaix hatte dieselben Dinge angesehen wie er, mit denselben Augen, und sich gefragt, was aus ihnen werden würde – wie man sie schützen könne, wie lange sie standhalten würden, wenn man nichts unternahm.

Er dachte an die persönlichen Notizbücher von Desaix. Der General hatte seit der Einschiffung ein Feldzugstagebuch geführt. Jollois hatte es mehrere Abende in dessen Hand gesehen, nach dem Biwak, im Schein einer Laterne. Er wusste nicht, was Desaix darin geschrieben hatte. Er würde es nie wissen. Diese Notizbücher mussten mit seinen persönlichen Sachen nach Frankreich zurückgelangt sein. Oder auf dem Schlachtfeld geblieben. Oder von jemandem mitgenommen worden sein. Jollois besass in seinem eigenen Gepäck ein Taschenmesser, das Desaix ihm im Dezember 1798 geliehen hatte und an dessen Rückgabe er nie gedacht hatte. Ein gewöhnliches Messer, Holzgriff, kurze Klinge. Es hatte seit fast zwei Jahren dazu gedient, Bleistifte zu spitzen. Er wusste nicht mehr, was er damit anfangen sollte. Es zurückgeben, aber wem? Er liess es in seinem Gepäck.

Was geschah mit den Notizbüchern eines im Kampf gefallenen Mannes? Niemand wusste es. Desaix hatte keine Sammlung,

keine Tasche voller *Uschebtis* und Skarabäen. Nur Feldzugspapiere, wie man sie birgt, verliert, verkauft oder verbrennt.

Jollois organisierte weiter neue Erkundungen, diesmal im westlichen Nildelta, weit entfernt von den Stätten vom Beginn des Sommers. Zuerst Sais, dann Buto. Flache Tells, wenige sichtbare Monumente.

Am 15. Oktober brach er mit Jomard und Geoffroy Saint-Hilaire auf. Zwölf Tage in den bebauten Ebenen, auf der Suche nach den Spuren der grossen pharaonischen Städte des Nordens, aber auch nach den Tierarten, die die Flachreliefs darstellten. Geoffroy hatte die Methode des Naturforschers – nichts vom Arbeitszimmer aus voraussetzen, zuerst sehen – und schrieb vom ersten Tag an die Vögel der Kanäle unter ihrem lateinischen Namen auf.

Nach zwei Reisetagen erreichten sie Sais. Die Luft war hier feuchter, schwerer, vom Geruch überfluteter Felder erfüllt. Das Licht war weiss, ohne die Trockenheit der Wüste. Von der grossen Hauptstadt der Pharaonen der sechsundzwanzigsten Dynastie war nichts geblieben. Ein paar Granitblöcke, über die Felder verstreut, von den Bauern als Stützen ihrer Kanäle wiederverwendet.

„Zwei Quadratkilometer", sagte Jomard. „Ungefähr, ich muss morgen die Messkette neu ansetzen. Jahrtausende geschichteter Besiedlung. Keine Grabung. Eine ganze Stadt, in einen Hügel zusammengepresst."

Es gab nichts zu zeichnen. Kein sichtbares Monument, keinen Obelisken. Nur die Oberfläche des Hügels, seine Ausmasse, seine mit dem Barometer gemessenen Höhen. Aber in den Kanälen und in den Mauern der Häuser wiederverwendete Granitblöcke. Säulenfragmente, Stücke skulptierter Türstürze, Architravabschnitte.

Jomard blieb an einem Kanalufer stehen und strich mit der Handfläche über einen der Blöcke. Rosa Granit von Assuan, auf einer Seite poliert, auf den anderen roh.

„Wir werden sie nicht mitnehmen“, sagte Jollois. „Das sind die Mauern ihrer Häuser. Man reisst kein Dorf ab wegen ein paar Steinen.“

„Sie sind die wahren Bewahrer von Sais“, sagte Jomard. „Ohne es zu wissen, natürlich. Ohne ihre Häuser wären diese Blöcke – er klopfte auf den Granit – längst verschwunden.“

Er betrachtete seine eigenen Skizzen. Die Blöcke in den Mauern. Die Zeile für Zeile kopierten Inschriften. Er hatte dasselbe getan wie die Fellachen, genommen, was er von Sais nehmen konnte, in dem Träger, der ihm entsprach. Sie im Granit. Er im Papier.

Die Expedition kehrte am 27. Oktober nach Kairo zurück, nach einem Aufenthalt auf den Tells von Buto, die noch kahler waren als die von Sais. Wenige Steine an ihrem Platz, aber vollständige Aufnahmen.

Im November und Dezember katalogisierte Jollois die Sammlungen. Mehrere hundert Gegenstände, in zwei Jahren angehäuft. Statuen, Amulette, Papyri, Münzen, Schmuck, Naturexemplare. Er legte Karteikarten an, korrigierte die Zuschreibungen. Nach Monaten im Feld hatte die Tinte den Staub an seinen Manschetten ersetzt.

Jollois hatte zufällig im Viertel Alt-Kairo eine Werkstatt koptischer Kopisten entdeckt, in der man noch immer liturgische Bücher von Hand abschrieb und das Papier nach den Techniken der arabischen Schreiber zurichtete. Ein alter Mann und seine beiden Söhne. Sie fertigten Hefte, die an Händler verkauft wurden, die sie den Gelehrten der Kommission weiterverkauften. Jollois hatte dort mehrere Posten erworben.

Eines Morgens bat er darum, bleiben zu dürfen, um die Herstellung zu beobachten.

Die Zurichtung des Papiers folgte einem gut eingespielten Verfahren. Das Blatt mit Stärke leimen, trocknen lassen, dann lange mit Stein oder Muschel glätten, damit das Schreibrohr

darübergleitet, ohne die Tinte zu saugen. Jollois legte den Finger auf die Oberfläche eines fertigen Blattes – glatt wie Haut, noch frisch, mit einem Geruch nach Stärke und Schilf, den er nirgendwo sonst gerochen hatte. Das Ergebnis, ein geschmeidiges Blatt von cremigem Weiss, brauchte das beste europäische Papier nicht zu scheuen. Die Technik, von den arabischen und koptischen Kopisten des Mittelalters überliefert, galt als seit Jahrhunderten um keinen Handgriff verändert.

Er zeichnete die Hände des alten Handwerkers, die diese Arbeit seit der Kindheit verrichteten und sie von einem Vater hatten, der sie von seinem hatte. Der Stein fuhr über das Blatt hin und her, ohne dass die Augen ihm folgten.

„Seit wann tun sie das?“, fragte Jollois den Dolmetscher.

Der Dolmetscher stellte die Frage. Der alte Handwerker antwortete, ohne die Augen zu heben.

„Er sagt, sein Vater habe sie ihn gelehrt. Und sein Vater habe sie von jemandem gelernt, der sagte, er habe sie von den Alten.“

„Die Alten. Meint er damit die Pharaonen?“

Neue Frage. Kurze Antwort.

„Er sagt, er wisse es nicht. Das habe keine Bedeutung.“ Der Dolmetscher suchte das Wort. „Was zählt, ist, dass die Hände es wissen.“

Jollois notierte den Satz. Den Namen des Erfinders des Papiers kannte der Handwerker nicht und kam sehr gut ohne ihn aus. Jollois betrachtete seine eigenen Hände, die Tintenflecken in den Gelenkfalten, die Hornhaut am rechten Daumen, die jahrelanger Umgang mit der Zeichenkohle geformt hatte.

Dieses Gedächtnis konnte das Werk der Kommission nicht wiedergeben. Die gestochenen Tafeln würden die Form der Blätter und der Werkzeuge zeigen. Die Geste aber – den genauen Druck, den Winkel des Schreibrohrs, die nach Augenmass bemessene Glättungsdauer –, die würde nirgendwohin gelangen. Das würde

mit diesem Mann und seinen Söhnen sterben, es sei denn, seine Söhne hätten selbst Söhne, die lernen wollten.

Er betrachtete die Hände des ältesten Sohnes. Sie machten genau dieselben Bewegungen wie die des Vaters.

Er ging mit drei neuen Blättern und der Zeichnung der Hände fort, die er später in seiner Wohnung in der Rue Saint-Dominique einrahmen würde. Er dachte an den alten Kalligraphiehändler im Khan el-Khalili, der am Abend des Einzugs in Kairo Geoffroy drei Blätter verkauft und ihm ein viertes als Willkommensgruss geschenkt hatte. Diese beiden Männer gehörten nicht zur selben Welt. Sie hatten dieselbe Geste.

Das Wohlwollen Menous hatte seine Kehrseite. Menou interessierte sich immer mehr für die Arbeiten der Kommission, bis dahin, dass er sich in deren Organisation einmischte und beanspruchte, zu entscheiden, was des Studiums würdig sei.

„General Menou möchte mehr Moscheen und weniger Pharaonen", berichtete Jollois Fourier. „Das islamische Ägypten sei politisch relevanter. Für unsere Beziehungen zur Bevölkerung, sagt er."

„In der Sache hat er nicht ganz unrecht", sagte Fourier, ohne den Blick von seinem Rechenblatt zu heben. „Aber unsere wissenschaftlichen Prioritäten – er legte seine Feder nieder – haben wir zu bestimmen. Nicht er."

Sie fanden einen Kompromiss. Einige Gelehrte, darunter Chabrol und Lancret, widmeten einen Teil ihrer Zeit dem Studium der islamischen Epoche und dokumentierten die mittelalterlichen Moscheen Kairos und die architektonischen Techniken der arabischen Baumeister. Diese Studien, die in die *Beschreibung* aufgenommen wurden, gehörten zu den ersten ernsthaften europäischen Arbeiten über die islamische Architektur des Nahen Ostens.

Unterdessen setzte Jollois seine Dokumentation der pharaonischen Monumente fort. Im Lauf der Jahre hatte er eine

verfeinerte Arbeitsmethode entwickelt, zuerst eine Gesamtskizze, um die allgemeinen Proportionen zu erfassen, dann detaillierte Aufnahmen der wesentlichen Elemente, schliesslich Kopien der hieroglyphischen Inschriften mit allen sichtbaren Unvollkommenheiten, um später verschiedene Fassungen desselben Textes vergleichen zu können.

„Kopiert, was ihr seht", wiederholte er seinen jungen Gehilfen. „Die Risse, die Lücken, alles. Eine idealisierte Hieroglyphe ist weniger wert als eine rissige. Wie sie sein sollte, ist eure Sache, nicht die des Steins."

An einem Novembermorgen, als er das alte islamische Kairo durchstreifte, um die Fassaden mittelalterlicher Häuser zu zeichnen, sah Jollois eine Einzelheit, die er nicht vergass. Ein französischer Soldat – Anfang zwanzig, abgetragene Uniform, das Gewehr über der Schulter – war vor der Aussennische eines Hauses im koptischen Viertel stehen geblieben. In der Nische stand eine Bronzestatuette, vielleicht zwanzig Zentimeter hoch, eine sitzende Isis. Alt, offensichtlich. Die Patina war dick und ungleichmässig.

Der Soldat betrachtete sie. Dann nahm er sie. Ohne zu zögern, ohne sich umzusehen. Er liess sie in seine Patronentasche gleiten und entfernte sich durch die Gasse. Fünfzehn Sekunden insgesamt. Die Nische war leer.

Jollois blieb, wo er war, und sagte nichts. Keine Autorität über diesen Soldaten, kein Offizier. Und selbst wenn er welche gehabt hätte, was hätte er sagen sollen? Dass dieser Gegenstand zum Haus gehörte? Dass der Besitzer zurückkommen würde? Er wusste nicht, wer dort wohnte und ob das Haus überhaupt noch bewohnt war. Er wusste, dass die Statuette so lange in dieser Nische gestanden hatte, dass ihr Sockel einen Kreis aus saubererem Stein hinterlassen hatte als der Rest.

Er holte sein Notizbuch hervor und zeichnete die leere Nische. Die Kontur der Abwesenheit. Den helleren Fleck dort, wo der Sockel der Statuette jahrelang geruht hatte. Mehr konnte er nicht

tun. Dokumentieren, was soeben verschwunden war. Die *Beschreibung Ägyptens* würde vielleicht die Zeichnung einer ähnlichen Isis enthalten, aus den Sammlungen der Kommission. Aber nicht diese Isis. Die würde in der Patronentasche des Soldaten bis zur Küste bleiben, dann in einem Basar, dann in einem Marseiller Salon, falls jemand sie am Hafen kaufte.

Er blieb noch eine Weile dort, das Notizbuch aufgeschlagen bei der Zeichnung der leeren Nische. Dann kehrte er durch die Gassen des koptischen Viertels zum Palast zurück. In den noch geschlossenen Läden spielten Kinder auf der Schwelle. Er ging, ohne sein Notizbuch hervorzuholen, ohne zu zeichnen.

III – Landwirtschaft und Bewässerung

Im Winter von 1800 auf 1801 widmeten sich die Ingenieure und Agronomen der Kommission der ägyptischen Landwirtschaft, einem Gebiet, das die Faszination für die Monumente bis dahin in den Schatten gestellt hatte, und dessen Wirksamkeit sie beeindruckte. Conté stellte seine hydraulischen Arbeiten gleich in der ersten Sitzung des Winters dem Institut vor, ein Bündel Zeichnungen unter dem Arm.

„Die ägyptische Landwirtschaft lässt sich in einem Satz sagen. Die Nilflut düngt die Felder jeden Sommer. Alles andere – die Kanäle, die Becken, die mechanischen Vorrichtungen – ist nur die organisierte Verwaltung dieser natürlichen Tatsache."

Er beschrieb die Bewässerungsvorrichtungen, nämlich den Schaduf, einen einfachen Schwengel mit Gegengewicht zum Schöpfen des Wassers, und die Sakia, ein von einem Ochsen angetriebenes Rad für grössere Mengen. Zwei Maschinen, die jeder Fellache aus einheimischem Holz und Seil zu bauen und zu reparieren wusste.

„Man könnte sie primitiv nennen. Versuchen Sie doch, mit dem Holz, dem pflanzlichen Seil und dem Lehm des Landes bessere zu bauen."

Was Conté aus Erfahrung begriff, war, dass eine einfache, gut durchdachte Maschine hundert komplizierte, schlecht angepasste aufwiegt. Die Ägypter hatten das Jahrtausende vor ihm gelernt.

Er legte technische Zeichnungen des Kanalnetzes vor, das das Nilwasser über das ganze anbaufähige Tal verteilte. Ein verzweigter hydraulischer Baum über Hunderte von Kilometern, gemeinschaftlich unterhalten von Dutzenden von Dörfern.

„Der Kanal, der nicht ausgebaggert wird, stirbt in drei Jahren. Der Schlamm verstopft ihn. Hier ist das die Arbeit des Winters. Hunderte von Männern im Wasser bis zur Taille. Ein einzelnes Dorf kann einen grossen Kanal nicht unterhalten. Es braucht eine Autorität, die allen Dörfern gebietet, Pharao, Kalif oder Bey. Ich sage nicht, dass das Wasser den König gemacht hat; ich sage, dass es ohne ihn nicht auskommt."

Neben der Bewässerung untersuchten mehrere Gelehrte die Nutzpflanzen und die landwirtschaftlichen Praktiken. Jollois verbrachte seine Tage auf den Feldern und beobachtete die Jahreszeitenzyklen, die Pflugtechniken, die einheimischen Sorten, und kehrte abends mit schlammgrauen Stiefeln zurück.

„Dieselben Pflanzen, dieselben Werkzeuge, dieselben Handgriffe", sagte Jollois. „Das ist die Landwirtschaft des Alten Reiches. Viertausend Jahre haben am Wesentlichen nichts geändert."

„Die Ägypter brauchten keinen Dünger", sagte Conté. „Der Nil brachte ihnen jedes Jahr welchen aus den Bergen Äthiopiens. Sie leiteten das Wasser auf die Felder, warteten auf die Ablagerung und liessen es dann vor der Aussaat wieder abfliessen."

Marcel, der kein Ingenieur war, entdeckte in dieser Erklärung einen Schlüssel zum Verständnis der Architektur der pharaonischen Tempel. Die grossen Heiligtümer waren oft rechtwinklig zum Nil ausgerichtet, ihre Hauptachsen entsprechend dem landwirtschaftlichen Kalender auf den Fluss oder auf die

Himmelsrichtungen gerichtet. Die religiöse Astronomie der Ägypter war vom landwirtschaftlichen Kalender nicht zu trennen, der seinerseits auf die Zyklen des Nils abgestimmt war.

„Sehen Sie … der Tempel kehrt den Feldern nicht den Rücken zu. Er blickt auf den Fluss, von dem das Leben kommt. Und die Sonne geht auf der Seite der Wüste unter, dort, wo man die Toten begräbt. Ihre Religion ist also im Grunde – wie soll ich sagen – eine hydraulische Kosmologie. Das Wort ist scheusslich, verzeihen Sie es mir."

„Der Niger, der Indus … jeder schlammführende Strom brächte, wenn man dieses System anpasste, vergleichbare Wirkungen", sagte Conté. „Nichts daran ist lokal. Die Ägypter hatten nur die Zeit, es zu vervollkommnen."

Abdallah ibn Youssef, der mit General Menou nur den Vornamen gemein hatte, war seit sechzehn Jahren *Wakil* des Kanals von Gizeh. Er beaufsichtigte die jährliche Ausbaggerung von sieben Kilometern Hauptkanal samt seinen Verzweigungen, koordinierte die Arbeit von vierzehn Dörfern und schlichtete die Streitigkeiten der Fellachen über die Verteilung des Wassers.

An jenem Morgen hatten sich zwei der Ingenieure der Kommission am Ufer seines Hauptkanals niedergelassen. Der grosse Hagere, das war Jollois, mit seinen Instrumenten. Der andere, über seine Blätter gebeugt. Sie zeichneten, massen, sprachen miteinander. Der Dolmetscher, den sie mitgebracht hatten, war nicht sehr gut. Er übersetzte die Wörter, aber nicht den Sinn. Abdallah erkannte das daran, wie er bei den Fachausdrücken zögerte.

Er hatte ihnen eine Stunde lang vom anderen Ufer aus zugesehen, verborgen im Ufergeröhr. Er wollte verstehen, was sie suchten. Sie massen die Breite des Kanals, die Höhe der Böschungen, das Gefälle der Sohle. Er sah es an den Gesten des grossen Hageren mit seinem Visierinstrument. Soldaten hätten die Umgebung überwacht. Diese Männer sahen nur den Kanal an.

Der grosse Hagere war auf ihn zugekommen. Durch den Dolmetscher hatte er gefragt, wie viele Arbeitstage die jährliche Ausbaggerung ausmache, wie viele Männer, wie man die Mannschaften unter den Dörfern organisiere. Fragen eines *Wakil*.

Abdallah hatte sorgfältig geantwortet. Er wusste, dass diese Franzosen alles aufschrieben. Der grosse Hagere notierte seine Antworten so schnell, dass man merkte, er verstand, was man ihm sagte, auch wenn der Dolmetscher Mühe hatte. Als Abdallah das System der Ausbaggerungsturnusse erklärt hatte – jedes Dorf für einen Abschnitt verantwortlich, Wechsel im Dreijahresrhythmus –, hatte der grosse Hagere jene kurze Kinnbewegung gemacht, wie sie Männer machen, denen man bestätigt, was sie ohnehin vermutet hatten.

Was Abdallah störte, war nicht die Neugier der Franzosen. Es war, dass sie den Kanal wie einen Gegenstand behandelten. Wie etwas, das man messen, beschreiben, in ein Buch setzen und dann verstehen konnte. Abdallah hatte sechzehn Jahre damit verbracht zu lernen, dass der Kanal sich nicht auf seine Masse reduzieren liess. Er hatte Launen. In Jahren starker Flut trat er an manchen Stellen über, die nie übergetreten waren. In Jahren mit Niedrigwasser zeigte er schwierige Passagen, die seit dreissig Jahren niemand gesehen hatte. Um das zu meistern, brauchte es Gedächtnis – das Gedächtnis, das sein Vater ihm weitergegeben hatte und das er seinem Sohn weitergeben würde –, keine Visierinstrumente.

Er hatte sie arbeiten lassen. Sie forderten nichts. Sie störten nichts. Am Ende des Vormittags hatte der grosse Hagere ihm seine Zeichnung des Kanals gezeigt, einen präzisen Querschnitt mit den Massen in Zahlen. Abdallah hatte sie schweigend betrachtet. Sie war genau. Das war der Kanal. Aber sie sagte nicht, warum das linke Ufer beim dritten Kilometer brüchiger war als das rechte, noch wie man an der Farbe des Wassers spürte, ob der Schlamm dieses Jahres gut oder zu sandig sein würde. Die Zeichnung zeigte den Kanal. Er kannte den Kanal.

Er hatte ihnen durch den Dolmetscher zwei Stellen des Kanals genannt, an denen die Messungen interessanter sein würden. Stellen, die sein Vater ihm gezeigt hatte und deren Bedeutung er nicht erklären konnte. Er spürte es, das war alles. Der grosse Hagere war ohne Zögern hingegangen. Er musste etwas Interessantes gefunden haben, denn er hatte an jeder zwei Stunden verbracht.

Am späten Nachmittag, vor dem Aufbruch, hatte der grosse Hagere ihn gefragt – wieder durch den Dolmetscher –, wie lange die Lehrzeit eines *Wakil* dauere. Das ganze Leben, hatte Abdallah geantwortet. Der Dolmetscher hatte übersetzt. Abdallah hätte gern hinzugefügt, dass das Lernen nie endete, weil auch der Kanal nie aufhörte, sich zu verändern, und dass die Weisheit eines *Wakil* darin bestand zu wissen, dass das, was er noch immer nicht wusste, grösser war als das, was er wusste.

Jollois kehrte mit zweiundsiebzig Schlammbeuteln und Seiten hydrologischer Messungen nach Kairo zurück. Er dachte an den *Wakil*, an seine Art, ihnen vom anderen Ufer aus bei der Arbeit zuzusehen, an seine Genauigkeit, als er die Fragen beantwortet hatte, an die zwei Stellen des Kanals, die er ihnen genannt hatte. Dieser Mann erduldete die Franzosen nicht. Er rechnete. Jollois dachte an seine eigene Art, dieses Land zu sehen, in Massen, in Koten, in Querschnitten, und fand sie gar nicht so verschieden.

„Und Ihr *Wakil* … sechzehn Jahre an diesem Kanal, was hat er Ihnen gesagt?“, fragte Conté am folgenden Tag bei der Vorstellung der Ergebnisse.

„Dass die Lehrzeit das ganze Leben dauert. Den Rest hat er nicht gesagt. Ich glaube, er dachte, dass das, was er noch nicht weiss, grösser ist als das, was er weiss.“

Conté legte seinen Bleistift quer über das Blatt und betrachtete die auf dem Tisch aufgereihten Schlammbeutel. Zweiundsiebzig Proben, entnommen entlang des Kanals und seiner Verzweigungen, etikettiert, nummeriert, bereit zur Abreise nach Paris. Ägyptische Erde in französischen Leinensäckchen. Er stellte sich

Jollois kniend am Kanalufer vor, die Finger im noch feuchten Schlamm, wie er die Beschaffenheit jeder Probe fühlte, ehe er sie mass.

„Ihre Erde, ihre Statuen …“, sagte er. „Das ist dasselbe. Wir nehmen, was uns interessiert, und nennen es Wissenschaft.“

Jollois brauchte einen Moment, um zu antworten. Schlamm, ein *Uschebti* … in beiden Fällen verliess etwas Ägypten, und der Unterschied war nicht so klar, wie er es gewünscht hätte.

„Der Unterschied“, sagte er schliesslich, „ist, dass man Schlamm nehmen kann, ohne das Feld zu verarmen. Die Flut bringt jedes Jahr neuen. Die Statuen bringt der Nil nicht wieder.“

„Das ist eine praktische Grenze. Keine moralische.“

Sie schwiegen. Draussen im Hof hörte man die ägyptischen Diener, das gleichmässige Geräusch des Mörsers, Stimmen auf Arabisch, roch den Kreuzkümmel. Auch diese Männer hatten ihr Handwerk von ihrem Vater gelernt. Sie würden nicht in Leinensäckchen nach Paris reisen.

Die Ausbaggerung des Hauptkanals begann in der dritten Dezemberwoche. Jollois fragte Abdallah, ob er zusehen dürfe. Abdallah willigte ein, mit einer Miene, die nichts sagte.

Die Mannschaften arbeiteten nach Dörfern, jede an ihrem zugewiesenen Abschnitt. Männer im Wasser bis zur Taille, die mit breiten Holzschaufeln den Schlamm vom Grund rissen und in geflochtene Körbe luden, die andere auf die Böschungen trugen. Der auf den Böschungen abgelagerte Schlamm würde auf die Felder verteilt werden, bis zum letzten Korb.

Jollois blieb fünf Stunden und sah zu. Er zählte die Männer, mass das pro Stunde geförderte Schlammvolumen, notierte die Tiefe der Abschnitte vorher und nachher. Die Leistung war gleichmässig. Keine verschwendete Bewegung, keine Unordnung zwischen den Mannschaften. Diese Männer taten das seit ihrer Kindheit. Keiner sah auf seine Schaufel.

Zur Mittagszeit setzte sich Abdallah neben ihn auf die Böschung. Er sah Jollois einige Minuten lang schweigend beim Notieren seiner Zahlen zu. Dann sprach er, und der Dolmetscher übersetzte in kurzen Sätzen.

„Er sagt, sein Grossvater habe ihm weiter unten eine Stelle gezeigt, wo der Grund des Kanals aus gewachsenem Fels besteht. Wenn der Grund aus gewachsenem Fels besteht, hält der Kanal in Jahren starker Flut besser. Sein Vater wusste das. Er weiss es. Er wollte wissen, ob Sie es wussten."

Jollois sah den Dolmetscher an, dann Abdallah. Hinter der Frage hörte er eine andere. Wussten sie überhaupt, was sie massen?

„Nein", sagte er. „Ich wusste es nicht. Zeigen Sie mir diese Stelle."

Abdallah erhob sich ohne Eile. Sie gingen zwanzig Minuten lang gemeinsam am Kanal entlang. Abdallah blieb vor einem Abschnitt stehen, wo der Grund zutage trat. Dunkles Gestein, von den Jahrhunderten der Strömung geglättet, durchzogen von Linien mineralischer Ablagerung. Jollois kniete nieder. Er zog sein Messer und kratzte behutsam über die Oberfläche. Dichter Kalkstein. Der Kanal war hier dem natürlichen Felsausbiss folgend gegraben worden. Jemand hatte vor dreitausend Jahren diese Stelle aus diesem Grund gewählt.

Jollois notierte die Stelle und fertigte eine Skizze des Gesteins mit seinen Riefen an. Abdallah sah ihm dabei zu. Als Jollois fertig war, sagte er etwas, das der Dolmetscher erst nach einem Moment zu übersetzen vermochte.

„Er sagt, die Franzosen schreiben auf, was die Ägypter seit jeher tun. Dass das vielleicht nützlich sei. Aber dass das Schreiben nicht ersetze, es tausend Jahre lang getan zu haben."

Jollois steckte seinen Bleistift ein. Das stimmte. Er fand nichts zu erwidern.

Am Abend geleitete Abdallah Jollois bis an den Rand des Dorfes, wo die französische Kolonne ihr Lager aufgeschlagen hatte. Sie

gingen Seite an Seite, ohne zu sprechen, der Dolmetscher folgte ihnen in einigen Schritten Abstand. Die Sonne stand tief über der westlichen Wüste, das Licht lang und gelb auf den Feldern, die der Rückgang des Wassers schon freigegeben hatte.

Abdallah blieb stehen. Er betrachtete eine Weile die Felder, dann sagte er etwas, das der Dolmetscher so wiedergab, dass in der Ecke des nächstgelegenen Feldes – er zeigte mit dem Finger darauf – ein Haufen Kalksteinblöcke liege, die er im vergangenen Winter beim Ausbaggern des Kanals gefunden habe. Beschriftete Blöcke. Er könne die Zeichen nicht lesen. Er habe sie dorthin gelegt, weil er nicht gewusst habe, was er damit tun solle.

Jollois ging nachsehen. Vier Blöcke aus weissem Kalkstein, so gross wie Melonen, im Winkel des Feldes, dicht am Ufer, aufgeschichtet. Jeder trug erhabene Hieroglyphen von guter Ausführung. Eine Verwaltungsinschrift wahrscheinlich, oder eine Weiheformel, aus der Zeit des Neuen Reiches. Sie stammten aus einem abgetragenen Tempel, waren in einer Mauer wiederverwendet worden und dann in den Kanal gestürzt.

Jollois zeichnete sie. Dann trug er sie in sein Register ein, mit der genauen Fundstelle und der Beschreibung der Zeichen. Er nahm den kleinsten der vier – drei Kilo, eine beschriftete Seite und drei rohe Seiten – und steckte ihn in seine Feldtasche.

Abdallah sah ihm dabei zu. Er sagte nichts. Er hatte diese Blöcke gezeigt, weil sie ihm wichtig erschienen, ohne zu erwarten, dass man sie mitnähme. Aber der Franzose hatte zuerst gezeichnet. Er hatte nicht gleich genommen.

„Die Zeichnung bleibt, auch wenn der Block verloren geht“, sagte Jollois durch den Dolmetscher. „Ich nehme den Block mit, um ihn in Paris zu studieren. Nehme ich ihn nicht mit, trägt der Kanal ihn nächstes Jahr fort, und es bleibt nichts vom Block und nichts von der Zeichnung.“

Abdallah hörte die Übersetzung an und zuckte mit den Schultern – die Geste dessen, der nicht überzeugt ist, aber nicht die Kraft hat zu streiten –, dann ging er zurück ins Dorf.

IV – Die Zeit wird knapp

Am 8. März 1801 landeten etwa sechzehntausend britische Soldaten bei Abukir und marschierten auf Alexandria. Der Krieg, den man durch das Abkommen von El-Arich für beigelegt gehalten hatte, hatte soeben von neuem begonnen. Die in Kairo versammelten Gelehrten der Kommission begriffen, dass ihre Abreise aus Ägypten fortan von einer militärischen Kapitulation abhängen würde.

Menou mobilisierte seine Truppen. Aber seine Männer waren über Alexandria, Kairo und Oberägypten verstreut. Eine rechtzeitige Zusammenziehung war unmöglich. Eine unglückliche Schlacht wurde am 21. März nahe Alexandria, bei Kanopus, geschlagen. Die Franzosen kämpften gut. Die Briten hatten die Zahl und die Schiffe, jene Schiffe, die den Franzosen seit dem 1. August 1798 fehlten.

Aus dem Nordosten trafen beunruhigende Nachrichten ein. Ein grosses osmanisches Heer rückte unter dem Befehl des Grosswesirs Youssouf Pascha vor, zwanzigtausend Soldaten, verstärkt durch die Mamelucken. Die Kapitulation wurde unvermeidlich. In den Fluren des Instituts fragte man nicht mehr, ob man kapitulieren würde, sondern wann und unter welchen Bedingungen die Sammlungen überleben würden.

Fourier hatte für den Abend des 14. März eine ausserordentliche Sitzung der Kommission einberufen. Alle in Kairo anwesenden Gelehrten waren gekommen. Etwa zwanzig Männer, die um den grossen Tisch der Bibliothek des Instituts sassen. Draussen hörte man die Rufe der Händler, die ihre Buden schlossen.

„Meine Herren", begann Fourier, „wir müssen die Verteidigung unserer Sammlungen vorbereiten. Kapitulationsverträge sehen in

der Regel vor, dass die Sieger das Eigentum des besiegten Staates beschlagnahmen dürfen. Gelten unsere Sammlungen als Eigentum des französischen Staates, haben die Briten das Recht, sie einzufordern. Das Recht, ich betone es."

Schweigen. Dann ergriff Jomard das Wort.

„Wir müssen erreichen, dass sie als internationales wissenschaftliches Eigentum anerkannt werden, nicht als französisches Militäreigentum. Unsere Arbeiten gehören der universellen Wissenschaft, nicht einer bestimmten Regierung."

„Die Briten haben Naturforscher", sagte Geoffroy. „Sie werden auch Kommissare haben, die sich mit Altertümern auskennen. Sie werden genau wissen, was wir haben."

Marcel schaltete sich ein.

„Alles wird sich an einer Unterscheidung entscheiden. Eigentum der Institution, persönliches Eigentum. Was aus unserer eigenen Tasche bezahlt wurde, lässt sich als solches verteidigen. Was im Namen der Kommission gesammelt wurde, wird schwerer zu schützen sein."

Das Gespräch zog sich über drei Stunden hin. Die Gelehrten legten die Grundzüge ihrer Strategie fest. Sie würden sich der gewaltsamen Beschlagnahme nicht widersetzen. Dazu fehlten ihnen die Mittel und die Befugnis. Aber sie würden ihre Rechte vor den britischen Kommissaren geltend machen. Sie würden ihre Argumente vortragen. Sie würden, wenn nötig, Objekt für Objekt verhandeln.

Sie verbrachten die Nacht vom 14. auf den 15. März damit, ein paralleles Inventar anzulegen. Ein offizielles Inventar all dessen, was die Kommission besass, und ein persönliches Inventar dessen, was jeder Gelehrte in eigenem Namen besass. Marcel arbeitete bis fünf Uhr morgens. Er schlug sein Register auf Seite hundert auf. Er las die jüngsten Einträge noch einmal. Eine Anubis-Statuette aus Bronze, zweiundzwanzig Zentimeter hoch, am 3. September 1799 im Khan el-Khalili für acht Piaster vom Händler

Youssef ibn Khalil gekauft. Ein fragmentarischer Totenpapyrus, fünfzehn mal zwanzig Zentimeter, am 17. November 1799 von einem Fellachen aus Sakkara für drei Piaster gekauft. Ein Skarabäus aus grünem Steatit, ptolemäische Zeit, am 2. Februar 1800 auf dem Basar von Ezbekiyeh für anderthalb Piaster gekauft. Jede Transaktion liess sich überprüfen, und einen anderen Schutz hatte er nicht.

Das Register umfasste hundertzwölf Seiten, hundertzweiundsechzig Einträge seit dem ersten Markt in Alexandria, fast drei Jahre zuvor, jeder verzeichnete einen in eigenem Namen erworbenen Gegenstand mit Datum, Ort, gezahltem Preis und, wenn er ihn kannte, dem Namen des Verkäufers. Marcel hatte es mit der Strenge eines Notars geführt, weil er von Anfang an begriffen hatte, dass diese Unterscheidung am Ende zählen würde.

„Hält dieses Register stand?“, fragte Fourier, der ihm über die Schulter las.

„Für das, was gesichert ist, hält es stand. Für den Rest … es hält stand, wenn der britische Kommissar nicht zu sehr drängt. Ein Kommissar, der alles nehmen will, findet immer einen Vorwand. Ein vernünftiger Kommissar wird dies als hinreichenden Beweis akzeptieren.“ Marcel klopfte auf den Einband, wo die Tinte des Vortags nicht ganz getrocknet war.

„Dann hängt alles vom Kommissar ab.“

„Ja, alles hängt vom Kommissar ab.“

Die Frage des Steins von Rosette beschäftigte die Gelehrten in besonderem Masse. Es war der wichtigste Gegenstand, den sie gefunden hatten. Ginge er nach London, würde die Entzifferung der Hieroglyphen zu einem britischen Sieg. Doch Marcel hatte Vorkehrungen getroffen. Mehr als ein Jahr zuvor hatte er Abzüge der Inschrift in Kairo angefertigt, die General Dugua nach Paris gebracht hatte. Sie waren angekommen. Silvestre de Sacy, der grosse französische Kenner orientalischer Texte, hielt sie in den

Händen. Selbst wenn der Stein nach London ging, würden die Abzüge in Paris bleiben.

„Die Information reist", sagte Marcel. „Der Gegenstand … der Gegenstand nicht. Diese Schlacht haben wir vielleicht schon gewonnen."

In den folgenden Wochen systematisierten die Gelehrten die Vervielfältigung ihrer Arbeiten, die bis dahin nur von Fall zu Fall betrieben worden war. Die Bibliothek des Instituts verwandelte sich in eine Kopierwerkstatt. Entlang der Wände wurden Tische aufgestellt, jeder einem Dokumenttyp zugewiesen. Ein Tisch für die Pausen der Zeichnungen. Einer für das Abschreiben der topografischen Messungen. Einer für die Abschriften koptischer Texte. Einer für die botanischen und zoologischen Beschreibungen.

Die Arbeit war minutiös und erschöpfend. Jollois beaufsichtigte die Anfertigung von hundertdreiundachtzig Pausen seiner wichtigsten Zeichnungen. Die Tempel Oberägyptens, die Pyramiden von Gizeh und Sakkara, die Gräber des Tals der Könige. Er hatte drei junge Zeichner aus der Armee angeworben, die einen Stift zu führen und einer Linie zu folgen verstanden. Er zeigte ihnen eine Originalzeichnung und bat sie, rasch eine Pause davon anzufertigen, nur die Umrisse, keine Schatten, keine überflüssigen Einzelheiten. Genug, um das Wesentliche der Architektur zu übermitteln.

Diese Pausen wurden in Bambusröhren gerollt und einem griechischen Händler anvertraut, der sich verpflichtete, sie mit dem ersten neutralen Schiff nach Paris zu befördern. Jollois zahlte ihm fünfzig Piaster im Voraus und versprach ihm weitere fünfzig, wenn die Röhren an ihrem Bestimmungsort ankämen.

„Vertrauen Sie ihm?", fragte Jomard, während er der Karawane nachsah.

„Nein." Jollois sah dem Staub nach, der hinter den Tieren zu Boden sank. „Keine Wahl. Geht eine Sendung verloren, kommt vielleicht eine andere an."

Jomard seinerseits kopierte seine jüngsten topografischen Messungen auf einen zweiten Satz Blätter. Die Arbeit nahm ihn neun Tage in Anspruch. Er arbeitete abends beim Schein einer Lampe und schrieb Ziffer für Ziffer, Winkel für Winkel ab. Jede Messung wurde zweimal überprüft. Eine einzige falsche Ziffer konnte eine ganze Reihe von Berechnungen unbrauchbar machen. Seine Notizbücher füllten sich mit Zahlenkolonnen, geometrischen Skizzen, Randbemerkungen. Die Kopien kämen in eine andere Kiste als die Originale, und Jomard vermerkte auf jeder die Nummer der Zwillingskiste.

Geoffroy konnte seine Fischgläser nicht vervielfältigen. Von einem Alkoholpräparat liess sich keine Kopie anfertigen. Aber er zeichnete jedes Exemplar mit einer Genauigkeit, die genügte, damit ein Naturforscher die Art allein anhand der Zeichnung erkennen konnte. Zweihundertvierzig Arten, eine nach der anderen, mit ausführlichen Anmerkungen zu Herkunft, Grösse und unterscheidenden anatomischen Merkmalen. Kalte, präzise, ausdruckslose Zeichnungen, eher Arbeitsdokumente als Kunst. Wären die Gläser zerstört, blieben die Blätter.

Am 25. März erreichte Kairo eine genauere Nachricht. Die osmanische Armee des Grosswesirs Youssouf Pascha rückte von Syrien her vor und näherte sich der ägyptischen Grenze. Ihre Vereinigung mit den in Abukir gelandeten britischen Streitkräften schien früher oder später unvermeidlich. Kairo würde bald von zwei Seiten bedroht sein.

Fourier rief die Gelehrten noch am selben Abend zusammen.

„Meine Herren, wir müssen die Vervielfältigung beschleunigen. Alles, was sich kopieren lässt, muss kopiert werden, und zwar rasch. Danach … danach ist es zu spät."

Das Tempo steigerte sich. Man arbeitete von der Morgendämmerung bis Mitternacht. Die Öllampen erloschen nicht mehr, und die frische Tinte roch bis in die Gänge. Die Gelehrten arbeiteten in Zweierteams, der eine diktierte, der andere schrieb. Militärische Schreiber wurden requiriert, um beim Kopieren der Verwaltungsdokumente zu helfen.

Am 8. April unterbrach ein Zwischenfall die Arbeit. Jomard schrieb eine Reihe von Winkelmessungen aus Dendera ab, als sein Ellbogen das Tintenfass streifte. Die Tinte ergoss sich über das Blatt. Drei Stunden Arbeit verloren. Er sah auf die ruinierte Seite, auf das Schwarz, das die Zahlen verschlang. Dann nahm er ein neues Blatt und begann von vorn, Zeile für Zeile. Geoffroy am Nachbartisch hob den Blick und beugte sich dann wieder über seinen Fisch.

In der Bibliothek hörte man nur noch das Geräusch der Federn auf dem Papier, das Knistern umgeblätterter Seiten, das Flüstern unter den Kopisten. Manchmal ein unterdrückter Fluch, wenn ein Tintenfleck eine fast fertige Seite verdarb. Dann musste alles von vorn begonnen werden.

Im April schickte Jollois eine zweite Ladung Pausen mit einer Handelskarawane, die an die Küste aufbrach. Wieder zahlte er dem Karawanenführer fünfzig Piaster im Voraus. Der zählte die Münzen zweimal, wie ein Mann, der wusste, dass Schiffe sanken, dass Kisten von Karren fielen und dass Diebe sich auf den Strassen herumtrieben.

Neben der Kopierarbeit arbeiteten die Gelehrten ihre juristische Strategie für die Auseinandersetzung mit den britischen Kommissaren aus. Sie erstellten eine Liste der Objekte, die sie vorrangig verteidigen würden. Der Stein von Rosette an der Spitze, gefolgt von den grossen Sarkophagen, den monumentalen Statuen, Geoffroys naturkundlichen Sammlungen, Jomards kartografischen Aufnahmen und Jollois' Notizbüchern. Für jede Kategorie bereiteten sie Argumente vor, die auf der Unterscheidung

zwischen institutionellem und persönlichem Eigentum, zwischen gesammelten Objekten und geschaffenen Werken beruhten.

Marcel formulierte die Doktrin, die ihre Verteidigung leiten sollte. Die Zeichenhefte waren keine Kuriositäten, sondern Arbeitsinstrumente. Die Abklatsche waren keine Altertümer, sondern Papier und Tinte, hergestellt von den Gelehrten selbst. Die wissenschaftlichen Instrumente waren Berufswerkzeuge, keine Kriegstrophäen. Die naturkundlichen Exemplare gehörten dem Reich der Natur, keinem bestimmten Staat.

„In Verträgen dieser Art ist von natürlichen und künstlichen Kuriositäten die Rede", sagte Marcel. „Sehr gut. Unsere Arbeiten sind keine Kuriositäten, es sind wissenschaftliche Erzeugnisse. Das müssen wir beweisen."

„Die Briten werden alles nehmen wollen", erwiderte Jomard. „Ich glaube nicht, dass Argumente …"

„Grauzonen", fiel Fourier ihm ins Wort. „Unsere Argumente werden welche schaffen. In einer Grauzone wird verhandelt. Ein vernünftiger Kommissar wird bereit sein, manches zu belassen. Dort müssen wir unsere Anstrengungen bündeln."

„Und wenn der Kommissar nicht vernünftig ist?", fragte Geoffroy.

„Dann verlieren wir alles." Fourier machte eine vage Handbewegung. „Wir werden es versucht haben. Und die Kopien werden überleben."

Auch die moralische Frage der Plünderung wurde erörtert. Bei einer Zusammenkunft im April brachte Jomard das Problem zur Sprache, das sie alle beschäftigte, ohne dass jemand es deutlich auszusprechen wagte.

„Wir haben Gegenstände von dreierlei Art gesammelt. Erstens das, was wir selbst hervorgebracht haben. Messungen, Zeichnungen, Notizen. Das gehört uns, denke ich, ohne jede Diskussion. Zweitens die naturkundlichen Exemplare. Fische, Pflanzen, Mineralien. Sie gehören niemandem, unser Sammeln beraubt

niemanden. Schliesslich… die Gegenstände aus den Gräbern, den Tempeln, den Nekropolen. Diese gehörten Ägypten. Wir haben sie genommen."

Geoffroy schaltete sich ein.

„In der Theorie ja. In der Praxis… Die Fellachen, die Gräber plündern, um uns Gegenstände zu verkaufen, hätten sie ohnehin geplündert. Wir haben nur beschleunigt, was schon bestand."

„Es mildert", erwiderte Jomard. „Es rechtfertigt nichts."

Jollois, der während der ganzen Debatte geschwiegen hatte, ergriff schliesslich das Wort.

„Es gibt auch die praktische Frage. Wenn wir zugeben, dass diese Gegenstände Ägypten gehören, haben wir kein Argument mehr gegen die Briten. Nennen wir sie die unseren, müssen wir bis zum Ende gehen. Wir haben sie genommen. Wir werden sie behalten. Wir werden veröffentlichen."

Fourier nickte.

„Recht oder Unrecht gehabt zu haben, sie zu nehmen", sagte er, „ist eine akademische Diskussion. Wir haben diese Gegenstände. Die Briten werden sie einfordern. Glaubt jemand hier, wir sollten sie ihnen freiwillig überlassen, im Namen moralischer Grundsätze?"

Niemand antwortete. Kein Gelehrter in diesem Saal war bereit, Jahre der Arbeit freiwillig herzugeben. Geoffroy blickte auf den Tisch, Marcel auf seine Hände.

„Dann sind wir uns einig", sagte Fourier. „Wir werden unsere Sammlungen verteidigen. Aber im Wissen darum, warum. Weil sie natürlich uns gehören – und weil die französische Wissenschaft, so glaube ich, einen besseren Gebrauch davon machen wird als die britischen Militärs."

Marcel fügte einen Vorbehalt hinzu.

„Und wenn die Briten einen besseren Gebrauch davon machen als wir? Das British Museum ist eine seriöse Institution. Ihre

Gelehrten sind kompetent. Unser Argument der wissenschaftlichen Überlegenheit gilt nur, wenn wir unsere Arbeiten tatsächlich veröffentlichen. Landen unsere Sammlungen zwanzig Jahre lang in Kisten in Paris, dann haben die Briten recht gehabt, sie uns wegzunehmen."

„Richtig", räumte Fourier nach einer Weile ein. „Wir werden veröffentlichen müssen. Sonst rechtfertigt sich nichts von dem, was wir hier getan haben."

Am 12. Mai traf ein aus einem Posten im Delta entkommener Offizier mit Neuigkeiten in Kairo ein. Die Briten, seit Ende April Herren von Rosette, erkundigten sich bei Gefangenen und Händlern, was das Institut d'Égypte zusammengetragen hatte. Fourier liess sich seinen Bericht zweimal wiederholen. Die britischen Kommissare würden also mit genauen Forderungen kommen, und ihr Inventar war wahrscheinlich schon vorbereitet.

Im Mai wurden die militärischen Nachrichten konkreter. Die Briten zogen langsam den Nil hinauf. Die Osmanen rückten aus Nordosten vor. Das Zusammentreffen vor Kairo war unausweichlich. Es war nur noch eine Frage von Wochen.

Die Gelehrten verstärkten ihre Anstrengungen noch einmal. Jeder Tag brachte sein Mass an Zwängen und an Entscheidungen, die zu treffen waren. Was zuerst kopieren? Was zurücklassen? Wie das Papier, die Tinte, die Zeit auf Vorhaben verteilen, die alle gleich dringlich schienen?

In diesen Momenten wurde der Unterschied zwischen den Gelehrten sichtbar. Manche gerieten in Panik, wollten alles retten und begannen zehn Kopierprojekte zugleich, ohne eines zu beenden. Andere, wie Jomard, behielten ihre Methode bei, setzten klare Prioritäten und hielten sich daran.

Fourier beobachtete all dies mit besonderer Aufmerksamkeit. Er machte sich Notizen. Nicht über die Gegenstände, sondern über die Menschen. Wie jeder auf den Druck reagierte. Wer seine Klarheit bewahrte. Wer sie verlor. Diese Notizen würden nie in

den Tafeln der *Beschreibung Ägyptens* Verwendung finden. Aber sie würden ihm Jahre später helfen, das historische Vorwort des Werks zu verfassen.

Ende Mai kam Fourier nach Mitternacht in die Werkstatt. Die Lampen brannten noch. Drei Kopisten arbeiteten schweigend, über ihre Blätter gebeugt. Der eine schrieb topografische Messungen ab. Der andere pauste die Zeichnung eines Tempels durch. Der dritte übertrug botanische Beschreibungen. Fourier blieb im Türrahmen stehen. Wenn die Briten alles nahmen, würden diese Kopien das sein, was übrig blieb. Er blieb eine Weile dort, ohne dass einer von ihnen den Kopf hob, und ging dann wieder.

Mitte Juni wurde eine letzte Versammlung einberufen. Die feindlichen Armeen waren nur noch wenige Tagesmärsche von Kairo entfernt. Die Gelehrten mussten ihre letzten Vorkehrungen treffen.

Jollois erstellte am 20. Juni das Schlussinventar seiner Röhren. Dreiundzwanzig Kupferröhren mit zweitausendsiebenundachtzig Zeichnungen. Zweihundertsiebenunddreissig Notizbücher. Hundertdreiundachtzig Pausen im ersten Los, weitere im zweiten, alle bereits versandt. Er schrieb die Liste auf ein Blatt, das er in vier faltete und in seine Jacke steckte.

„Meine Herren", sagte Fourier, „wir haben getan, was wir konnten. Unsere Arbeiten sind vervielfältigt. Unsere Inventare sind vollständig. Unsere Argumente sind bereit. Die Briten werden mit ihren Listen kommen. Wir haben die unseren. Was danach geschieht, hängt von den Verhandlungen ab. Aber wir sind so gut vorbereitet, wie es nur möglich ist."

Jollois ergriff das Wort.

„Bis zuletzt. Sie werden nicht in den Magazinen eines britischen Museums enden, ohne der Wissenschaft gedient zu haben."

Niemand fügte etwas hinzu. Man faltete die Blätter zusammen, löschte eine Lampe. Die Versammlung ging vor Mitternacht auseinander.

In den letzten Junitagen öffneten die Läden Kairos spät und schlossen früh. Die französischen Patrouillen kreuzten sich, ohne ein Wort zu wechseln. Im Institut packte man ein und packte dann wieder aus, um nachzuprüfen.

V – Die Niederlage von Kairo

Am 27. Juni 1801 war die militärische Lage unhaltbar. Menou, in Alexandria eingeschlossen, konnte Kairo nicht entsetzen. General Belliard, der die Garnison befehligte, hatte einige Tage zuvor Kapitulationsverhandlungen mit General Hutchinson und dem Grosswesir Youssouf Pascha eröffnet.

Eine Konvention wurde noch am selben Tag unterzeichnet. Sie regelte den Abzug der Armee mit ihren Waffen und ihrem Gepäck, ohne die Sammlungen der Kommission genauer zu erwähnen. Dieses Schweigen war nur ein Aufschub. Die Klausel, die ihnen wirklich gefährlich werden sollte, würde im September in Alexandria unterzeichnet werden, unter der Nummer sechzehn.

Das Wort, auf das es ankam, steckte in einem einzigen Satz. Die Armee würde Kairo mit ihren Waffen und ihrem Gepäck verlassen. Dieser Satz, den Fourier in der ausserordentlichen Sitzung vom 28. Juni 1801 laut verlas, wurde von einem Schweigen gefolgt, das Jollois später in seinem Tagebuch mit dem Schweigen in einem Krankenzimmer verglich, wenn der Arzt gerade verstummt ist. Dann redeten alle durcheinander, Geoffroy, Marcel, Jomard, Stimmen über Stimmen, bis Fourier die Hand hob.

„Das Gepäck“, sagte Geoffroy. „Erfasst das meine Gläser? Drei Jahre naturkundlicher Sammlungen. Die vollständige Fauna des Nils. Zweihundertvierzig Arten, die noch niemand beschrieben hat.“

„Und meine Notizbücher“, sagte Jollois. „Zweihundertsiebenunddreissig Notizbücher. Die einzigen vollständigen Aufnahmen der Tempel Oberägyptens, die es je gegeben hat.“

„Und der Stein von Rosette?“, sagte Marcel. „Er ist in Alexandria, bei Menou. Der einzige Schlüssel zu den Hieroglyphen, den man in dreitausend Jahren gefunden hat, und er…“

Fourier hatte den Artikel noch einmal gelesen. Die Armee würde ihre Waffen und ihr Gepäck mitnehmen. Er suchte nach einer Lücke in der Formulierung. Das Gepäck umfasste offensichtlich weder die Kolosse noch die Sarkophage. Aber die Papyri, die Münzen, Geoffroys Gläser, die Herbarien, die Gebeine? Waren die Zeichenhefte Gepäck oder für die Republik angelegte Sammlungen? Konnte das Arbeitsheft eines Künstlers als etwas anderes gelten denn als persönliche Habe im Sinne eines Kapitulationsvertrags? Fourier legte den Text beiseite. Er las ihn noch einmal.

Der Stein von Rosette in Alexandria hing nicht von dieser Konvention ab. Marcels Abklatsche – Papier und Tinte, von ihm selbst hergestellt – gehörten sie zum Gepäck, zu den Sammlungen oder zum geistigen Werk?

„Das Wort ist vage“, sagte Fourier. „‚Gepäck‘. Sie haben den Begriff nicht definiert. Ein nicht definierter Begriff ist… eine Variable. Es ist an uns, seinen Geltungsbereich festzulegen, was er erfasst und was nicht.“

Die juristische Strategie vom März fand endlich einen Text, an dem sie sich erproben konnte. Militärischer Widerstand war ausgeschlossen, da sie keine Waffen hatten und nicht gewusst hätten, wie man sie führt. Blieb ein Widerstand mit Worten, der darin bestand, in den Formulierungen der Konvention die Zwischenräume zu finden, durch die sich ihre Sammlungen hindurchschmuggeln liessen. Die Notizbücher wurden zu Arbeitsinstrumenten, die Abklatsche zu Dokumenten, die wissenschaftlichen Instrumente zu beruflicher Ausrüstung. Jede Kategorie von Gegenständen hatte ihre eigene Verteidigungslinie.

In den Tagen nach der Verlesung der Konvention wechselten die Gassen rund um das Institut ihre Besucher. Händler aus dem Khan el-Khalili begannen sich in der Nähe des Tors herumzutreiben, nicht die Stoff- und Gewürzverkäufer, sondern jene, die seit Jahren Antiquitäten verkauften und in den Gesten eines Europäers zu lesen verstanden, was er kaufen wollte, ehe er es selbst wusste.

Suleiman al-Qabbani – derselbe, der ein Jahr zuvor mit seiner Leinentasche nach Tanis gekommen war – hatte sich am Morgen des 30. Juni mit einer Holzkiste am Tor des Instituts eingefunden. Darin lagen zweiundzwanzig *Uschebtis* aus bemaltem Kalkstein, fünf Skarabäen aus blauer Fayence, drei Goldamulette aus der Spätzeit. Er hatte die Kiste auf den Tisch des Wächters gestellt und durch einen Jungen, der als Dolmetscher diente, gesagt : „Normaler Preis. Bevor die Engländer alles nehmen."

Marcel, der zufällig vorbeikam, hatte sich den Inhalt der Kiste angesehen. Die *Uschebtis* waren echt, thebanische Zeit, achtzehnte oder neunzehnte Dynastie, bemalter Kalkstein mit noch lebhaften Pigmenten. Die Skarabäen aus Fayence von guter Qualität und die Goldamulette waren es ebenfalls.

„Woher stammen diese Stücke?", hatte er gefragt.

Der Junge hatte übersetzt. Suleiman al-Qabbani hatte ohne Zögern geantwortet. Aus Theben, aus dem Grab eines Beamten, das im vorigen Winter von Fellachen gefunden worden sei, die gegraben hatten, um ihren Keller zu vergrössern. Er habe sie gekauft. Jetzt verkaufe er sie wieder, weil er wisse, dass die Kommission Ägypten verlasse und die Briten, die weniger davon verstünden, schlechter zahlen würden.

Marcel hatte die ganze Kiste für vierzig Piaster gekauft. Er hatte in seinem persönlichen Register eine auf den 30. Juni datierte Quittung ausgestellt. Die zweiundzwanzig *Uschebtis* waren in Marcels persönliches Inventar eingegangen – nicht in die Sammlungen des Instituts – und würden folglich, der Theorie nach, jeder Requisition der Sammlungen des Instituts entgehen. Der

lokale Markt hatte den Vertrag schneller gelesen als die Diplomaten.

Geoffroys Antwort fiel anders aus. Die juristischen Zwischenräume langweilten ihn. Er wollte ein Kräfteverhältnis.

Geoffroy schrieb an General Belliard einen einseitigen Brief. Nüchtern, ohne Pathos. Er legte darin dar, dass seine naturkundlichen Sammlungen eine beispiellose Feldarbeit darstellten, dass zweihundertvierzig Arten der Fauna des Nils und des Deltas von der europäischen Wissenschaft noch nicht beschrieben worden seien, und dass er bereit sei, sie zu vernichten, statt sie herzugeben, falls die britischen Kommissare sie beschlagnahmten.

„Ich drohe ihnen nicht", sagte er zu Fourier, der den Entwurf über seine Schulter hinweg las. „Ich warne sie. Das wird geschehen, wenn man das Wort ‚Gepäck' buchstäblich auf meine Sammlungen anwendet."

„Und Sie glauben, dass sie Ihnen glauben werden?"

„Ich werde sie verbrannt haben, ehe sie entscheiden, ob sie mir glauben oder nicht."

Fourier faltete den Entwurf zusammen. Geoffroy war keiner, der blufft. Er hatte seinen Aufenthalt damit verbracht, auf Knien aus Stollen zu kriechen, die Hände im Schlamm, und seine Alkoholgläser in der Hitze selbst zu tragen. Er hatte diese Drohung lange abgewogen, ehe er sie niederschrieb. Es war die einzige Antwort, die mit dem übereinstimmte, was er von seiner Arbeit hielt, dass sie ihm gehörte, ihm selbst, und nicht der Armee, die sie finanziert hatte. Lieber sollten diese Gläser gar nicht existieren, als in London in einem Keller zu schlummern, geöffnet von jemandem, der nicht wüsste, warum ein *Polypterus bichir* von Bedeutung war.

„Schicken Sie den Brief ab", sagte Fourier.

Die Kopien waren übrigens schon lange unterwegs. Seit der Nacht, in der die französische Flotte bei Abukir verbrannt und versenkt worden war, wussten die Gelehrten, dass sie von Paris abgeschnitten waren. Keine französischen Schiffe in den Häfen.

Die Kuriere reisten auf unsicheren Landwegen, von Karawane zu Karawane und von Hafen zu Hafen, und brauchten sechs Monate bis zur Ankunft.

Schon seit 1799 hatten einige begonnen, Pakete mit neutralen Schiffen zu verschicken – dänischen, schwedischen, amerikanischen Fahrzeugen, die für den Getreidehandel in Alexandria anlegten. Diese Schiffe wurden von den Briten nur selten durchsucht, die zwar das Meer beherrschten, aber die Neutralen schonten.

Fourier hatte auf diese Weise, mit einer dänischen Brigg im Oktober 1799, eine Papierrolle mit dreissig Blatt sprachwissenschaftlicher Notizen zur koptischen Sprache abgeschickt. Sein erster Grammatikentwurf. Als er 1801 nach Paris zurückkehrte, warteten die dreissig Blätter im Institut auf ihn, leicht verschimmelt, aber lesbar.

Marcel war anders vorgegangen. Schon im Winter 1799–1800 hatte er selbst in der von ihm geleiteten Druckerei in Kairo Abzüge des Steins von Rosette angefertigt, regelrechte Abklatsche, gewonnen, indem er den Stein einfärbte, ehe er das Papier darauf legte. General Dugua nahm diese Blätter im Frühjahr 1800 mit nach Paris, wo das Institut sie den Orientalisten anvertraute, darunter Silvestre de Sacy. Europa konnte schon beginnen, die Inschrift zu lesen, die die Armee vielleicht nicht würde behalten können.

Jollois hatte im Januar 1800 versucht, ein Bündel Zeichnungen mit einem amerikanischen Schiff zu schicken. Das Schiff war vor Kreta von einer britischen Fregatte aufgebracht und durchsucht worden. Jollois' Papiere waren beschlagnahmt, geprüft und dann zurückgegeben worden. Die Briten hatten darin nur künstlerische Aufnahmen ohne militärischen Wert gesehen. Er hatte Glück gehabt, und er wusste es.

Da man sich auf die Neutralen nicht verlassen konnte, wählte Jollois eine andere Methode. Alle wesentlichen Dokumente – seine wichtigsten Zeichnungen, Marcels Aufmasse, Jomards

Messungen – wurden doppelt kopiert. Ein Original blieb beim Gelehrten. Eine Kopie ging bei der ersten sich bietenden Gelegenheit ab. Kam die Kopie an, gut. Wurde sie abgefangen, überlebte das Original.

Jomard hatte die Logik in einer Notiz an Fourier zusammengefasst. Die Kommission befinde sich in der Lage von Soldaten, die vor einer Schlacht ihre Munition an mehreren Orten vergraben. Wenn das erste Depot genommen werde, bleibe ein anderes. Der Preis einer Erbeutung sei der Verlust eines Jahres Arbeit statt aller.

Die Verdoppelung hatte bei den meisten Sendungen funktioniert. Nicht bei allen. Zwei Notizbücher von Jollois, deren Kopien nicht vollendet waren und die er aus Zeitmangel im Original Ende 1800 mit einem schwedischen Schiff abgeschickt hatte, kamen nie in Paris an. Nur die unvollendeten Kopien, die in Kairo geblieben waren, überlebten. Man erfuhr nie, was aus den Originalen geworden war. Auf See versenkt, beschlagnahmt, verloren in den Strömungen des levantinischen Handels.

Diese beiden fehlenden Notizbücher enthielten etwa zweihundert Zeichnungen aus der Region des Nildeltas. Die Stätten von Sais, von Bubastis, von Tanis, die Jollois im Sommer und Herbst 1800 besucht hatte und nie wiedersehen würde. Ihre weniger detaillierten Kopien würden in der *Beschreibung Ägyptens* erscheinen, mit dem dezenten Vermerk „nach Kopien, die Originale sind verloren".

Das war die einzige öffentliche Spur dieser Verluste. Jollois sprach in seinen Erinnerungen nie davon.

Darin lag, das sah Fourier, eine grundlegende Asymmetrie zwischen dem, was die Franzosen Ägypten nahmen, und dem, was die Briten den Franzosen nehmen würden. Die Franzosen nahmen Gegenstände – Steine, Bronzen, Papyri – und Kopien dieser Gegenstände. Die Briten würden, wenn die Kapitulation käme, die Gegenstände nehmen. Aber nicht die Kopien. Die Kopien waren Papier und Tinte. Sie hatten keinen Wert in den

Inventarlisten eines Friedensvertrags. Sie schmückten nicht die Galerien eines Museums.

Fourier hatte sie in einer Sitzung des Instituts in drei Sätzen zusammengefasst.

„Sie werden die Originale nehmen. Wir behalten die Kopien. Die Kopien sind die wahre Beute."

Er hatte das im Stehen gesagt, den Kisten zugewandt, ohne zu zögern. Was er nicht gesagt hatte – und was er Jahre später in seinen Notizen für die *Beschreibung* formulieren würde –, war, dass diese Asymmetrie kein Zufall war. Die Vorsicht des Besiegten, schon vor der Niederlage geübt. Es war wohl die einzige Form strategischer Intelligenz, die die Gelehrten seit Beginn wirklich bewiesen hatten. Doch als er sich danach setzte, fragte er sich, ob das stimmte oder ob es einfach das war, was man sich erzählt, um zu ertragen, was man nicht hatte verhindern können.

Sie hatten siebzehn Tage gehabt.

Zwischen der Unterzeichnung der Konvention und dem Abmarsch der Kolonne, nicht einen mehr. Niemand sagte, dass es zu wenig war.

Was diese Männer in dieser Zeit taten, glich nicht dem, was sie vorbereitet hatten. Sie hatten Argumente vorbereitet – Listen, Denkschriften, juristische Unterscheidungen zwischen Kuriosität und Werk, zwischen persönlichem Eigentum und Sammlung des Instituts. Sie arbeiteten, ohne zu sprechen. Bald gab es keine Sitzungen mehr. Jeder in seinen Magazinen, bei seinen Kisten. Die Gespräche, die stattfanden, waren kurz und sachlich, welches Tau, welches Gewicht pro Rad, wie viele Lagen Leinwand für die Gläser.

Im Institut hörte man nur noch die Hämmer und das Rascheln des Strohs.

Fourier suchte eines Abends Jollois auf und sprach mit ihm von der langen Kette, die sich durch die Geschichte zog. Die Römer, die Ägypten seiner Obelisken beraubt hatten, die Kreuzfahrer,

die Byzanz geplündert hatten, die Könige, die ihre Kuriositätenkabinette gefüllt hatten. Jede Epoche mit ihren Rechtfertigungen. Das Opfer blieb dasselbe. Jollois hörte ihm bis zum Ende zu. „Zweifellos", sagte er und kehrte zu seiner Kiste zurück. Fourier ging wieder.

Dann, am Morgen des siebzehnten Tages, als die Wagen bereit waren, gab niemand einen Befehl. Die Männer traten in den Hof hinaus, ordneten sich von selbst und nahmen ihren Platz in der Kolonne ein, ohne dass man es ihnen sagte, wie Soldaten, zum ersten Mal seit Toulon.

Ein Geruch nach Holz, Leim und Alkohol hing in den Gängen des Instituts, als die Kolonne sich im Hof zu formieren begann. Jollois ging ein letztes Mal durch die Säle. Die Wände trugen die Spuren der Sammlungen, die drei Jahre lang die Tische besetzt hatten. Staubkreise dort, wo die Gläser gestanden hatten, Kreidelinien dort, wo Jomard seine Messblätter befestigt hatte. Nagellöcher in den Balken, an denen die Mumien für die anatomischen Zeichnungen aufgehängt worden waren.

Jollois trat in den Hof hinaus. Die Kolonne wartete. Die Wagen waren beladen. Die Lasttiere schnaubten in der Morgenhitze.

Jollois prüfte ein letztes Mal, ob seine Satteltaschen an der Flanke des ihm zugewiesenen Pferdes befestigt waren.

Das Ägypten, das Frankreich behalten würde, passte in das, was ein Mann auf einem Sattel tragen konnte. Was es Ägypten genommen hatte, rollte hinter ihm her, in den Kisten, die die Briten in zwei Monaten öffnen würden. Er zurrte den Gurt fest. Niemand würde ein Zeichen geben, er wartete nicht darauf. Er verliess den Hof als Erster.

VI – Der Abstieg nach Rosette

Mitte Juli begann die Räumung Kairos. Dreizehntausend Mann, darunter fünftausend Kranke oder Genesende, zweihundert Zivilisten, die in Kairo verbliebenen Gelehrten der Kommission,

alle verliessen die Stadt in einer Kolonne unter dem Befehl von General Damas. Einige blickten zurück. Die meisten hielten den Blick auf den Rücken dessen gerichtet, der vor ihnen ging.

Am ersten Tag versperrte am späten Nachmittag eine osmanische Patrouille der Kolonne den Weg. Zwanzig türkische Reiter in Uniform, befehligt von einem Bey, der Französisch sprach. Sie kamen aus dem Lager des Grosswesirs.

General Damas ritt allein vor, um zu verhandeln. Der Bey stieg vom Pferd. Der Wortwechsel dauerte zehn Minuten. Die Gelehrten, in der Mitte der Kolonne versammelt, konnten nichts hören, sahen aber die Gesten. Der Bey zeigte nach Norden. Damas zeigte ein Dokument, wahrscheinlich die mit den alliierten Generälen unterzeichnete Räumungskonvention.

Fourier trat in Hörweite heran und hörte den Bey.

„Sie verlassen Kairo. Das ist gut. Aber Ihre Kisten bleiben in Ägypten."

Damas antwortete etwas, das Fourier nicht verstand. Der Bey bestand darauf.

„Diese Gegenstände gehören Ägypten. Sie haben sie aus unseren Tempeln genommen, aus unseren Gräbern. Sie werden das Land nicht verlassen."

„Mein Herr, wir haben mit den alliierten Generälen eine Konvention unterzeichnet, Ihren Grosswesir eingeschlossen. Mit ihnen müssen Sie diese Fragen erörtern."

Der Bey machte eine Geste in Richtung seiner Reiter. Zwanzig Lanzen hoben sich. Damas rührte sich nicht.

„Wenn Sie versuchen, diese Kolonne aufzuhalten, verletzen Sie eine Konvention, die Ihre eigenen Anführer unterzeichnet haben. Ich glaube nicht, dass Konstantinopel Ihnen das befohlen hat."

Der Bey zögerte. Er sah die Kisten auf den Wagen an, die in Schlachtordnung aufgestellten französischen Soldaten, dann den

leeren Horizont hinter sich. Keine osmanische Verstärkung in Sicht.

Er stieg wieder aufs Pferd.

„Wir begleiten Sie ein Stück weit. Um aufzupassen."

„Wie Sie wünschen."

Die türkische Patrouille folgte der Kolonne zwei Tage lang in hundert Metern Abstand. Die Reiter sprachen mit niemandem. Im Morgengrauen des dritten Tages waren sie verschwunden. Damas vermutete, dass sie zurückgekehrt waren, um dem Grosswesir Bericht zu erstatten.

Jollois fragte Fourier an jenem Abend, ohne recht daran zu glauben.

„Glauben Sie, dass sie wiederkommen?"

„Die Osmanen? Nein. Sie haben die Stadt. Was sie wissen wollten, ist, ob wir sie wirklich… geleert haben. Jetzt wissen sie es."

„Und dann?"

„Dann werden sie abwarten, bis die Briten uns unsere Kisten wegnehmen. Danach werden sie dieselben Gegenstände von den Briten zurückfordern. Das ist einfacher, als sie uns abzunehmen."

Jollois suchte einen Einwand, fand keinen und stocherte mit einem Stock im Feuer.

Die Gelehrten marschierten in der Mitte der Kolonne, ihr Gepäck auf Wagen. Die Erleichterung, der Gefahr entkommen zu sein, die Trauer, Ägypten zu verlassen, wichen bei den meisten schon der Sorge um die Sammlungen.

Man kam nicht schnell voran. Dreizehntausend Mann mit Wagen im Sand, das ist ein langsames Vorankommen, getaktet von Rasten und Neuverteilungen der Last, wenn ein Tier lahmte oder ein Rad einsank.

Jollois ging die meiste Zeit zu Fuss, um sein Pferd zu schonen. Jedes Mal, wenn das Tier über einen Stein oder in einer

Sandmulde stolperte, hörte er die Röhren dumpf am Sattel aneinanderstossen und wandte sich um.

Geoffroys Hauptsorge war die Hitze auf seinen Alkoholgläsern. Glas dehnt sich in der Hitze aus, Alkohol ebenso, aber nicht im selben Mass. Und wenn die Ausdehnung einen mikroskopischen Riss verursachte, würde der Alkohol verdunsten und die Präparate binnen weniger Tage verderben. Er hatte jedes Glas in zwei Lagen feuchte Leinwand gepackt, die seine Assistenten bei jeder Rast erneuerten, indem sie ihre Wasservorräte anzapften.

„Sie verschwenden Wasser", sagte ein Offizier zu ihm, der das Manöver bemerkt hatte.

„Diese Präparate lassen sich nicht ersetzen. Das Wasser schon."

Der Offizier ging weiter, ohne zu beharren. In der Julihitze, bei Männern, die unter Durst litten, war das Argument nicht überzeugend. Aber Geoffroy machte weiter.

Am vierten Tag glitt eine von Jomards Kisten beim Überqueren eines Damms vom Wagen und klaffte im Sand halb auf. Die Männer hielten an. Jomard sprang vom Pferd, scheuchte die Soldaten beiseite, die ihm helfen wollten, und untersuchte die Rollen eine nach der anderen. Drei von ihnen wiesen leichte Sandspuren in den Falten der Wachsleinwand auf. Nichts war ins Papier gedrungen.

Jomard nagelte die Kiste wieder zu und liess sie anders verladen, flach liegend, mit einem zusätzlichen Seil.

„Sie haben Glück", sagte Fourier, der die ganze Szene beobachtet hatte.

„Das ist kein Glück. Das ist Seil."

In der Abenddämmerung des fünften Tages brachten zwei Soldaten der Garde einen Deserteur ins Lager zurück. Ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, seinem Akzent nach aus Lyon, der drei Tage vor der Räumung aus Kairo geflohen war. Sie

hatten ihn in einem Palmenhain versteckt gefunden, ausgehungert, die Füsse blutig.

General Damas liess ihn in sein Zelt führen. Fourier, der in der Nähe vorüberging, hörte das Verhör mit an.

„Warum hast du desertiert?“

„Ich wollte in Ägypten bleiben, mein General. Nicht nach Frankreich zurück.“

„Bleiben, um was zu tun?“

„Arbeiten. Vielleicht heiraten. Hier kann ich leben. In Frankreich muss ich zurück in die Fabrik.“

Damas sah ihn eine ganze Weile schweigend an.

„Weisst du, was mit Deserteuren geschieht?“

„Ja, mein General.“

„Du weisst es, und hast trotzdem desertiert?“

„Ich bin dreiundzwanzig. Ich habe drei Jahre hier verbracht. Ich habe Arabisch gelernt. Ich kenne Kairo jetzt besser als Lyon. Was soll ich in Frankreich anfangen?“

Damas liess den Deserteur hinausführen und rief seinen Adjutanten. Fourier hörte das Urteil. Kein Kriegsgericht, keine Hinrichtung, eine Woche vor Rosette. Der Deserteur würde in Fesseln bis Rosette marschieren und dann wieder in die Reihen eingegliedert werden. Ein Sergeant schmiedete ihm die Fesseln an die Knöchel. Der Hammer schlug zweimal. Der Mann schrie nicht.

Am nächsten Morgen marschierte er mit seiner Kompanie, die Knöchel von den Fesseln wundgescheuert. Geoffroy, der medizinische Kenntnisse besass, gab ihm eine Salbe.

„Tragen Sie sie heute Abend auf. Das beugt einer Entzündung vor.“

„Danke, Monsieur.“

„Warum haben Sie wirklich desertiert?“

Der Soldat zögerte.

„Weil ich nicht sehen will, was mit den Engländern geschehen wird. Wir werden unsere Entdeckungen den Engländern übergeben. Ich habe die Kisten von Monsieur Jomard nach Theben getragen. Ich habe gesehen, was wir vermessen, was wir gezeichnet haben. Und jetzt geben wir alles her. Ich wäre lieber hiergeblieben."

Geoffroy erwiderte nichts und verschloss den Salbentopf wieder. Der Soldat kehrte zu seiner Kompanie zurück und schleppte dabei seine Fesseln hinter sich her.

An jenem Abend erzählte Geoffroy Marcel von dem Wortwechsel.

„Dieser Junge hat etwas begriffen, was viele Offiziere noch nicht begriffen haben. Wir kehren nicht als Sieger heim. Wir kehren heim… wie soll ich sagen. Enteignet."

„Er hat es begriffen. Und dafür hat er die Fesseln bekommen."

„Ja", sagte Geoffroy und fügte nichts hinzu.

Der Deserteur marschierte mit der Kolonne bis Rosette. Fourier erfuhr später, dass er die Verwirrung der Ankunft genutzt hatte, um in einem Dorf am Flussufer zu verschwinden. Nach Frankreich kehrte er nie zurück.

Am sechsten Tag brach ein Sandsturm über die Kolonne herein, als sie in einem Dorf des Nildeltas Halt machte. Die Soldaten suchten Schutz, so gut sie konnten, in den verlassenen Häusern oder unter umgestürzten Wagen. Der Sand kam von überallher zugleich, wirbelte heran und suchte die Ritzen, die offenen Münder, die halb geöffneten Augen. Die Männer verhüllten sich das Gesicht mit ihren Mänteln und atmeten durch den Stoff. Die Pferde drehten dem Wind die Kruppe zu, schlossen die Augen und pressten die Nüstern zusammen. Die Kamele knieten nieder und warteten, geduldig und gleichgültig, als hätten sie schon

immer auf Sandstürme gewartet, was ungefähr der Wahrheit entsprach.

Die Gelehrten deckten ihre Kisten mit Decken und behelfsmässigen Zelten ab und verbrachten Stunden damit, die Abdeckungen gegen den Wind zu halten und die Gurte wieder einzufangen, die die Böen losrissen. Der Sand drang überallhin. In die Kleider, in die Augen, unter die Korken. Jollois hielt sein Pferd mit einer Hand und presste mit der anderen eine Decke auf seine Satteltaschen, das Gesicht gegen den Hals des Tieres gewandt, um atmen zu können.

Geoffroy bewegte sich von Kiste zu Kiste und rief Anweisungen, die der Wind davontrug, ehe sie ihr Ziel erreichten. Die Gefahr war diesmal nicht mehr die Hitze. Ein durchnässtes Rohr von Jollois, das bedeutete verwischte Zeichnungen. Eine versandete Rolle von Jomard, das bedeutete Messungen, die sich mit etwas Mühe wiederherstellen liessen. Aber ein zerbrochenes Glas in einer Kiste, der Alkohol, der sich über die anderen Gläser ergoss, und dann eine Laterne, das bedeutete, dass die gesamte Sammlung der Fauna des Nils in Rauch aufging. Er liess im Umkreis von fünfzig Metern alle Laternen löschen. Man arbeitete in völliger Dunkelheit, tastend, und erkannte die Kisten an ihrer Form und daran, wie sie auf Faustschläge antworteten.

Seine Assistenten – zwei junge Studenten der École polytechnique, die die Hitze der Wüste auf der ganzen Strecke schlecht vertragen hatten – arbeiteten in dieser Nacht ohne Klagen. Jede Kiste geprüft, jeder Gurt nachgezogen, jeder Korken im Dunkeln kontrolliert. Als der Sturm gegen vier Uhr morgens nachliess, hatte Geoffroy die Hände noch immer um den Gurt der letzten Kiste verkrampft.

Am Morgen bestand die Bilanz aus einem herausgerissenen Korken an einem Rohr von Jollois, drei Blättern mit leicht verlaufener Tinte und einem Fischglas mit einem Haarriss am Boden. Die Präparate wurden in ein Ersatzglas umgefüllt.

Geoffroy hatte es dafür aus Kairo mitgenommen, und für nichts anderes.

Am siebten Tag gegen Mittag begegnete die Kolonne einem Zug koptischer Flüchtlinge, die zur Küste flohen. Etwa dreissig Familien mit ihren Eseln, beladen mit Bündeln, Kinder, die barfuss durch den Sand liefen, Greise, die auf improvisierten Tragen getragen wurden.

Ihr Anführer, ein Priester, der Französisch sprach, trat an Damas heran.

„Mein General, wir fliehen vor den Vergeltungsmassnahmen. Seit die Franzosen Kairo verlassen, brennen die osmanischen Milizen unsere Kirchen nieder. Wir gehen an die Küste, um uns unter britischen Schutz zu stellen."

Damas liess Wasser austeilen. Der Priester lehnte es ab.

„Behalten Sie Ihr Wasser für Ihre Soldaten. Wir haben Brunnen, zwei Stunden von hier. Aber sagen Sie mir, werden die Briten die Christen beschützen, wenn Sie fort sind?"

„Ich weiss es nicht, mein Vater. Das ist nicht meine Sache."

„Es war Ihre Sache, als Sie uns 1798 die Religionsfreiheit versprachen. Jetzt gehen Sie, und wir bleiben."

Damas antwortete nicht. Der Priester kehrte zu seinem Zug zurück.

Marcel hatte den Wortwechsel mit angehört. Er wandte sich an Fourier.

„Wir haben bei unserer Ankunft vieles versprochen. Die Befreiung der Ägypter, das Ende der Mamelucken… Das Ende der Unterdrückung der Kopten. Die Modernisierung des Landes. Wir gehen und lassen Ägypten genau so zurück, wie wir es vorgefunden haben. Vielleicht schlimmer."

„Wir lassen trotzdem etwas zurück. Jomards Messungen. Jollois' Zeichnungen. Unsere Arbeiten werden erscheinen."

„Ja. Wir lassen Bücher zurück. Sie bleiben mit den Vergeltungsmassnahmen."

Die koptischen Flüchtlinge wollten ihren Weg nach Norden fortsetzen, die französische Kolonne nach Nordwesten, jeder an seiner Pistengabelung.

Jomard, der während des ganzen Wortwechsels nichts gesagt hatte, fragte den Priester, ehe dieser sich entfernte :

„Ihre Kirche in Kairo, die des heiligen Sergius, ist sie abgebrannt?"

„Nein, Monsieur. Noch nicht. Aber sie wird brennen."

„Woher wissen Sie das?"

„Weil sie immer brennt. Alle zwanzig Jahre, alle dreissig Jahre. Das ist die Geschichte Ägyptens. Sie waren nur auf der Durchreise."

Am achten Marschtag durchquerten sie ein Dorf, dessen Bewohner geflohen waren. Verschlossene Häuser, leere Gassen, der Geruch von warmem Brot aus einer Bäckerei, die erst seit wenigen Stunden verlassen war. Die Kolonne hielt nicht an. Die Soldaten marschierten mit starr geradeaus gerichtetem Blick.

Einige Soldaten scherten aus der Kolonne aus. Zwei Minuten später kamen sie aus einem Hof zurück. Einer trug eine Tonjarre, einen Meter hoch. Im Inneren klirrte etwas Metallisches. Ein Offizier rief sie zurück. Die Jarre wurde am Rand des Pfades zurückgelassen.

Jollois blieb stehen. Er hob die Jarre an. Darin lagen sieben ptolemäische Bronzemünzen, drei Skarabäen aus Fayence und ein Amulett des Upuaut aus bemaltem Kalkstein. Der Hausschatz einer Familie, die geflohen war und zurückgelassen hatte, was sie nicht tragen konnte.

„Was machen wir damit?", fragte Jomard.

Jollois untersuchte die Münzen eine nach der anderen, wendete sie und datierte sie im Kopf. Ptolemaios IV. oder V., nach dem

Profil zu urteilen. Die Skarabäen waren von guter Arbeit. Auf dem Upuaut-Amulett waren die Augen mit rotem Ocker gezogen.

Jollois legte sie zurück in die Jarre. Die Jarre konnte nicht auf dem Pfad bleiben, wo der Erstbeste sie aufheben würde. Er stellte sie im Schatten am Fuss der Mauer des nächstgelegenen Hauses ab, dorthin, wo der Besitzer sie finden würde, wenn er zurückkehrte, falls er zurückkehrte, in einer Mulde, die Jollois mit dem Absatz seines Stiefels leicht ausgrub, damit die Jarre nicht wegrollte.

„Wir gehen weiter."

Sie schlossen wieder zur Kolonne auf. Die Jarre blieb an der Mauer zurück.

Am zehnten Tag sahen sie zum ersten Mal seit Monaten das Mittelmeer. Einige Soldaten riefen laut. Die Gelehrten schauten schweigend. Das Licht auf dem Wasser war ein anderes als das auf dem Sand. Kälter, bewegter, ein Mittelmeerblau, das Jollois bei der Abfahrt aus Toulon vor drei Jahren zu malen versucht hatte, ohne die richtige Farbe zu finden.

„Das Meer", sagte Fourier.

Er sagte nichts weiter. Er wollte sagen, „und jetzt die Briten".

Am Morgen des elften Tages, etwa zwanzig Kilometer vor Rosette, stiessen zwei britische Offiziere zu Pferd zur Kolonne. Sie kamen aus dem Lager von General Hutchinson mit einem unterzeichneten Auftrag, die französischen Gepäckstücke vor dem Einzug in die Stadt zu inspizieren.

Damas empfing sie mit eisiger Höflichkeit.

„Messieurs, wir werden mit versiegelten Kisten in Rosette einziehen. Die Inspektion findet bei der Einschiffung statt, wie es die Konvention vorsieht, nicht vorher."

Der britische Leutnant, ein junger Mann von etwa dreissig Jahren namens Thornton, beharrte.

„Wir haben den Befehl zu prüfen, dass Sie weder Munition noch Kriegsmaterial mitführen. Es ist eine Formalität."

„Eine Formalität, die bis zur Einschiffung warten wird. Bis dahin bleiben meine Wagen geschlossen."

Thornton betrachtete die Kisten, die auf den Wagen aufgereiht standen. Er konnte die auf die Seiten gemalten Nummern sehen, von I bis LXIII. Dreiundsechzig Kisten unter Planen.

„General, wenn Sie die Inspektion verweigern, können wir Ihre Einschiffung um mehrere Tage verzögern."

„Dann verzögern Sie. Wir lagern solange hier."

Der andere britische Offizier, der ältere, griff ein.

„Leutnant, lassen Sie es gut sein. Das sind Gelehrte, keine Schmuggler. Ihre Kisten enthalten Steine und Zeichnungen. General Hutchinson weiss das."

Thornton zögerte, salutierte dann und entfernte sich mit seinem Kollegen.

Fourier wandte sich an Damas.

„Glauben Sie, dass sie uns wirklich aufhalten werden?"

„Nein. Sie wollten unsere Reaktionen sehen. Wissen, ob wir etwas zu verbergen haben. Jetzt wissen sie, dass wir unsere Kisten verteidigen werden."

„Und ist das gut?"

„Das kommt darauf an. Wenn ihr Kommissar ein Unterhändler ist, ja. Wenn er ein Plünderer ist, nein."

Die Kolonne setzte ihren Marsch fort. Um elf Uhr tauchten die Palmen von Rosette am Horizont auf, dann die Flussmündung. Die britischen Fregatten lagen draussen auf See vor Anker. Der Rauch ihrer Kombüsen stieg senkrecht in den windstillen Himmel.

In dieser Nacht lagerten sie zwei Wegstunden von Rosette entfernt. Man sah die Lichter der Stadt am Horizont. Noch keine Umrisse, nur einen niedrigen, diffusen Schein. In den ersten

Wochen der Expedition hätte ein solches Licht am Horizont eine Stadt bedeutet, die einzunehmen war, eine Karte, die es zu zeichnen galt, Arbeit. In dieser Nacht bedeutete es die Briten.

Fourier las im Schein einer tief gehaltenen Laterne die ersten Seiten von Jomards Denkschrift noch einmal. Die Argumentation war stichhaltig. Nicht sie hielt ihn vom Schlaf ab. Es war die Frage, ob der britische Kommissar in seinen Instruktionen einen Auslegungsspielraum besass. Ein Diplomat mit strengen Instruktionen hörte keine Argumente an. Er nahm sie zu Protokoll und leitete sie nach London weiter. Ein Diplomat mit Handlungsspielraum konnte sich überzeugen lassen. Fourier hatte keine Möglichkeit, es zu wissen, ehe er ihm gegenübersass. Er faltete die Blätter zusammen und drehte den Docht herunter.

Geoffroy hatte seine Kisten seit dem Aufschlagen des Lagers zweimal überprüft. Die Korken hielten. Es blieb nichts mehr zu tun, als zu schlafen. Jomard schrieb in sein Notizbuch die Liste der Gegenstände, deren Einstufung als wissenschaftliche Instrumente er verteidigen wollte. Nicht als beschlagnahmbare Kuriositäten. Zweiunddreissig Einträge. Dann schlief er in voller Kleidung ein.

Jollois blieb draussen sitzen, nachdem das Lagerfeuer erloschen war. Der Himmel war klar. Er hielt seine Taschen an sich gedrückt, die kostbarsten Notizbücher darin. Morgen die Briten, ihr Kommissar, die Denkschrift, die Auseinandersetzungen darüber, was wem gehörte, nach welchem Artikel.

Die Kolonne erreichte Rosette Ende Juli 1801. Zwölf Tage Marsch von Kairo her. Belliards Truppen schifften sich in den folgenden Wochen bei Abukir auf britischen Schiffen ein. Die Gelehrten dagegen erreichten, dass man sie mit ihren Kisten unter Parlamentärflagge auf dem Seeweg nach Alexandria brachte, um dort das Schicksal der Sammlungen des Instituts zu verfolgen. Menou hielt die Stadt noch, seit dem Frühjahr von den Briten blockiert und seit dem 17. August belagert. Die Gelehrten wurden in Lagerhäusern des Hafens untergebracht, ihre Kisten rings

um sie aufgestapelt. Die Auseinandersetzungen über die Sammlungen würden nicht jetzt stattfinden. Sie würden nach Menous Kapitulation stattfinden, wenn die Briten in der Lage wären, sie einzufordern. Mehr als einen Monat lang warteten sie. Menou verhandelte. Die Briten übten sich in Geduld. Die Gelehrten hüteten ihre Kisten.

KAPITEL IV : DER ZUSAMMENBRUCH UND DIE HEIMKEHR

I – Die grossen Altertümer

Am 3. September 1801, am Tag nach der Unterzeichnung der Kapitulationskonvention von Alexandria, erschien der britische Kommissar William Richard Hamilton im Lagerhaus des Hafens, in dem die französischen Gelehrten untergebracht waren, begleitet von Edward Daniel Clarke, einem Altertumsforscher, den General Hutchinson mit der körperlichen Prüfung der Sammlungen betraut hatte.

Hamilton, Sekretär von Lord Elgin, vierundzwanzig Jahre alt, in Cambridge in den klassischen Altertümern geschult, leitete die diplomatischen Verhandlungen. Clarke war beauftragt, die französischen Sammlungen Stück für Stück zu erfassen und zu verzeichnen. Sie kamen mit einem Sekretär und zwei Soldaten, die leere Register trugen.

Jollois und Fourier vertraten die Kommission offiziell bei diesen Verhandlungen. Jomard hatte die Aufgabe, die kartographischen Aufnahmen und die Messinstrumente zu verteidigen. Er hatte alle gegnerischen Argumente vorausgesehen.

Am Vorabend der ersten Zusammenkunft mit Hamilton hatte er die im April verfasste Denkschrift in juristische Begriffe umgegossen. Er hatte die ganze Nacht gearbeitet. An der Polytechnique hatte man ihm beigebracht, den Einwand vorauszusehen, ehe er erhoben wurde. In Ägypten hatte er es bestätigt gefunden, angefochtene Messung um angefochtene Messung, und sah nicht ein, warum das Recht einer anderen Logik gehorchen sollte. Die neue Fassung unterschied, soweit es Jomard betraf, drei Kategorien von Gegenständen.

Erstens die Altertümer im eigentlichen Sinne, Gegenstände, die schon vor der Expedition existierten und deren Vorhandensein

in Ägypten von jeder französischen Arbeit unabhängig war. Eine Kategorie, die ohne Diskussion beschlagnahmbar war.

Zweitens die geistigen Erzeugnisse, Messungen, Berechnungen, Beobachtungen, Zeichnungen, die Mitglieder der Kommission angefertigt hatten. Diese Arbeiten hatten nicht existiert, ehe sie geschaffen wurden. Sie konnten nicht mit gefundenen Gegenständen gleichgesetzt werden.

Drittens eine Grauzone, die aus Frankreich mitgebrachten wissenschaftlichen Instrumente. Weder Altertümer noch geistige Erzeugnisse, sondern Arbeitsgeräte, deren Beschlagnahme die Kommission ihrer künftigen Arbeitsfähigkeit berauben würde.

„Das ist sehr klar", hatte Fourier gesagt, ohne die Augen vom letzten Blatt zu heben. „Es bleibt abzuwarten, ob Hamilton für Klarheit empfänglich ist. Das ist keine Grösse, die sich gut messen lässt."

„Wenn nicht", fügte Jomard hinzu, „dann deshalb, weil seine Instruktionen ihm gebieten, juristische Unterscheidungen zu ignorieren. Und in diesem Fall wird kein Argument etwas ausrichten."

„Sie sind Pessimist."

„Nein. Ich bin genau."

Fourier hatte gelächelt.

Clarke betrat den Hof des Lagerhauses. Er blieb mitten im Hof stehen, drehte sich langsam um sich selbst und zählte die Kisten mit einem kreisenden Blick. Dreiundsechzig. Dazu die unverpackten Gegenstände. Statuen, Sarkophage, Säulen, an die Nordmauer gestapelt. Sein Sekretär, ein junger Cantabrigier namens John Marten Cripps, zog ein Notizbuch hervor und begann sich Notizen zu machen. Er notierte alles. Die Zahl der Kisten, ihre ungefähren Masse, den Zustand der Stricke, die sie verschlossen.

Jollois beobachtete Clarke, der die Sammlungen beobachtete. Es war das erste Mal, dass ein Brite die Gesamtheit dessen sah, was die Kommission in drei Jahren zusammengetragen hatte. Clarke

liess sich nichts anmerken. Weder Überraschung noch Genugtuung. Er zählte.

„Meine Herren", sagte Clarke, indem er sich Jollois und Fourier zuwandte, „gemäss Artikel sechzehn der am 2. September unterzeichneten Kapitulationskonvention bin ich beauftragt, die arabischen Manuskripte, die Statuen und die übrigen für die Französische Republik angelegten Sammlungen in Besitz zu nehmen, die fortan öffentliches Eigentum sind und den Generälen der alliierten Armee zur Verfügung stehen."

Das Schweigen, das folgte, dauerte drei Sekunden. Jollois legte langsam das Register nieder, das er hielt.

„Alles, Monsieur Clarke? Sie meinen damit jeden Gegenstand, jede Zeichnung, jedes Exemplar, das wir in drei Jahren gesammelt haben?"

„Das besagt Artikel sechzehn."

„Artikel sechzehn", erwiderte Jollois mit scharfer Stimme, „spricht von den für die Republik angelegten Sammlungen. Nicht von unseren geistigen Erzeugnissen. Nicht von unseren wissenschaftlichen Instrumenten. Nicht von den Sammlungen, die einige von uns mit ihrem eigenen Geld erworben haben."

Clarke schlug sein eigenes Register auf der ersten Seite auf. Hamilton, der sich leicht im Hintergrund hielt, schaltete sich ein, ehe Clarke antworten konnte.

„Meine Herren", sagte Hamilton, „niemand bestreitet, dass Sie gearbeitet haben. Niemand bestreitet den Wert Ihrer Arbeiten. Aber die Bedingungen der Kapitulation sind eindeutig. Monsieur Clarke wird Ihre Sammlungen Stück für Stück prüfen. Sie werden Gelegenheit haben, Ihre Argumente für jede Kategorie von Gegenständen vorzutragen. Wir werden zuhören. Wir werden gerecht entscheiden."

Fourier ergriff das Wort. Seine Stimme war ruhiger als die Jollois', aber nicht weniger fest.

„In diesem Fall, Monsieur Hamilton, lassen Sie uns eine Arbeitsmethode festlegen. Wir werden eine Einteilung der Gegenstände in mehrere getrennte Kategorien vorschlagen. Sie werden unsere Argumente Kategorie für Kategorie prüfen. Wir werden keine Inspektion verweigern. Aber wir verlangen, dass jede Beschlagnahme begründet wird."

Hamilton nickte.

„Das ist vernünftig. Monsieur Clarke?"

Clarke klappte sein Register zu.

„Ich akzeptiere dieses Verfahren. Aber ich warne Sie, dass meine Instruktionen streng sind. Ich habe keinerlei Spielraum, Artikel sechzehn über das hinaus auszulegen, was er ausdrücklich besagt."

Jollois rührte sich nicht.

„Und wir, Monsieur Clarke, haben nicht die geringste Absicht, Sie drei Jahre unseres Lebens beschlagnahmen zu lassen, ohne jedes Stück zu erörtern."

Während der neunzehn Tage, die die Auseinandersetzung mit Clarke und Hamilton dauerte, wurde jedes Mal Jomard gerufen, wenn ein umstrittener Gegenstand wissenschaftlichen Sachverstand erforderte – eine Karte, eine Aufnahme, ein Instrument. Er sprach wenig, breitete seine Dokumente auf dem Tisch aus, beantwortete die Fragen mit einer Sparsamkeit, die Clarke verwirrte, der an rhetorischere Argumente der Franzosen gewöhnt war. Die Rolle passte zu ihm. Die Verhandlung glich der Messung mehr, als er gedacht hätte – sich an die Tatsachen halten, nichts einräumen, was sich nicht überprüfen liess, wissen, wann man schweigen musste.

„Ihr Kollege ist ein respekteinflössender Gegner", sagte Clarke eines Abends zu Jollois. „Er räumt nichts ein und überbewertet nichts. Das ist selten bei einer Verhandlung."

„Er ist Mathematiker."

„Das merkt man."

Am Morgen des 4. September kam Clarke in Begleitung mehrerer Assistenten wieder und begann mit der Prüfung der Sammlungen des Instituts. Hamilton war als Beobachter zugegen.

Die erste geprüfte Kategorie war die der grossen monumentalen Altertümer. Die Sarkophage aus Granit und Basalt, die kolossalen Statuen, die aus den Tempeln gelösten Basreliefs. Bei diesen Gegenständen konnten die französischen Gelehrten keinerlei glaubhaftes Argument persönlichen Eigentums vorbringen. Diese Monumente hatten lange vor der Kommission existiert, die sie lediglich entdeckt hatte.

„Wir bestreiten Ihr rechtliches Anrecht auf die grossen Altertümer nicht", sagte Fourier. „Uns liegt lediglich daran, dass die Geschichte festhält, dass es die französische Kommission war, die sie entdeckt hat. Nicht die britische Armee."

Hamilton nickte.

„Ich gebe Ihnen mein Wort, dass das British Museum anerkennen wird, dass diese Altertümer von Ihrer Kommission entdeckt wurden."

Clarke erstellte das Inventar der grossen Altertümer, während Hamilton jeden Eintrag im Register bestätigte. Jollois sah neben ihnen zu, wie jedes Stück fortgeschafft wurde.

Der Stein von Rosette fehlte beim Appell.

Im Juli 1799 von französischen Soldaten gefunden, die die Verteidigungsanlagen des Forts Julien bei Rosette verstärkten, eingelassen in eine Mauer des alten Mameluckenforts, als Baumaterial wiederverwendet. Ein königliches Dekret aus dem Jahr 196 vor unserer Zeitrechnung, in drei Schriften eingraviert, Hieroglyphen oben, Demotisch in der Mitte, Griechisch unten. Das Griechische konnte man lesen. Der Rest wartete darauf, entziffert zu werden. Aber General Menou beanspruchte ihn als sein

persönliches Eigentum, und niemand im Lagerhaus wusste, wo er sich befand.

Clarke trug ihn dennoch vorläufig ins Register ein und behielt sich vor, den Eintrag zu vervollständigen, sobald das Stück wiedergefunden wäre. General Hutchinson würde entscheiden, und Hutchinson würde bekanntermassen nicht zugunsten Menous entscheiden.

Marcel sah zu, wie Clarke in sein Register schrieb. Die Feder kratzte mit einem trockenen, endgültigen Geräusch über das Papier. „Stein von Rosette. Schwarzer Granit. Dreisprachige Inschrift. Von General Menou als persönliches Eigentum beansprucht. Zu beschlagnahmen kraft Artikel 16, Konvention von Alexandria, September 1801."

Marcel sagte nichts. In Kairo, in den Monaten nach der Entdeckung des Steins im Juli 1799, hatte er zwei ganze Nächte auf dem Rücken liegend verbracht, die Arme über den Kopf gereckt, und feuchtes Papier festgeklopft, um Abklatsche anzufertigen. Seine Schultern hatten den Schmerz eine Woche lang behalten. Seine Finger hatten lange die Druckerschwärze gerochen, vermischt mit Terpentinharz. Dieser scharfe, klebrige Geruch, der nicht wich, selbst nachdem er sich dreimal die Hände gewaschen hatte.

Ihm waren fünfundzwanzig vollständige Abklatsche geblieben, in einer flachen Mappe, gut geschützt zwischen Blättern von Saugpapier. Die anderen waren in alle Winkel Europas verschickt worden. Jedes Zeichen, jeder Riss, jede Unregelmässigkeit der Oberfläche war mit einer Treue wiedergegeben, die der beste Zeichner nie hätte erreichen können. Clarke konnte den Stein nehmen. Marcel war fest entschlossen, den Text zu behalten.

Jomard, neben ihm, rührte sich nicht. Er sah nicht den Stein an. Er sah Clarke an.

Fourier hingegen machte sich Notizen, in kleiner, enger Schrift, am Rand. Er rechnete bereits aus, was sich im Austausch für diese erste Konzession aushandeln liesse.

Jollois beobachtete Clarke, ohne sich etwas anmerken zu lassen. Er hatte bereits akzeptiert, dass der Stein fortgehen würde. Es blieb, den Rest zu retten. Die Zeichnungen. Die Notizbücher. Marcels Abklatsche. Geoffroys Sammlungen.

Clarke hob den Blick von seinem Register.

„Der Stein bleibt eingetragen. General Hutchinson wird darüber urteilen."

Marcel wandte sich ab und klemmte die flache Mappe unter den Arm. Er wollte die britischen Soldaten nicht vor dem Stein von Rosette Wache halten sehen. Es war kleinlich. Er stellte es sich trotzdem vor.

Diesen Stein hatte er berührt. Er kannte jede Unebenheit, jedes Korn seiner Oberfläche. Er wusste, wo er etwas glatter war, dort, wo alte Hände ihn abgerieben hatten, vielleicht Priester, die ihn vor zweitausend Jahren gelesen hatten. Er wusste, wo er rau war, dort, wo er zerbrochen und dann in einer Mauer eines Mameluckenforts wiederverwendet worden war.

Jollois schloss für einen Augenblick die Augen. Bouchards Männer hatten ihn gefunden, Marcel hatte ihn abgeklatscht, in den Registern der Kommission war er verzeichnet. In wenigen Tagen würden Artilleristen der Armee Seiner Majestät ihn auf eine Lafette hieven.

Das war nicht anders als das, was Frankreich in Italien getan hatte. Es war nicht anders als das, was die Römer vor ihnen getan hatten. Die Kette war lang.

Clarke fügte sodann am Rand seines Registers den Vermerk „Von der französischen Expedition 1799 entdeckt." hinzu.

Jollois beobachtete. Entdeckt. Nicht genommen. Nicht aus einer Mauer gerissen. Entdeckt.

Dann der Sarkophag Nektanebos' II., des letzten Pharaos Ägyptens ägyptischer Abstammung, der von 360 bis 342 vor unserer Zeitrechnung regiert hatte. Die grüne Brekzie war kalt. Jollois hatte bei seinem ersten Besuch die Hand in das Innere gelegt, dorthin, wo der Leib hätte ruhen sollen. Der Boden war poliert, glatt, sanft wie Metall. Seine Herrschaft war durch die zweite persische Invasion beendet worden. Man wusste nicht, wo er gestorben war, noch ob sein Leichnam zurückgebracht worden war. Dieser Sarkophag war wahrscheinlich vor seiner Flucht vorbereitet worden und hatte nie gedient. In Alexandria im Hof der Attarine-Moschee gefunden, wo er als Becken für die rituellen Waschungen diente. Die Dekoration an den Wänden gab Abschnitte des Amduat wieder, der nächtlichen Reise der Sonne durch die zwölf Stunden der Unterwelt. Jollois hatte dieselben Szenen im Tal der Könige kopiert. Er erkannte sie auf den ersten Blick. Dieselben Götter, dieselbe Reise, eingraviert für einen König, der nie die Zeit gehabt hatte, in diesem Sarkophag zu sterben.

Clarke untersuchte ihn. Er fragte nach dem Gewicht.

„Über drei Meter lang, mehrere Tonnen", fügte Jomard hinzu.

„Und die historische Bedeutung?"

„Das Grab des letzten einheimischen Pharao Ägyptens", sagte Jollois. „Es hat nie gedient."

Clarke trug ihn ohne Kommentar in sein Register ein.

Es gab auch die Statue eines Hohepriesters des Amun aus grauem Granit, lebensgross, die Hände vor sich gefaltet in der ewigen Haltung des göttlichen Dieners, jener, die Jollois zu Dutzenden in den Tempeln Oberägyptens abgebildet gesehen hatte. Eine kolossale Faust aus Granit, Fragment einer Königsstatue, deren Rest nie gefunden worden war. Jomard hatte geschätzt, die vollständige Statue müsse zwölf bis fünfzehn Meter gemessen haben. Die Faust allein reichte einem stehenden Mann bis zur Schulter.

Dann Stelen, Gedenkinschriften aus Kalkstein und Basalt mit königlichen Kartuschen und hieroglyphischen Texten. Clarke begnügte sich an diesem Tag damit, sie zu zählen. Die Prüfung der Inschriften würde später folgen. Das Gesamtgewicht war beträchtlich.

„Diese Objekte", erklärte Hamilton, „werden im British Museum aufbewahrt und den Gelehrten der ganzen Welt zugänglich gemacht. Ihr wissenschaftlicher Beitrag wird anerkannt werden. Die Beschriftungen werden die Angabe tragen ‚Von der französischen Expedition entdeckt, anlässlich der Kapitulation von Alexandria an die britischen Streitkräfte abgetreten.'"

Der Vormittag des 4. September hatte die Frage der grossen Altertümer entschieden. Der Sarkophag Nektanebos' II., die Statue des Hohepriesters des Amun, die Stelen waren im Register eingetragen, und der Stein von Rosette würde ihnen bald folgen. Es blieb alles andere. Jollois war erschöpft von den Wochen, die soeben vergangen waren. Er hatte nicht die Absicht, lockerzulassen.

„Ich bin bereit, über alles zu sprechen. Aber ich warne Sie. Ich werde keine Beschlagnahme ohne vorherige Erörterung jeder einzelnen Kategorie von Objekten hinnehmen. Wir haben Zeit. Die Kapitulation gibt uns Wochen bis zur Räumung."

Hamilton, der den Wortwechsel schweigend verfolgt hatte, griff ein. Er zog eine Verhandlung einer brutalen Konfrontation vor. Clarke würde prüfen und in den strittigen Punkten entscheiden. Die beiden Lager legten ihre Ausgangspositionen dar, benannten die Punkte der Übereinstimmung und die des Dissenses und einigten sich auf einen Arbeitsplan, den Cripps ins Reine schrieb.

Noch am selben Abend erfuhr man, dass ein Offizier, Mitglied des Instituts, Clarke, Cripps und Hamilton in die Gassen hinter der Residenz Menous geführt hatte, wo der Stein von Rosette unter Teppichen schlief, zwischen dem Gepäck des Generals.

General Hutchinson war sogleich benachrichtigt worden. All das hatte sich an einem Tag entschieden.

Am Abend des 4. September versammelten sich die französischen Gelehrten in einem an das Lagerhaus angrenzenden Raum. Ein Zimmer mit niedriger Decke, möbliert mit einem Tisch und einigen zusammengewürfelten Stühlen. Draussen hörte man die britischen Soldaten Wache halten. Das gleichmässige Klirren der Waffen gegen die Wehrgehänge.

Fourier stellte die Frage, die niemand aussprechen wollte.

„Die grossen Altertümer sind verloren. Der Stein von Rosette, die Sarkophage, die Statuen. Nun gilt es zu verteidigen, was sich noch verteidigen lässt."

Jollois sah ihn an, ohne zu antworten. Marcel schaltete sich sofort ein.

„Meine Abklatsche. Das ist nicht verhandelbar. Ich habe fünfundzwanzig vollständige Abklatsche des Steins von Rosette."

„Die naturkundlichen Sammlungen ebenso wenig", sagte Geoffroy. „Die in der Wüste gefangenen Schlangen, die bei vierzig Grad gesammelten Insekten – für jedes Exemplar habe ich mein Leben riskiert. Ich werde mich vor die Kisten legen, wenn es sein muss."

Fourier seufzte. Er hatte vorhergesehen, dass jeder für seine eigenen Kisten plädieren würde.

„Meine Herren", sagte er, jedes Wort abwägend, „seien wir… realistisch. Die grossen Stücke sind fort. Hamilton hat das Recht und die Macht. Wir haben die Geduld und ein wenig List. Ich schlage vor, dass wir unsere Anstrengungen auf das konzentrieren, was noch zu verteidigen ist – auf das, was geistig unersetzlich ist. Die Zeichnungen. Die Aufzeichnungen. Die Manuskripte."

Jollois stand auf.

„Nein."

Jollois stand aufrecht, die Hände flach auf den Tisch gelegt.

„Nein“, wiederholte er. „Wir werden alles verteidigen. Jedes Objekt, jede Zeichnung, jedes Exemplar. Clarke wird jede Beschlagnahme rechtfertigen müssen. Er wird jede Wegnahme begründen müssen. Wir werden ihn in Einzelheiten, Kategorien und juristischen Ausnahmen ertränken. Er will alles? Stück für Stück.“

Jomard nickte.

„Jollois hat recht. Wenn wir von vornherein nachgeben, geben wir das Signal, dass wir das Prinzip der Beschlagnahme akzeptieren. Danach wird Clarke kommen, um den Rest zu holen. Wir müssen in allem standhalten und erst nachgeben, wenn wir nicht mehr widerstehen können.“

Geoffroy musterte ihn.

„Und was heisst das konkret? Dass wir Clarke nehmen lassen, was übrig ist, ohne zu kämpfen?“

„Im Gegenteil“, sagte Jollois. „Wir kämpfen um alles, wir verlieren, was wir verlieren müssen. Aber jedes Zugeständnis wird etwas gekostet haben. Hamilton wird sich erinnern, dass wir nichts umsonst hergegeben haben.“

Fourier sah Jollois an, den Bleistift über seinem Blatt angehalten. Sie würden verlieren. Wenigstens wäre jeder Fussbreit Boden verteidigt worden.

„Einverstanden“, sagte Fourier. „Wir verteidigen alles. Aber wir bleiben koordiniert. Niemand verhandelt allein in seiner Ecke. Jedes Argument geht über diesen Tisch, ehe es zu Hamilton geht.“

Die anderen nickten. Marcel ergriff das Wort, leiser.

„Und wenn wir alles verlieren? Wenn Hamilton sogar die Abklatsche beschlagnahmt?“

Jollois setzte sich wieder. Er hatte seine Ruhe wiedergefunden.

„Wir werden nicht alles verlieren. Hamilton ist kein Plünderer. Er ist Diplomat. Er hat Instruktionen, aber er hat auch ein

Gefühl für Billigkeit. Er wird nachgeben, wo es juristisch vertretbar ist. An uns, unsere Argumente unwiderlegbar zu machen."

Niemand fügte etwas hinzu. Draussen zog die Wachablösung unter dem Fenster vorbei.

II – Die geretteten Sammlungen

Die persönlichen wissenschaftlichen Instrumente der Gelehrten – astronomische Fernrohre, geodätische Theodolite, Barometer, Thermometer, Präzisionswaagen, Mikroskope – wurden ohne Schwierigkeit als nicht beschlagnahmefähiges Privateigentum anerkannt. Hamilton sah ein, dass diese Instrumente keinerlei Bezug zum alten Ägypten hatten und das Handwerkszeug der Gelehrten darstellten. Alles Übrige sollte von den Briten bis ins kleinste Detail erörtert werden.

Am 9. September prüfte Clarke die naturkundlichen Sammlungen von Geoffroy Saint-Hilaire.

„Monsieur Geoffroy Saint-Hilaire", sagte Clarke, „ich habe den Befehl erhalten, Ihre Exemplare zu untersuchen. Ich bitte Sie, mir den Zugang zu Ihren Kisten zu erleichtern."

Geoffroy reagierte anders als Jollois und Fourier.

„Sie werden diese Sammlungen nicht anrühren", rief er und stellte sich zwischen die Soldaten und seine Kisten. „Wenn Sie einen Schritt näher kommen, verbrenne ich alles."

„Sie haben sie als offizielles Mitglied der Kommission gesammelt", sagte Clarke. „Sie sind also französisches Staatseigentum, mithin britische Kriegsbeute. Das ist die logische Kette. Ich habe sie nicht erfunden."

Geoffroy Saint-Hilaire wies das Argument zurück.

„Sie wollen meine Arbeit stehlen, um Ihre Museen zu bereichern. Ohne selbst eine einzige Anstrengung der Entdeckung unternommen zu haben. Nennen Sie es, wie Sie wollen. Ich nenne es Diebstahl."

„Ich glaube Ihnen nicht“, sagte Clarke. „Sie würden drei Jahre Arbeit nicht zerstören.“

Geoffroy durchquerte den Raum, öffnete eine der Kisten mit getrockneten Exemplaren, zog ein Feuerzeug mit Zunder hervor, schlug zweimal und zündete es an. Die Flamme war zehn Zentimeter vom trockenen Stroh entfernt.

„Ich bluffe nicht. Noch ein Schritt, und ich lege Feuer. Die Geschichte wird festhalten, dass auch Sie eine Bibliothek in Alexandria verbrannt haben.“

Clarke sah die Flamme an. Der Naturforscher war neunundzwanzig Jahre alt und hatte eine ruhige Hand. Es war besser, Geoffroy mit seinen Gläsern ziehen zu lassen, als mit Asche nach London heimzukehren. Er trat einen Schritt zurück.

„Ihre Leidenschaft nötigt mir Respekt ab“, sagte Clarke und wich zurück. „Auch wenn Ihre Methoden theatralisch sind. Die universale Wissenschaft wird gewinnen, wenn diese Sammlungen in Frankreich überleben. Ich werde ihre Sache bei General Hutchinson vertreten.“

„Gut verteidigt“, sagte Jollois am selben Abend zu Geoffroy Saint-Hilaire. „Bei den grossen Altertümern hätten wir es vielleicht ebenso machen sollen wie Sie.“

„Die grossen Altertümer sah man von zu weit her. Meine Fische im Glas haben nie einen britischen Offizier zum Träumen gebracht. Es ist manchmal ein Vorteil, unverstanden zu bleiben.“

Der Vorfall zog die übrigen Verhandlungen mit sich. Die Gelehrten hatten gesehen, dass fester Widerstand sich auszahlen konnte, sofern man seine Schlachten wählte.

Von diesem Beispiel ermutigt, drängte Jollois stärker auf die Frage der Veröffentlichung der Zeichnungen der Kommission. Ein Brief Bonapartes traf am 10. September in Alexandria ein, acht Tage nach der Unterzeichnung der Kapitulation. Im Frühjahr in Paris geschrieben, hatte er Monate auf dem Weg verbracht, mit dem diplomatischen Kurier, über osmanische Mittelsmänner.

Fourier erhielt ihn gegen Ende des Vormittags, während Clarke die Stelen untersuchte.

Er war kurz. Bonaparte schrieb als Erster Konsul, nicht als General. Der Titel hatte sich geändert, der Ton ebenso. Er würdigte darin die Arbeit der Kommission, bekundete sein Vertrauen in deren Fähigkeit, die Sammlungen gegen die britischen Ansprüche zu verteidigen, und liess wissen, dass ihre Arbeiten mit der vollen Unterstützung der Konsulatsregierung veröffentlicht werden würden, und fügte in der letzten Zeile hinzu, dass Paris ihre Rückkehr erwarte.

Paris erwartete ihre Rückkehr. Fourier las den Satz dreimal. Bonaparte wusste nicht, was es kostete, „Paris wartet" zu lesen, während man den Stein von Rosette unter britischer Bewachung vor sich sah. Weder Grausamkeit noch Gleichgültigkeit, nur Paris, das schon die Fortsetzung sah. Bonaparte schrieb nicht „Es tut mir leid um die Sammlungen, die ihr verliert". Er schrieb nicht „Ich hätte es anders gemacht". Er schrieb „Paris wartet". Als wäre alles, was sich hier zugetragen hatte – die drei Jahre, die Toten, der Stein von Rosette, den Clarke soeben in sein Register eingetragen hatte –, bloss das Vorspiel zu etwas, das dort drüben beginnen würde.

Fourier faltete den Brief zusammen und schob ihn in die Mappe mit Marcels Abklatschen. Er würde mit ihm reisen. Er war nicht sicher, was er in Paris damit tun würde. Wahrscheinlich nichts. Man antwortet nicht auf einen Brief des Ersten Konsuls, um ihm zu sagen, seine Formulierung sei einem leichtfertig erschienen.

Er kehrte zu den Verhandlungen zurück. Clarke war mit den Stelen fertig. Jollois forderte die Freiheit, die Zeichnungen der Kommission in Frankreich ohne Einschränkung zu veröffentlichen, was darauf hinauslief, von Hamilton zu verlangen, auf jede britische Kontrolle über die Verbreitung der Bilder der ägyptischen Antiquitäten zu verzichten.

Hamilton zögerte. Ein solches Zugeständnis war weitreichend. Aber er sah auch ein, dass es juristisch und moralisch unhaltbar

wäre, der Kommission das Recht zu verweigern, ihre eigenen Zeichnungen zu veröffentlichen. Er willigte ein und stellte als einzige Bedingung, dass ein Exemplar jeder veröffentlichten Tafel für dessen Archive an das British Museum geschickt würde.

„Ein Exemplar jeder Tafel", sagte Jollois. „Das ist kein Problem. Wir werden für den kommerziellen Vertrieb ohnehin mehrfache Abzüge brauchen."

Diese Vereinbarung sicherte die Veröffentlichung der *Beschreibung Ägyptens* und öffnete zugleich den Weg für die *Voyage dans la Basse et la Haute Égypte*, die Denon, der bereits 1799 nach Frankreich zurückgekehrt war, 1802 erscheinen lassen würde, noch bevor die *Beschreibung* fertig war, und die der erste grosse verlegerische Erfolg über das alte Ägypten werden sollte.

Die Frage der botanischen Herbarien löste eine Nebendebatte aus, weniger dramatisch als die um die naturkundlichen Sammlungen, aber aufschlussreich für das, was in der Verhandlung auf dem Spiel stand. Die Botaniker der Kommission hatten Herbarien mit mehreren tausend Exemplaren der ägyptischen Flora angelegt. Wüstenpflanzen, Gewächse des Nils, in den Gärten von Kairo kultivierte Arten.

Clarke wollte die Hälfte davon beschlagnahmen. Die Botaniker wandten ein, diese Herbarien bildeten zusammenhängende Serien, und sie zu teilen würde ihren wissenschaftlichen Wert erheblich mindern. Ein zerstückeltes Herbarium erlaubte nicht die vergleichenden Studien, die ein vollständiges möglich machte.

Hamilton unterstützte Clarke. Die Gelehrten konnten nur zustimmen.

Clarke ging danach zur zweideutigsten Kategorie über, derjenigen der kleinen Antiquitäten, die die französischen Gelehrten mit eigenem Geld von Fellachen oder Antiquitätenhändlern erworben zu haben behaupteten, statt sie offiziell durch die Kommission entdeckt zu haben.

Diese kleinen Antiquitäten umfassten Hunderte verschiedener Gegenstände. Grabfigürchen aus bemaltem Holz und glasierter Fayence, Amulette aus Halbedelstein, gravierte Skarabäen, Papyrusfragmente, kleine Bronzestatuen, Töpferwaren, Schmuck, alte Werkzeuge, Textilfragmente. Die französischen Gelehrten machten geltend, diese Gegenstände seien persönliche Käufe auf dem örtlichen Markt und keine offiziellen Funde.

Clarke blieb skeptisch.

„Zu beweisen, dass jeder Gegenstand gekauft und nicht gefunden wurde, wird unmöglich sein", sagte er. „Sie haben gewiss nicht die Belege für all Ihre Einkäufe im Basar aufbewahrt."

Fourier räumte die Schwierigkeit ein.

„Unsere Register … waren nicht immer streng, nein. Objekt für Objekt zu sortieren, würde Wochen dauern. Ich schlage einen Kompromiss vor. Eine Hälfte, von uns ausgewählt, behalten wir. Die andere geht an das British Museum."

Hamilton nahm an.

„Vernünftig. Und schneller. So werden wir verfahren."

Die französischen Gelehrten verbrachten die folgenden Tage damit, die Gegenstände auszuwählen, die sie behalten würden, und bevorzugten den dokumentarischen Wert und die historische Bedeutung gegenüber dem Glanz. Sie behielten insbesondere mehrere Papyri mit hieroglyphischen und demotischen Texten, vollständige Serien von Grabfigürchen aus ein und demselben Grab, Sammlungen von Skarabäen mit Kartuschen verschiedener Pharaonen.

Hamilton wählte seinerseits die optisch spektakulärsten Stücke aus, die das Publikum des British Museum beeindrucken würden. Bronzestatuen ägyptischer Gottheiten, Schmuck aus Gold und Silber, fein geschnitzte Amulette aus Lapislazuli und Karneol, bemalte Töpferwaren von hoher Qualität.

Diese Teilung, obwohl sie Frankreich um zahlreiche kostbare Stücke brachte, ermöglichte es dennoch, einen beträchtlichen Teil der kleinen Antiquitäten zu retten, die die künftigen Sammlungen des 1827 eingeweihten Ägyptischen Museums des Louvre bereichern sollten.

Ein besonderes Problem ergab sich bei den Mumien, welche die Gelehrten gesammelt hatten. Hamilton machte geltend, die Mumien seien offenkundig beschlagnahmbare ägyptische Antiquitäten. Die französischen Gelehrten erwiderten, die Mumien besässen vor allem einen wissenschaftlichen, anatomischen Wert und keinen ästhetischen Museumswert, und sie dienten der Wissenschaft besser, wenn sie bei den französischen Naturforschern blieben, die sie untersuchen könnten.

Hamilton willigte nach einigem Nachdenken in eine Regelung ein. Die französischen Gelehrten würden einige Tiermumien und eine menschliche Mumie von mässiger Qualität für ihre anatomischen Studien behalten, während die Briten die am besten erhaltenen königlichen oder adligen Mumien für die öffentliche Ausstellung nehmen würden.

„Das stellt mich zufrieden", sagte Hamilton. „Wir haben für jede Kategorie eine Lösung."

Fourier antwortete mit trockener Höflichkeit.

„Eine Lösung … Wir waren konstruktiv, Monsieur Hamilton, weil die Macht auf Ihrer Seite lag. Ich bitte Sie nur darum, für die Archive der Kommission festhalten zu lassen, dass wir diese Beschlagnahme für eine ungerechte Enteignung halten. Drei Jahre Arbeit. Und Leiden."

Hamilton erwiderte nichts. Er beanspruchte nicht, den Groll der Franzosen auszulöschen, sondern nur, seine Anweisungen ohne unnötigen Schaden auszuführen. Diesen Protest hatte er bereits gehört, und er wusste, dass er nach Paris weitergeleitet, in Denkschriften festgehalten, vielleicht eines Tages veröffentlicht werden würde.

Die folgenden Tage waren der praktischen Inventarisierung der kleinen Antiquitäten gewidmet. Jeder Gegenstand wurde auf zwei gleichzeitig geführten Listen verzeichnet, der einen von einem britischen Sekretär, der anderen von Marcel. Am Abend verglich man die beiden bei Lampenlicht Zeile für Zeile, um zu überprüfen, dass nichts ohne gegenseitiges Einverständnis ausgelassen oder verlegt worden war. Mühsam. Danach gab es keinerlei Anfechtung mehr.

Die Frage der Abklatsche hieroglyphischer Inschriften erwies sich als etwas streitiger. Hamilton machte geltend, diese Abklatsche seien Reproduktionen ägyptischer Inschriften und könnten daher als unter die Kategorie der „anderen Sammlungen" fallend betrachtet werden, die in Artikel sechzehn erwähnt waren.

Marcel, der seine Verteidigung vorbereitet hatte, bestritt diese weite Auslegung.

„Diese Abklatsche sind Papier und Tinte", sagte er. „Keine ausstellbaren Antiquitäten. Arbeitsdokumente für Philologen. Das British Museum weiss nichts damit anzufangen. Lassen Sie sie uns."

Hamilton dachte einen Moment nach, bevor er antwortete.

„Ihre Notizen sind Ihre Notizen. Das ist nicht das, was ich hier suche."

Er legte seine Feder mit einer knappen Geste hin.

„Behalten Sie sie. Wir haben das Original."

Die Abklatsche würden bei den Franzosen bleiben. Marcel hatte es vom ersten Tag an vorhergesehen.

Die Kommission hatte das Wesentliche gerettet, und das Wesentliche passte nicht in die grossen Kisten. Es passte in die Kupferrohre und die Ledermappen. Es würde in den Laderäumen des Schiffes wenig wiegen. Es würde in den kommenden Jahrzehnten umso schwerer wiegen.

Die Frage der Manuskripte und wissenschaftlichen Notizen wurde für die Franzosen noch günstiger geregelt. Hamilton erkannte ohne Schwierigkeit an, dass diese Dokumente persönliche geistige Arbeiten waren, völlig verschieden von den materiellen ägyptischen Antiquitäten und daher nicht als Kriegsbeute beschlagnahmbar.

Am 15. September verlangte Hamilton, alle Zeichnungen zu prüfen, die Jollois und seine künstlerischen Kollegen während der Expedition angefertigt hatten. Jollois legte seine Notizbücher vor.

„Monsieur Hamilton. Eine pharaonische Statue existierte ohne mich. Diese Zeichnungen nicht. Sie existierten nicht, bevor ich sie zeichnete. Ein persönliches Werk zu konfiszieren ist keine Requisition. Es ist Diebstahl."

Hamilton betrachtete die Zeichnungen lange.

„Ihre Zeichnungen sind Ihr Werk, keine Antiquitäten. Behalten Sie sie. Ich werde nur etwa fünfzig Kopien für das British Museum erbitten. Die Originale bleiben bei Ihnen."

Jollois wählte die abzugebenden Kopien selbst aus. Dann verharrte er einen Augenblick, die Hand auf seinen Notizbüchern.

Die Frage der antiken Münzen hätte beinahe einen Konflikt wieder aufgerissen, den man für beigelegt gehalten hatte. Die Gelehrten der Kommission besassen gemeinsam mehrere hundert griechische, ptolemäische und römische Münzen, die an Stätten des Nildeltas und des Niltals gesammelt worden waren. Hamilton beanspruchte sie als beschlagnahmbare Antiquitäten. Die Gelehrten entgegneten, es handle sich um persönliche Erwerbungen für ihre eigenen numismatischen Sammlungen.

„Jede Münze wurde von einem Gelehrten gekauft", sagte Marcel und legte ein Notizbuch vor, in dem er mit einer Voraussicht, um die ihn niemand gebeten hatte, jeden Kauf mit Preis, Datum

und Namen des Verkäufers verzeichnet hatte. „Hier sind die Register."

Hamilton prüfte das Notizbuch aufmerksam. Die Führung dieses Registers lag offenkundig vor den Verhandlungen. Es konnte sich nicht um ein eigens für den Fall angefertigtes Dokument handeln. Er liess das Argument gelten und überliess die Münzen den Gelehrten, mit Ausnahme von etwa fünfzehn bemerkenswerten Stücken, die Marcel ihm im Austausch gegen zusätzliche Transporterleichterungen für die sperrigsten Kisten abzutreten bereit war.

Hamilton ging so vor, fest in den grossen Linien seiner Anweisungen, nachgiebig in den Einzelheiten.

Jollois, als er davon erfuhr, war ihm dankbar, ohne es zu zeigen. Zu Beginn der Verhandlungen hatte er einen Konfiszierer gefürchtet.

„Ich riskiere lieber, einige Gegenstände durchgehen zu lassen, als einen Präzedenzfall der Willkür zu schaffen", erklärte Hamilton. „Wenn die Franzosen uns verdächtigen, Güter ausserhalb jeder Regel zu konfiszieren, verlieren wir ihre Zusammenarbeit für alles Weitere."

III – Die Ethik der Enteignungen

Am Morgen des 17. September ging Jollois allein durch Alexandria. Er hatte nichts Bestimmtes zu zeichnen. Er wollte gehen. Die Verhandlungen hatten vierzehn Tage gedauert. Das Protokoll würde in wenigen Tagen unterzeichnet werden. Danach gäbe es nichts mehr zu verteidigen.

Er durchquerte das Händlerviertel, ohne stehen zu bleiben. Die Stadt ging weiter. Das war es, was ihn am meisten traf. Dass die Stadt weiterging, als wäre nichts geschehen. Die Frauen an den Brunnen. Die Maultiere in den engen Gassen. Der Geruch von warmem Brot und Jasmin.

Er blieb vor der Werkstatt eines Buchbinders stehen. Der Mann arbeitete auf der Schwelle seiner Tür und nähte Lagen mit der langsamen Sorgfalt eines Menschen, dessen Hand den Griff seit der Kindheit kennt. Er hob den Blick zu Jollois, senkte ihn dann ohne besondere Neugier wieder auf seine Arbeit. Ein weiterer Franzose. Er hatte in drei Jahren welche vorbeiziehen sehen. Er würde andere sehen. Osmanen, Engländer, Mamelucken. Die Nadel fuhr wieder in die Lage.

Jollois sah ihm bei der Arbeit zu. Das abgenutzte Werkzeug, die selbstverständlichen Handgriffe, die von jahrelanger Reibung polierte Werkbank. Der Geruch des im Topf erhitzten Leims hing in der Gasse. Süsslich, leicht beissend.

Jollois sprach ihn nicht an. Ohne Dolmetscher sah er ihm noch eine Weile bei der Arbeit zu und ging dann weiter zum Hafen. Die britischen Schiffe lagen dort auf der Reede und warteten. Kisten türmten sich an den Kais. Die grossen Antiquitäten würden in einigen Tagen abreisen. Er selbst würde kurz danach auf einem dieser Schiffe fahren. In seinen Taschen seine Notizbücher. In den Kisten der Engländer der Stein von Rosette und der Sarkophag Nektanebos' II.

Er dachte an den Buchbinder. Der Buchbinder machte Notizbücher. Er füllte sie. Die Notizbücher würden nach Paris gehen, die Kisten nach London. In hundert Jahren, in zweihundert Jahren, würde jemand diese Notizbücher aufschlagen und Ägypten so sehen, wie es 1801 gewesen war. Tempelsäulen und königliche Hypogäen, aber nicht den Buchbinder und nicht die Gasse. Das hatte Jollois zu zeichnen gewählt. Was er beiseitegelassen hatte, das alltägliche Stadtleben, die einfachen Leute, die Arbeit der Hände, würde nirgends sein.

Er zeichnete den Hafen, die Kais, die Schiffe auf der Reede. Dann, in der Ecke des Blattes, aus dem Gedächtnis, die Hände des Buchbinders auf seinem Heft. Er wusste nicht, warum. Diese Hände würden nirgendwohin gehen. Sie würden hier bleiben, in dieser Gasse, und Notizbücher machen.

Er betrachtete die Zeichnung. Die Hände, flink, sicher, mit den Schwielen an den richtigen Stellen. Hände, die diese Gasse nie verlassen hatten. Die sie nicht verlassen mussten. Der Handgriff, so früh gelernt, dass er der Körper selbst geworden war. Er dachte an seine eigenen tintenbefleckten Hände. An Abdallah ibn Youssef, der den Kanal anders kannte als durch Messungen. An den koptischen Handwerker, dessen Hände das Papier kannten.

An jenem Abend liess Hamilton ihnen ein Billett zukommen. Er bat darum, am folgenden Tag ohne Sekretär mit ihnen zu Abend essen zu dürfen. Jollois zeigte das Billett Fourier.

„Er kommt allein", sagte Fourier, ohne den Blick vom Billett zu heben. „Ohne Sekretär."

„Als Mensch also", sagte Jollois. „Nicht als Kommissar."

Fourier legte das Billett hin, drehte es um und suchte darauf ein Datum, das nicht darauf stand. Zum Gegner zu kommen, ohne Sekretär und ohne Protokoll, hiess, etwas sagen zu wollen, was kein Bericht enthalten würde. Er würde im Namen aller zusagen.

Am Abend des 18. September fand sich Hamilton wie vereinbart bei den Franzosen ein. Er war allein.

Der Tisch war eine Tür auf Böcken. Brot, Ziegenkäse, eine Flasche einheimischer Wein, den niemand beurteilte. Fourier war da, Geoffroy, Marcel. Draussen luden die Soldaten Kisten auf Karren. Man hörte Holz an Holz reiben.

Sie assen eine Weile, ohne zu sprechen. Hamilton war es, der darum gebeten hatte zu kommen. Sie warteten darauf zu erfahren, warum.

„Der Sarkophag Nektanebos' II.", sagte er schliesslich. „Der, den Sie hier in Alexandria studiert hatten. Er geht morgen zum Hafen. Ich wollte es Ihnen ins Gesicht sagen."

Jollois stellte sein Glas langsam ab. Der Sarkophag Nektanebos' war aus grüner Brekzie, über drei Meter lang, bedeckt mit Inschriften aus dem Amduat. Er hatte einen ganzen Tag damit verbracht, ihn zu zeichnen. Er erinnerte sich an das Licht auf der Brekzie. Keine Spiegelung, eine Absorption, als behielte der Stein das Licht für sich. Die Hieroglyphen waren mit einer Präzision gemeisselt worden, die nach zwanzig Jahrhunderten noch erlaubte, die Federn der Vögel und die Gelenke der Schlangen zu unterscheiden.

„Dieser Sarkophag", sagte Fourier, „war vor uns in Alexandria. Die Araber hatten ihn als Becken für die Waschungen wiederverwendet. Wir haben ihn dort herausgeholt. Wir haben ihn studiert."

„Ich weiss. Wir hatten ihn auch erwähnt gefunden, im Bericht über die Reise Pocockes. Das ist einer der Gründe, weshalb ich es Ihnen sagen wollte. Sie sind nicht die Ersten, die ihn versetzt haben."

Draussen stiess eine Kiste gegen eine andere. Jemand fluchte auf Englisch.

„Was mich stört …", sagte Jollois. „Nicht, dass Sie ihn nehmen. In hundert Jahren wird ein Ägypter nach London kommen müssen, um den Sarkophag eines seiner Pharaonen zu sehen."

Hamilton blickte in sein Glas. Fourier beobachtete Hamilton, der in sein Glas blickte.

„Wenn es in hundert Jahren einen Ägypter gibt, der diesen Sarkophag sehen will", sagte Hamilton, „dann hat ihm jemand beigebracht, was er ist. Und diese Person wird wahrscheinlich nach Ihren Zeichnungen und Aufnahmen gearbeitet haben. Nicht nach dem Stein."

„Das ist eine Rechtfertigung."

„Ja. Wie alle, die wir uns hier geben."

Eine Weile ass niemand. Marcel füllte sein Glas mit der Genauigkeit, die er in alles legte, was er tat.

„Dieser Sarkophag", sagte Marcel, ohne den Kopf zu heben, „hatte schon vor den Arabern den Besitzer gewechselt. Er hatte den Leichnam Nektanebos' nie aufgenommen und war in Alexandria gelandet. Man hatte ein Becken daraus gemacht. Die Araber hatten ihn später für die Waschungen im Hof der Attarine-Moschee aufgestellt. Wir haben ihn vermessen und gezeichnet. Sie werden ihn ausstellen. Jede Epoche hat ihre Art, sich Ägypten anzueignen."

„Und Ägypten hat dabei nichts zu sagen."

Geoffroy sah zur Decke.

„Es ist nicht Ägypten, das uns eingeladen hat."

Das Gespräch hatte etwas berührt, was Hamilton nicht vorhergesehen hatte. Er dachte an seine Anweisungen. Die Antiquitäten beschlagnahmen, die Billigkeit wahren. Seine Anweisungen sprachen nicht von den Ägyptern. Niemand hatte daran gedacht, sie aufzunehmen. Er antwortete Geoffroy nicht.

„Wenn Ägypten sich eines Tages als Nation konstituierte", hob Fourier wieder an, „und seine Güter zurückforderte, was würde das British Museum antworten?"

„Ich werde nicht derjenige sein, der antwortet. Es wird jemand anderes sein, unter anderen Umständen. Ich kann das kommende Jahrhundert nicht binden."

Fourier vermerkte diese Antwort. Sie war ehrlich. Sie war auch unzureichend. Doch es war alles, was ein Mann in Hamiltons Stellung an diesem Abend sagen konnte.

In einigen Jahren, in seinen Notizen für das Vorwort zur *Beschreibung*, würde er auf diesen Satz zurückkommen. Er würde ihn dort nicht aufnehmen. Er war zu persönlich, zu sehr an einen Abend gebunden, der keinen offiziellen Zeugen hatte. Aber er würde an Hamilton denken, während er es schrieb.

Hamilton erhob sich als Erster. Er bedankte sich für das Essen. An der Tür blieb er stehen.

„Wenn ein französischer Gelehrter den Sarkophag in London untersuchen möchte, werde ich den Zugang erleichtern."

Jollois sah ihm nach. Draussen luden die Soldaten weiter. Die alexandrinische Nacht drang durch das Fenster herein. Stimmen auf Arabisch, ein Hund, der Geruch des Hafens.

„Er hat uns in allem recht gegeben, was man ihm gesagt hat", sagte Marcel. „Und den Sarkophag hat er trotzdem genommen."

Als Jollois am nächsten Morgen den Hof durchquerte, war der Sarkophag des Nektanebos nicht mehr da. An seiner Stelle eine rechteckige Spur im Sand.

Am 22. September, früh am Morgen, meldete sich ein ägyptischer Händler an den Toren des Lagerhauses und bat darum, Hamilton zu sprechen.

Er hiess Mahmoud al-Tawil. Er führte ein Antiquitätengeschäft im koptischen Viertel von Alexandria, zwei Strassen vom Hafen entfernt. Sein fünfzehnjähriger Sohn begleitete ihn und würde als Dolmetscher dienen. Jollois, der im Hof vorüberging, als sie ankamen, blieb stehen.

Hamilton empfing sie in dem Raum, der ihm als Büro diente. Ein Tisch, vier Stühle, die Stapel von Protokollen, die der Sekretär seit zwei Wochen ordnete. Mahmoud al-Tawil legte ein zusammengefaltetes Stück Papier auf den Tisch und wartete, bis der Sohn übersetzt hatte.

Er behauptete, mehrere Statuetten aus dem Los der kleinen britischen Antiquitäten seien ihm 1798 von französischen Soldaten gestohlen worden. Er forderte ihre Rückgabe.

„Er sagt, sein Vater habe diese Stücke von seinem eigenen Vater erworben", übersetzte der Sohn. „Sie waren seit drei Generationen in der Familie. Soldaten haben sie in der ersten Woche der Besatzung aus dem Laden genommen. Er hat Zeugen."

Hamilton hörte zu. Er betrachtete das gefaltete Papier. Eine Liste von acht Gegenständen, auf Arabisch beschrieben, mit Anmerkungen in Piastern, den Preisen, die der Vater beim Erwerb gezahlt hatte. Er verlangte die Zeugen zu sehen. Der Sohn ging hinaus und kam mit zwei Männern aus demselben Viertel zurück, die bestätigten, dass Mahmoud al-Tawil diese Gegenstände tatsächlich vor der Ankunft der Franzosen besessen hatte.

Jollois war an die Tür getreten. Er erkannte die Beschreibung einer der Statuetten, eine Bronzefigur, die den stehenden Osiris mit gekreuzten Armen darstellte, etwa zwanzig Zentimeter hoch. Er hatte sie gezeichnet. Nicht bei diesem Mann, sondern in einer offenen Kiste im Biwak, 1798, in den ersten Tagen. Er hatte nicht gefragt, woher sie stammte.

„Ich kann Ihnen diese Gegenstände nicht zurückgeben", sagte Hamilton. „Sie sind Teil einer offiziellen Beschlagnahme, die durch die Kapitulation bestätigt wurde. Das Verfahren einer individuellen Rückgabe ist in diesem Zusammenhang rechtlich unentwirrbar."

Der Sohn übersetzte. Mahmoud al-Tawil hörte zu, ohne seine Miene zu verändern. Er stellte eine kurze Frage.

„Er fragt, wem diese Gegenstände jetzt gehören. Den Engländern oder den Franzosen?"

„Den Engländern. Sie liegen in den Kisten der britischen Beschlagnahme."

Wieder eine kurze Frage.

„Er fragt dann, warum die Engländer sie nicht zurückgeben können, wenn sie sie haben."

Hamilton nahm sich Zeit, seine Antwort zu formulieren. Er legte keine Böswilligkeit hinein. Das System war nicht für solche Fragen geschaffen worden.

„Weil diese Gegenstände nunmehr Teil einer staatlichen Beschlagnahme sind, die durch einen internationalen Vertrag geregelt ist. Individuelle Rechte, selbst berechtigte, können in diesem

Rahmen nicht behandelt werden. Es hiesse, ein Verfahren zu eröffnen, das nie endet."

Der Sohn übersetzte. Mahmoud al-Tawil hörte zu, nickte einmal und sagte etwas.

„Er sagt, er verstehe. Und er sagt, notieren Sie trotzdem meinen Namen."

Hamilton notierte. Er schrieb den Namen auf, die Adresse, die Beschreibung der acht Gegenstände, die Namen der beiden Zeugen. Er unterzeichnete die Seite und händigte Mahmoud al-Tawil eine Kopie aus.

Der Händler nahm das Papier, faltete es sorgfältig zusammen und liess es in seinem Gewand verschwinden. Er bedankte sich ohne Wärme und ging mit seinem Sohn hinaus. Im Hof blieb er einen Augenblick stehen und betrachtete die an der Mauer gestapelten Kisten. Dann ging er in die Stadt zurück, seinen Sohn einen Schritt hinter sich.

Jollois blieb im Türrahmen stehen. Er dachte an die Bronzefigur des Osiris. An die Seite seines Notizbuchs, auf der er sie gezeichnet hatte. Die Figur würde nach London gehen. Die Zeichnung würde nach Paris gehen. Der Name Mahmoud al-Tawils würde in einem britischen Register bleiben, das wahrscheinlich niemals jemand wiederfinden würde. All das war aktenkundig. Nichts davon würde zurückgegeben werden.

Enteignete Eigentümer, berechtigte Ansprüche, und weder Frankreich noch England war in der Lage, ihnen gerecht zu werden.

Am Abend des 22. September wurde im Hof des Lagerhauses das Schlussprotokoll unterzeichnet.

Man hatte im Hof einen Tisch aufgestellt, am selben Platz wie in den Wochen zuvor, unter demselben Sonnendach aus Leinwand, das die Septembersonne von unten her ausbleichte. Hamiltons Sekretär hatte die beiden Ausfertigungen des Dokuments nebeneinandergelegt, die eine auf Französisch, die andere auf Englisch

abgefasst, jede mit ihren nummerierten Anlagen. Zweiundzwanzig Seiten je Exemplar. Der Sekretär hatte die Federn, die Tintenfässer, das Wachssiegel ausgerichtet. Er tat dies mit der peniblen Sorgfalt von Leuten, die wissen, dass ihre Arbeit archiviert werden wird.

Hamilton kam als Erster, mit zwei Offizieren als Zeugen. Fourier vertrat die Franzosen zusammen mit Jollois. Auch Jomard war da, im Hintergrund, ohne offizielle Rolle, aber er hatte es sehen wollen.

Hamilton unterzeichnete als Erster. Das Protokoll verlangte es. Die Partei, die ihre Bedingungen durchgesetzt hatte, unterzeichnete zuerst. Er tat es ohne Zögern, mit der Geste eines Mannes, der schon vieles in vielen Ländern unterzeichnet hat.

Fourier nahm die Feder. Er hielt sie einen Augenblick, ohne zu schreiben. Die Entscheidung war längst gefallen, es gab keine Alternative. Es blieb nur die Zeit, die die Hand braucht, um anzunehmen, was der Geist schon angenommen hat. Er unterschrieb. Die Tinte trocknete rasch in der Abendhitze.

Jollois unterschrieb danach. Der Sekretär siegelte beide Ausfertigungen mit dem Wachs der beiden Parteien, rot für die Briten, blau für die Franzosen. Jedes Siegel hinterliess einen klaren Abdruck im weichen Wachs, mit einem dumpfen Geräusch.

Jomard zählte mechanisch die Anlagen, vierundvierzig Seiten insgesamt. Auf diesen Blättern die Liste der von den Briten beschlagnahmten grossen Antiquitäten, die Liste der den Franzosen zuerkannten wissenschaftlichen Sammlungen, die Klauseln über den gegenseitigen Zugang, die Transportgarantien. Nichts auf diesen Seiten sagte, was der Sarkophag des Nektanebos wog, noch wie lange der Tag gedauert hatte, an dem Jollois ihn gezeichnet hatte.

Die beiden Ausfertigungen wurden den Parteien übergeben. Hamilton liess die seine in seine Tasche gleiten, ohne sie weiter anzusehen. Fourier hielt die seine einen Moment in den Händen,

als schätzte er ihr Gewicht. London auf der einen Seite, Paris auf der anderen. Was noch immer dort war, in diesen Gassen und auf diesen Märkten und diesen Grabungsstätten, gehörte auf dieser Seite des Tisches niemandem.

Einige Sekunden lang sagte niemand etwas. Dann räusperte sich einer der britischen Offiziere, und alle bewegten sich gleichzeitig.

Hamilton machte eine letzte Bemerkung, die Jollois in ihrer Formulierung treffend fand.

„Was wir hier getan haben, werden die künftigen Generationen beurteilen. Nicht unbedingt zu unseren Gunsten. Wir werden wenigstens versucht haben… eine gewisse Billigkeit."

Jollois antwortete nicht. Er war zu müde für Philosophie. Aber er notierte den Satz noch am selben Abend in seinem Notizbuch, mit Datum und Zusammenhang. In keinem veröffentlichten Werk würde er auftauchen.

IV – Der Abschied

Nachdem alle Verhandlungen über die Teilung der Sammlungen abgeschlossen waren, verbrachten die französischen Gelehrten und die britischen Kommissare die letzten Septembertage damit, die Gegenstände zu verpacken, die an ihre jeweiligen Bestimmungsorte gebracht werden sollten.

Auf britischer Seite waren die grossen Antiquitäten seit dem 4. September im Register verzeichnet. Clarkes Männer mussten sie nur noch einkisten und die Gurte und Versiegelungen prüfen. Im Hof des Lagerhauses warteten die Kisten, die übrigen Sarkophage, die Statuen auf ihren Karren auf die Verladung, ohne dass jemand sie noch einmal geöffnet hätte.

Jollois beobachtete diese Vorbereitungen schweigend, mit gemischten Gefühlen aus Bitterkeit und Resignation. Er wusste, dass diese Gegenstände endgültig nach London gehen würden und dass er sie nie wiedersehen würde. Aber wenigstens hatte er seine Zeichnungen gerettet, die es ermöglichen würden, das

Andenken an diese Monumente bildlich zu bewahren, auch wenn die materiellen Gegenstände für Frankreich verloren waren.

Am 24. September kam Hamilton, um Jollois und Fourier für ihre begrenzte Zusammenarbeit während der Verhandlungen zu danken.

Die französischen Gelehrten ihrerseits verpackten die Sammlungen, die sie hatten retten können.

Jeder Gelehrte stellte ein detailliertes Inventar von allem auf, was er mitnahm, und führte jeden Gegenstand, jedes Manuskript, jede Zeichnung penibel auf.

Am 25. September fand unter der gemeinsamen Aufsicht eines britischen Offiziers und Fouriers eine vorläufige Inspektion statt. Jede Kiste wurde geöffnet, ihr Inhalt gegen das Inventar geprüft, dann wieder verschlossen.

Am Abend des 26. September waren alle Verpackungsarbeiten beendet. Die französischen Gelehrten waren bereit, sich zur Rückkehr nach Frankreich einzuschiffen, sobald die britischen Schiffe verfügbar wären.

In den letzten Stunden dieses Tages versammelte Jollois seine Assistenten zu einer Schlusskontrolle. Er liess jedes Metallrohr, das Zeichnungen enthielt, auspacken und erneut untersuchen, prüfte, ob die Stöpsel dicht waren und die Rohre keinen Riss aufwiesen. Ebenso verfuhr er mit den Papierbündeln, den Notizkartons, den Mappen mit den Abklatschen. Alles, was die Kommission nach Frankreich bringen würde, passte in einige Kisten und einige Kupferrollen.

„Haben wir nichts vergessen?“

„Nichts Wesentliches. Die Messinstrumente sind in Kiste Nummer drei. Die Notizbücher mit den architektonischen Aufmassen in Kiste vier. Ihre Zeichnungen in den Rohren eins bis dreiundzwanzig. Marcels Abklatsche in den Mappen. Die Journale des Instituts in Kiste fünf.“

Jollois betrachtete die Metallrohre. In ihnen, aufgerollt und in Baumwollpapier gebettet, lagen die Tafeln, die das ganze alte Ägypten darstellten, das die Armee durchquert hatte, reduziert auf Linien und Schraffuren auf dickem Papier. Dieses Papier war nunmehr kostbarer als die Monumente selbst, denn der Stich konnte es so oft vervielfältigen, wie man wollte, und es würde Zeit und Entfernungen besser überdauern als jeder Stein. Das Kupfer war kalt unter seiner Handfläche.

In der Nacht vom 26. auf den 27. September blieb Jollois in seinem Zimmer sitzen, die Metallrohre zu seiner Linken an der Wand aufgereiht, und arbeitete an der Fertigstellung des Index seiner Zeichnungen, einer alphabetischen und thematischen Liste aller dokumentierten Monumente, geordnet nach Fundort, Epoche und Bauart.

Dieser Index, den er gegen vier Uhr morgens abschloss, würde das erste Inhaltsverzeichnis dessen sein, was zur *Beschreibung Ägyptens* werden sollte. Er verzeichnete zweitausendsiebenundachtzig Zeichnungen, die einhundertsechsundachtzig verschiedene Stätten abdeckten, von der Insel Philae im Süden bis Alexandria im Norden. Zu jeder Zeichnung vermerkte er, ob es sich um eine Gesamtansicht, ein architektonisches Detail, eine Inschrift oder eine figürliche Darstellung handelte.

Im Morgengrauen rollte er den Index zusammen, schob ihn in das Rohr Nummer eins, zu seinen kostbarsten Notizbüchern, und drückte den Stöpsel mit der flachen Hand fest.

Die endgültige Versiegelung der Kisten erfolgte am 27. September um zehn Uhr morgens, im Beisein eines britischen Offiziers, zweier französischer Zeugen und eines für diesen Anlass improvisierten Militärnotars. Diese Kisten würden das Mittelmeer überqueren und zu den französischen Nationalsammlungen stossen. Ein teilweiser Sieg, nach allem, was geschehen war. Der Notar blies auf das Wachs.

Jomard nahm sich vor, die Szene in seinen Memoiren zu beschreiben, wegen dessen, was sie abschloss. Mit dreiundzwanzig

Jahren liess er einen Lebensabschnitt hinter sich, der keinem anderen gleichen würde.

Jollois hingegen dachte nicht an die Zukunft. Er dachte an die Stätten des Südens, die er nur flüchtig gesehen hatte. An alles, wofür ihm die Zeit zum Zeichnen gefehlt hatte.

Am 29. September erfuhren die französischen Gelehrten, dass die britischen Schiffe, die sie nach Frankreich bringen sollten, erst in mehr als einem Monat bereit sein würden, die Passagiere aufzunehmen. Man musste warten.

Am Morgen des 31. Oktober erhielten die französischen Gelehrten den offiziellen Befehl, sich bereitzuhalten, am folgenden Tag an Bord der britischen Transportschiffe zu gehen, die sie über Malta nach Frankreich zurückbringen würden.

Vor der Einschiffung stattete Hamilton den französischen Gelehrten einen letzten Besuch ab. Er brachte die offiziellen Passierscheine mit, die den Transport ihrer Kisten durch die britischen Hafenkontrollen gestatten würden. Diese unterzeichneten und gestempelten Dokumente waren die förmliche Garantie, dass niemand im letzten Augenblick versuchen würde, ihre Habe zu beschlagnahmen.

„Hier sind Ihre Geleitbriefe. Ich wünsche Ihnen eine gute Heimreise."

Er reichte Jollois das Bündel, der es nahm.

„Und ich wünsche Ihnen, dass Sie von dem, was Sie mitnehmen, guten Gebrauch machen."

Hamilton lächelte kurz. Er hatte verstanden. Von dem, was sie mitnahmen, guten Gebrauch zu machen, bedeutete, die Tafeln zu veröffentlichen, sie den Gelehrten aller Länder zu öffnen, daraus ein Wissen zu gewinnen, das nicht in Paris verschlossen bliebe. Das würde die einzige Rechtfertigung sein, die er je für das geben könnte, was er hier getan hatte.

„Wir werden unser Bestes tun."

Das war alles. Sie sahen sich nie wieder.

Am letzten Abend fanden sich die Gelehrten ohne Hamilton und die britischen Offiziere zusammen. Sie assen wenig und sprachen lange. Jeder hatte etwas zu bedauern, eine nicht besuchte Stätte, eine nicht abgeschriebene Inschrift, einen Tempel, den aufzunehmen ein weiteres Jahr erlaubt hätte. Niemand sagte laut, dass sich das nicht wiederholen würde, aber alle dachten es.

In der Nacht vom einunddreissigsten Oktober auf den ersten November lag Jollois auf seinem Strohsack im Lagerhaus und lauschte dem Geräusch des Meeres und den Schreien der Möwen. Die drei Jahre kehrten ungeordnet zu ihm zurück, schon fern, wie von einem jüngeren Mann gelebt. Die Landung in Alexandria, der Marsch durch die Wüste, der erste Anblick der Pyramiden, der Aufstand von Kairo, die Tempel Oberägyptens, der Stein von Rosette, der Tod Klébers, die Verhandlungen mit Hamilton.

Er stand im Morgengrauen auf, überprüfte ein letztes Mal, ob die Röhren gut verstaut waren, und trat hinaus auf den Kai. Das Meer lag ruhig unter einem noch dunklen Himmel. Im Westen standen noch einige Sterne. Auf den Schiffen auf der Reede brannten Laternen. In wenigen Stunden würde er an Bord sein. In wenigen Wochen in Paris.

Am Morgen des 1. November nahm jeder auf seine Weise Abschied. Jollois stattete einem Scheich in Alexandria, der an al-Azhar ausgebildet worden war und mit dem er mehrmals über die pharaonischen Monumente gesprochen hatte, einen letzten Besuch ab. Der alte Gelehrte, der Arabisch, Persisch und Türkisch las, aber kein Französisch, hatte die Zeichnungen, die Jollois ihm gezeigt hatte, lange geprüft.

„Er sagt, die Pharaonen seien Riesen gewesen“, übersetzte der Dolmetscher. „Riesen, die für die Ewigkeit bauten, weil sie glaubten, in ihr zu leben.“

„Vielleicht hat er nicht unrecht. Diese Monumente haben alle Reiche überdauert, die dieses Land besetzt hielten. Die unseren auch, zweifellos."

Der Scheich sagte noch etwas anderes. Der Dolmetscher zögerte, bevor er übersetzte.

„Er sagt, Ihr habt diese Steine betrachtet, als hätten sie eine Seele. Das ist gut. Der Unterschied zählt, auch wenn Ihr geht."

Jollois schrieb den Satz in sein Notizbuch, im Anschluss an den des *Wakil*s Abdallah. Zwei Männer, die einander nicht kannten, im Abstand von einem Jahr, und keiner hatte diesen auf ihr Land gerichteten Blick für nichts gehalten.

Die Einschiffung erfolgte am späten Vormittag. Die britischen Schiffe hatten einige hundert Meter vom Kai entfernt geankert. Boote sorgten für den Pendelverkehr zwischen dem Kai und den Schiffen. Die Kisten der Franzosen wurden zuerst verladen, Hamilton hatte es gewährt, da er die Sorge der Gelehrten kannte.

Es waren britische Transport- und Kriegsschiffe. Auf Reede lag auch die *Égyptienne*, eine ehemalige französische Fregatte, die im Hafen von Alexandria genommen worden und unter britische Flagge übergegangen war und deren Namen die Engländer beibehalten hatten ; ihr war der Stein von Rosette zugedacht.

„Vorsicht", sagte Geoffroy zu einem Matrosen, der eine seiner Kisten mit Gläsern an nur einer Seite anhob. „Gläser. Zerbrechlich."

Der Matrose fasste sie wieder mit beiden Händen, um ihr Gleichgewicht zu prüfen, und setzte sie dann mit den anderen ins Boot. Geoffroy sagte nichts weiter.

Was ihn beunruhigte, war der Laderaum. Dunkel, feucht, schlecht belüftet, den Stössen des Stampfens ausgeliefert. Die Alkoholgläser stellten das ernsteste Problem dar. Eine bei schwerem Wetter umgestürzte Kiste, ein nachgebendes Brett, und der Alkohol lief aus. Eine zu nahe Laterne, und es gab Brand. Er hatte es dem britischen Kapitän gesagt, der erlaubt hatte, die

zerbrechlichsten Kisten an einem zugänglichen Ort auf dem Unterdeck zu verstauen.

Jollois stieg als Letzter ins Boot. Er sah Alexandria ein letztes Mal an, von der Wasserlinie aus. Die weissen Häuser mit ihren flachen Terrassen, die Minarette, die Zitadelle, errichtet auf den Ruinen des antiken Leuchtturms, und hinter alledem die Wüste, das Niltal, das nach Süden hin verschwand, all diese Monumente, die die Armee nur durchquert hatte.

„Es gibt noch so viel zu sehen", murmelte er.

„Das wird es immer geben", sagte Jomard, der in dasselbe Boot gestiegen war.

Das Boot entfernte sich vom Kai. Jollois drehte sich nicht um. Er behielt das Bild Alexandrias vor Augen, wie es an diesem Morgen war, klar und leuchtend in der trockenen Novemberluft.

An Bord angekommen, weigerte er sich, seine Kupferröhren im Laderaum zu lassen. Er trug sie in seine Kabine, den Raum, der ihm in den Quartieren der Subalternoffiziere zugewiesen worden war, ein Verschlag von zwei Metern auf einen Meter fünfzig mit einer Leinwandkoje und einem Haken an der Decke. Dreiundzwanzig Röhren, an die fünfzig Kilo. Er verkeilte sie auf dem Regalbrett über der Koje und band sie mit einem Seil an den Haken.

Er schlief in der ersten Nacht fast nicht. Bei jeder Bewegung des Schiffes spannte sich das Seil, und die Röhren stiessen leise gegen die Schotte. Er lauschte ihnen in der Dunkelheit.

Jomard brachte seine Kisten mit den kartographischen Aufnahmen in Absprache mit dem Ersten Leutnant unter, mit Tauen an den Schotten befestigt wie Artilleriematerial. Eine militärische Methode, um sie vor dem Stampfen zu schützen.

„Haben Sie schon einmal kostbare Karten transportiert?", fragte ihn der Leutnant.

„Nein. Aber ich habe gesehen, wie Sie die Kanonen festzurren."

Der Leutnant nickte. Das war logisch.

An Bord fanden sich die französischen Passagiere, Gelehrte und Soldaten, vermischt mit den britischen Besatzungen in einem Raum, der für zwei Drittel dieser Zahl vorgesehen war. Die Lager blieben getrennt, die Franzosen vorn und backbord, die Briten mittschiffs und steuerbord. Aber in den Gängen und auf den Leitern begegneten sie einander zwanzigmal am Tag, ohne ein Wort zu wechseln.

Die Gelehrten fanden darin vor allem Absurdität. Sie fuhren nach Frankreich zurück auf den Schiffen derer, die ihnen soeben den Stein von Rosette und den Sarkophag Nektanebos' II. genommen hatten. Dieselbe Flotte, die die ihre bei Abukir versenkt hatte.

So schrieb Jollois es abends in einem Brief, den er nicht beendete.

„Wir kehren nach Frankreich zurück auf den Schiffen unserer Besieger, ihre Passierscheine in unseren Taschen und der Stein von Rosette wartet auf den Laderaum der *Égyptienne*. Wir haben Ägypten den Ägyptern genommen, sie haben es uns wieder abgenommen. Die Steine werden nach London gehen. Unsere Zeichnungen reisen nach Paris, in Kupferröhren, die ich über meiner Koje bewahre. Ich glaube, dass dies ein Unterschied ist, der auf lange Sicht zählen wird."

Er las ihn noch einmal, zerknüllte das Blatt und warf es weg. Die Worte waren nicht darin. Er würde versuchen, sie in der *Beschreibung* zu finden.

V – Die Überfahrt

Das Mittelmeer im November hatte seine Launen. Schon am zweiten Tag erhob sich ein Nordostwind, und die See ging hoch. Das Schiff begann heftig zu rollen. Mehrere Gelehrte, die das Segeln nicht gewohnt waren, verbrachten die ersten Tage in ihren Kabinen liegend – ausser Jomard, der in den Laderaum

hinabstieg, um seine Kisten zu prüfen, und Geoffroy Saint-Hilaire, der alle zwei Stunden seine Gläser kontrollieren ging.

Jollois blieb an Deck. Er hatte die Hinreise ohne Schwierigkeiten überstanden und im Lauf der ägyptischen Monate ein gelassenes Verhältnis zum Meer entwickelt. Er beobachtete die Wellen, die Wolken, das wechselnde Licht mit demselben Blick, aufmerksam und ohne Urteil, den er auf die Monumente richtete. Einer der jungen britischen Offiziere kam, um mit ihm zu sprechen.

„Was nehmen Sie genau in diesen Röhren mit?"

„Das alte Ägypten."

Der Offizier sah ihn verständnislos an.

„Zeichnungen", präzisierte Jollois. „Aufnahmen von Monumenten. Abschriften von Inschriften. Alles, was ich in mehr als drei Jahren dokumentieren konnte. Es wird genügen, um ganze Bände zu füllen."

„Wie eine Enzyklopädie?"

„Mit Bildern", sagte Jollois.

Der Offizier schien zufrieden und ging. Jollois blieb noch eine Stunde an Deck, die Hand auf der von Gischt nassen Reling. Irgendwo hinter dem Horizont standen die Pyramiden noch immer.

Am fünften Tag flaute der Wind ab. Das Meer fand seine gleichmässige Bewegung wieder. Die Gelehrten erschienen wieder an Deck, noch blass, aber auf den Beinen. Noch ehe Malta in Sicht kam, hatte jeder wieder seinen Platz eingenommen und seine Notizbücher gegen das Rollen unter einem Ellbogen oder einer Tasse eingeklemmt.

Jomard arbeitete an seinen Messnotizen und spürte Unstimmigkeiten auf. Mehrere liessen sich auflösen. Zwei widerstanden.

„Sehen Sie sich diese Masse an", sagte er und legte seine Notizbücher auf die Reling, einen Daumen gegen den Wind auf die Seite gedrückt. „Die Basis der Chephren-Pyramide ist auf der

Ost-West-Achse etwas länger als auf der Nord-Süd-Achse. Nicht viel. Zwanzig Zentimeter auf zweihundertfünfzehn Meter. Aber es wiederholt sich bei den drei grossen Pyramiden von Gizeh."

„Ein Fehler Ihrer Messungen?"

„Möglich. Daran habe ich gedacht. Aber ich habe jede Seite dreimal mit der Kette gemessen, und alle drei Male …"

„Also?"

„Also ist die Abweichung gewollt. Die Erbauer hätten das Mass der Erde berücksichtigt. Jahrhunderte, bevor man sie … vor der Theorie, kurz gesagt."

Jollois sah ihn lange an.

„Veröffentlichen Sie das."

„Nicht jetzt. Es ist eine Hypothese, nichts weiter. Monge muss die Berechnungen wiederholen. In Paris."

Monge war schon im August 1799 mit Bonaparte nach Frankreich zurückgekehrt. Aber die Messungen reisten mit Jomard, in einer seiner Röhren. Diese Arbeit, veröffentlicht in den Bänden der *Beschreibung*, würde jahrzehntelang diskutiert und wieder aufgegriffen werden. An jenem Abend an Deck war Jomard nur ein junger Mann, der keinen Schlaf fand.

Was Jomard nicht sagte – was er seit der Abreise aus Alexandria niemandem gesagt hatte –, war, dass die Hypothese ihn ebenso erschreckte, wie sie ihn begeisterte. Wenn die Erbauer der Pyramiden das Mass der Erde gekannt hatten, bedeutete das, dass etwas verloren gegangen war – nicht vergessen, sondern zerstört, zerstreut, unzugänglich gemacht. Zwanzig Jahrhunderte voller Eroberungen, Plünderungen, Brände. Die Bibliothek von Alexandria. Die Papyri, die Caesars Soldaten verbrannt hatten, ohne sie zu lesen. Die lange Gleichgültigkeit der aufeinanderfolgenden Besatzer gegenüber dem, was die Mauern bargen.

Er zog aus seinem Mantel das Notizbuch Nummer siebzehn, jenes, das er den unbestätigten Hypothesen vorbehalten hatte. Er

hatte darin im Lauf der Monate die Beobachtungen notiert, die sich einer unmittelbaren Erklärung widersetzten. Die astronomische Ausrichtung der Tempel. Das völlige Fehlen von Fehlern in den Proportionen des grossen Amun-Tempels von Karnak auf einer Länge von fünfhundert Metern. Die Anordnung der inneren Kammern und Gänge der grossen Pyramiden, deren Achsen einer Berechnung zu entsprechen schienen, die er noch nicht vollständig rekonstruiert hatte.

Die Pyramiden waren nicht nur Gräber. Vielleicht überhaupt keine Gräber, in dem Sinn, in dem man das Wort in Frankreich verstand. Sie waren Instrumente. Maschinen, um die Welt zu messen, den Himmel in Stein zu fassen, denen, die nach ihnen kamen, ein Wissen zu überliefern, das der Papyrus nicht gewährleisten konnte. Denn der Papyrus brennt. Der Stein weniger.

Er steckte das Notizbuch in seinen Mantel zurück und knöpfte den Kragen wieder zu. Zu weit für eine Fussnote, diese Hypothese. Zehn Jahre Arbeit, mindestens. Er war dreiundzwanzig.

Die Nacht war hereingebrochen. Die Sterne über dem Mittelmeer waren weniger leuchtend als über der Wüste. Er suchte Orion und fand ihn, tief am Horizont, die drei Gürtelsterne leicht nach Süden geneigt. Er blieb dort und sah sie an, bis die Kälte ihn zwang hineinzugehen. In einer seiner Röhren, zwischen zwei Rollen geölten Papiers, hatte er ein kleines, vierfach gefaltetes Blatt verstaut, auf das er in Gizeh die genauen Masse der Basen kopiert hatte.

Auf dem Achterdeck schrieb Fourier. Er suchte seit mehreren Tagen den Auftakt der historischen Einleitung der *Beschreibung*. Den Satz, der dem Leser begreiflich machen würde, warum Ägypten wichtiger war als jede andere antike Zivilisation. Das Problem war nicht der Stoff. Das Problem war der Ton. Schlug er den des Gelehrten an, würde er den gebildeten Leser verlieren, der bewegt werden wollte. Schlug er den des Redners an, würde er die Strenge verraten, die das Institut von ihm erwartete.

Er hatte elf erste Seiten gefüllt und zerrissen. In diesen elf Versuchen lag derselbe Fehler. Er begann mit der Expedition. „Am 19. Mai 1798 lief die französische Armee aus Toulon aus." Oder „Die Kommission für Wissenschaften und Künste, bestehend aus hundertsiebenundsechzig Mitgliedern." Korrekte Formeln, die dem Leser einen Bericht versprachen, während er ihm etwas ganz anderes geben wollte.

Was er suchte – und nicht fand –, war das Wort, das den Leser begreifen lassen würde, warum Ägypten sich von allen anderen Ländern unterschied. Nicht schöner, nicht älter im gewöhnlichen Sinn. Anders alt. Das Alter als physische Eigenschaft der Luft, des Steins, des Flusses. Er hatte dreitausend Jahre Geschichte in einem Vorwort unterzubringen. Und noch niemand hatte herausgefunden, wie man dreitausend Jahre schreibt.

„Womit anfangen?", sagte er laut, ebenso zu sich selbst wie zu Jomard, der ihm zuhörte.

„Mit dem, was sich nicht ändert. Der Nil. Die jährliche Flut. Die Jahreszeiten. Alles Übrige – die Pharaonen, die Dynastien, die Eroberungen – ist dagegen flüchtig. Beginnen Sie mit der Geographie. Der Rest wird folgen."

Fourier notierte es. Er hatte endlich seinen Einstieg. Nicht die Geographie im technischen Sinn, nicht die Breitengrade, die Meridiane. Die Geographie im Sinn der Gestalt der Welt, wie sie die Menschen zwingt. Der Nil, der steigt und fällt. Das Tal zwischen zwei Wüsten. Die Zivilisation als Antwort auf einen physischen Zwang. Das konnte er schreiben.

Er begann die zwölfte Seite. Diesmal zerriss er sie nicht. Er schrieb drei Zeilen und las sie noch einmal. Sie hielten. Die dritte besagte, dass der Nil die Jahrhunderte durchquere, ohne dass die Jahrhunderte ihn durchquerten. Nichts Vollkommenes, aber der Satz lebte. Es war ein Anfang. Er fuhr fort.

Geoffroy Saint-Hilaire verfasste in denselben Tagen die Notizen, die seine ersten Aufsätze über die Fauna des Nils werden sollten.

Er arbeitete in seiner Kabine, umgeben von einigen Gläsern, die gegen das Rollen festgezurrt waren. Der Geruch des Alkohols, der die Tiere konservierte, hing in dem engen Raum.

„Woran denken Sie, wenn Sie diese Beschreibungen schreiben?", fragte ihn Jomard eines Abends.

„Ich denke an die, die in fünfzig Jahren lesen werden. Ich will, dass sie sehen, was ich gesehen habe. Nicht mehr und nicht weniger. Die Schuppe, die Flosse, die Farbe vor dem Alkohol. Nur, was ist."

Ohne es zu bemerken, hatte er soeben seinen Wahlspruch formuliert.

Am Morgen des 10. November lief das Schiff in den Hafen von Valletta ein. Die Gelehrten gingen an Land und spazierten in kleinen Gruppen durch die Strassen der befestigten Stadt. Etwas mehr als ein Jahr war vergangen, seit die französische Garnison die Insel unter britischem Druck geräumt hatte, und der Union Jack wehte nun auf den Bastionen, auf denen Jollois bei der Durchfahrt im Juni 1798 die Trikolore hatte wehen sehen.

„Drei Tage, um sie zu nehmen", sagte Fourier, den Blick auf die Befestigungen von Valletta gerichtet. „Zwei Jahre Belagerung, um sie zu verlieren. Wie der Rest, ungefähr im selben Verhältnis."

Jollois setzte sich vor die Konventskirche St. Johannes und zeichnete rasch ihre strenge Fassade. Nicht für die *Beschreibung*, die nur Ägypten betraf, sondern für sich selbst, als instinktive Geste seiner Hand, die vor einem bemerkenswerten Bauwerk nicht mehr müssig bleiben konnte. Die Zeichnung dauerte zwanzig Minuten. Als er aufsah, stand Jomard hinter ihm.

„Sie zeichnen noch immer", sagte Jomard.

„Immer. Ich kann nicht anders hinsehen."

Am Abend fanden sich die Gelehrten im Gasthaus zum Essen zusammen. Das Gespräch drehte sich darum, was jeder nach der Rückkehr nach Paris zu tun gedachte. Geoffroy Saint-Hilaire

wollte seinen Posten am Muséum d'histoire naturelle wieder einnehmen. Fourier dachte an seinen Lehrstuhl an der École polytechnique. Marcel sprach wehmütig von der Imprimerie nationale.

„Und Sie, Jollois?", fragte Geoffroy Saint-Hilaire.

„Ich? Ich werde arbeiten. Diese Zeichnungen stechen sich nicht von selbst."

Am 11. November im Morgengrauen lichtete das Schiff den Anker und nahm wieder Kurs nach Nordwesten. Das westliche Mittelmeer, frischer und bewegter als das östliche, erinnerte sie mit seinen graugrünen Farben an die Küsten Frankreichs, die sie verlassen hatten.

Während dieses letzten Abschnitts der Überfahrt – acht Tage seit Malta – trafen sich die Gelehrten jeden Tag in der grossen Kajüte, um über die *Beschreibung* zu sprechen. Wer was schreiben würde. In welcher Reihenfolge. Wie viele Bände.

„Diese *Beschreibung* muss eine Enzyklopädie werden", sagte Fourier. „Nicht ein paar Tafeln mit Erläuterungen, sondern alles, was wir gesehen, gemessen, beobachtet haben. Die Monumente, die Geographie, die Naturgeschichte, die zeitgenössische Gesellschaft. Mindestens zwanzig Bände."

„Diese Tafeln werden vollkommen sein, oder es wird sie nicht geben", sagte Jollois. „Die besten Stecher von Paris, so viel Zeit, wie es braucht. Ein Fehler, und man fängt von vorn an."

Jomard wollte einen vollständigen geographischen Atlas, die ersten genauen Karten des gesamten Niltals. Geoffroy verlangte einen herausragenden Platz für die Naturgeschichte. Marcel dachte an die Abklatsche vom Stein von Rosette.

Jeder dachte daran, was von ihm bleiben würde. Jomard hob am Bug des Schiffes den Blick von seinen Notizbüchern. Die Küste war noch unsichtbar. Er dachte an die Messungen in seinen Röhren. In hundert Jahren würde jemand sie benutzen, ohne seinen

Namen zu kennen. Er befeuchtete seinen Bleistift und nahm seine Zahlenkolonne wieder auf.

Am 17. November, an einem klaren Herbstnachmittag, tauchte Frankreich endlich am Horizont auf, zuerst eine dunkle, flache Linie, dann, beim Näherkommen, das Profil von Kaps und Hügeln. Frankreich. Sie sagten nichts.

Am 18. November im Morgengrauen fuhr das Schiff in die Küstengewässer der Provence ein. Das Herbstlicht auf dem Meer war anders als das des östlichen Mittelmeers. Blasser, diffuser, ohne die Dichte, die es in Ägypten gehabt hatte.

„Dieses Licht", sagte Jollois zu Jomard. „Das ist Frankreich."

Die Küste kam näher. Man unterschied jetzt die Kalkklippen, die Calanques, die ersten Fischerhäuser.

„Wir kehren heim", sagte Jollois.

Das Wort enthielt Erleichterung, Bedauern und all die Arbeit, die wartete. Jomard antwortete nicht. Keiner von beiden glaubte, dass Ägypten eine Klammer war, die sich schloss.

VI – Die Rückkehr nach Frankreich

Das Schiff legte am 19. November 1801 in Toulon an, drei Jahre und sechs Monate, nachdem das französische Geschwader im Mai 1798 aus demselben Hafen ausgelaufen war. Die Umstände der Rückkehr standen in scharfem Gegensatz zu denen der Abreise. Statt der Flotte von vierhundert Schiffen mit achtunddreissigtausend Soldaten an Bord brachten einige britische Schiffe die Reste eines geschlagenen Heeres zurück.

Zuerst musste die Quarantäne abgesessen werden, die den aus der Levante kommenden Schiffen auferlegt war und die diesmal verkürzt wurde. Danach gingen die Gelehrten in Toulon von Bord. Frankreich hatte sich verändert. Sie noch mehr.

Jollois verliess das Lazarett und setzte den Fuss auf den Kai von Toulon. Der nasse, kalte Stein. Der Geruch nach Salz und Teer. Möwen, die über dem Hafen schrien.

Jollois blieb stehen und liess die anderen an sich vorbeigehen. Er küsste den Boden nicht. Er betrachtete den Kai, die Gebäude, den Hügel über der Stadt, den grauen Novemberhimmel. Die Luft war kalt und feucht. Eine Mittelmeerkälte im November, verschieden von der trockenen Kälte Ägyptens. Er atmete sie tief ein und wartete, dass sein Körper sich erinnerte.

Die Kisten – Jollois' Zeichnungen, die Sammlungen Geoffroy Saint-Hilaires, Marcels Abklatsche, Instrumente, Manuskripte – wurden unter ihrer Aufsicht ausgeladen.

Am Abend kamen sie in einem Gasthaus am Hafen zusammen.

„Auf Ägypten", sagte Jollois.

Fourier hob seinerseits sein Glas.

„Auf die, die nicht zurückgekehrt sind."

Sie tranken. Niemand fügte etwas hinzu, und man ging früh schlafen.

Am nächsten Morgen schickten die Hafenbehörden von Toulon einen Offizier zur amtlichen Registrierung der Kisten. Der Offizier war jung und wusste von der Expedition nach Ägypten nichts, ausser was in den Pariser Zeitungen darüber gestanden hatte. Er prüfte die Frachtpapiere Zeile für Zeile, zählte die Kisten zweimal und bestimmte ein Lagerhaus in der Nähe des Kais.

„Diese Gegenstände sind das wissenschaftliche Erbe der Republik", sagte Fourier zu ihm mit einer Autorität, die keinen Widerspruch duldete. „Sie werden so bald wie möglich unter Eskorte nach Paris gebracht. Sorgen Sie dafür, dass die Lagerhäuser trocken sind und ordentlich verschlossen werden."

Der Offizier verneigte sich und führte es aus. Fourier hatte, ohne darüber nachzudenken, den Ton des Pariser Beamten wiedergefunden, unversehrt unter drei Jahren Staub.

Am Nachmittag fanden sich mehrere Gelehrte in einem Büro der Seepräfektur ein, unter einem Porträt des Ersten Konsuls, dessen Firnis noch frisch war, um ihre ersten offiziellen Berichte an das Innenministerium abzufassen. Diese Berichte sollten belegen, dass die Kommission für Wissenschaften und Künste ihren Auftrag erfüllt hatte, dass ihre Sammlungen, soweit gerettet, unversehrt waren und dass die Arbeit an der Veröffentlichung beginnen konnte. Fourier verfasste den Hauptbericht mit sicherer Hand und erwähnte die von den Briten zugefügten Verluste nur in einer sachlichen Anmerkung im Anhang.

„Überlassen wir die Politik denen, die sie nutzen werden. Unsere Aufgabe ist es darzulegen, was wir getan und was wir mitgebracht haben. Der Rest gehört den Historikern und den Diplomaten."

Jomard, der über Fouriers Schulter mitlas, nickte. Er war dreiundzwanzig Jahre alt und fand an einer Anmerkung im Anhang nichts auszusetzen.

Die letzten Stunden in Toulon waren Verwaltungsformalitäten gewidmet. Formulare, Unterschriften, amtliche Stempel. Die Bürokratie des Konsulats nahm die Expedition nach Ägypten in ihre gewöhnlichen Abläufe auf.

Der Schreiber, der die Kisten der Kommission registrierte, behandelte sie wie eine Ladung Mehl oder Wolle. Holzkisten, mehr sah er nicht. Jollois beobachtete ihn eine Weile und wandte sich dann an Fourier.

„So bewahren die Zivilisationen ihr Gedächtnis", sagte er. „In Registern, die niemand liest."

Fourier lächelte. Es stimmte, und es war zugleich das Prinzip, auf dem seine Hoffnung beruhte, dass die *Beschreibung Ägyptens* Regime und Kriege überdauern würde. Sie würde katalogisiert, inventarisiert, von Generationen von Gelehrten konsultiert werden, die weder von Fourier noch von Jomard je gehört hätten, aber ihre Worte lesen würden.

Am nächsten Morgen machten sie sich auf den Weg nach Paris.

Die Reise dauerte fast zwei Wochen, Zwischenhalte eingerechnet, auf der Hauptstrasse, die das Rhonetal hinaufführte und dann Burgund erreichte. Die Gelehrten reisten in öffentlichen Postkutschen, ihr kostbares Gepäck folgte auf Wagen unter Eskorte.

Sie wussten seit Alexandria, dass Frankreich das Regime gewechselt hatte. Unterwegs sahen sie die Zeichen davon. An den Poststationen trugen die Anschläge nun den Kopf des Konsulats, und niemand sprach mehr vom Direktorium.

In Avignon wartete eine Menschenmenge vor der Postkutsche. Die Leute fragten nach Söhnen, Brüdern, Ehemännern, von denen sie seit drei Jahren nichts mehr wussten. Fourier stieg aus und antwortete geduldig. Er wusste nicht über alle Bescheid.

Diese Szene prägte ihn stärker als die Pyramiden. Unter denen, die warteten, war eine Frau von etwa fünfzig Jahren, die ein Miniaturporträt in der Hand hielt. Sie hatte nichts gefragt. Sie hatte nur die Gesichter der Soldaten betrachtet, die ausstiegen. Fourier hatte den Blick abgewandt.

Der Aufenthalt in Lyon bot Anlass zu einer zweitägigen Rast. Mehrere Gelehrte hatten Familie oder Freunde in der Gegend und nutzten die Zeit für ein improvisiertes Wiedersehen. Fourier, dessen früherer Lehrer Bonard in Auxerre lebte, ein wenig abseits der Strasse, begnügte sich damit, ihm von Lyon aus zu schreiben, dass er nicht vorbeikommen könne und bald in Paris sein werde.

Jollois nutzte die zwei Tage in Lyon, um einen berühmten Stecher zu besuchen, dessen Arbeit er vor der Expedition gesehen hatte. Er wollte beurteilen, ob dieser Stecher an der Herstellung der Tafeln für die *Beschreibung* beteiligt werden könnte.

„Hier sind Beispiele", sagte Jollois und entfaltete einige seiner Notizbücher auf dem Tisch der Werkstatt.

Der Stecher prüfte die Zeichnungen lange, die Lupe in der Hand, und folgte manchen Strichen mit dem Fingernagel. Die Hieroglyphenzeilen verlangten äusserste Genauigkeit, die Basreliefs

hatten Tiefennuancen, die im Flachstich schwer wiederzugeben waren, die Gesamtansichten der Tempel erforderten eine Beherrschung der Perspektive, die nicht alle Stecher besassen.

„Das ist seriöse Arbeit. Ich kann sie machen. Aber ich werde Zeit brauchen. Viel Zeit."

Jollois betrachtete die Hände des Stechers. Breit, ruhig, die Schwielen genau an den Stellen, die nur der Stichel hervorbringt. Hände, die anders waren als seine, er, der zeichnete, wo diese stechen würden. Diesen Übergang von einer Bewegung zur anderen würden sie gemeinsam lernen müssen. Er selbst verstand ihn noch schlecht.

„Wir haben Zeit", sagte Jollois. „Was wir nicht haben, ist das Recht, zu pfuschen."

Sie einigten sich auf grundsätzliche Bedingungen. Jollois notierte den Namen in seinem Notizbuch und unterstrich ihn. Dieser Lyoner Stecher war genau der, den er gesucht hatte.

Am Abend, als er zum Gasthaus zurückkehrte, traf Jollois Fourier in der Gaststube.

„Bonaparte hat uns im Stich gelassen", sagte er. „Und jetzt … jetzt wird er unsere Arbeit für seinen Ruhm nutzen."

Fourier wartete, bis man ihnen den Wein serviert hatte, ehe er antwortete.

„Ohne ihn wären wir nicht dort gewesen. Und er hat die Mittel, die *Beschreibung* zu finanzieren. Behalten wir diese beiden Tatsachen im Kopf."

In Lyon kaufte Jollois in einer Buchhandlung ein Exemplar seiner eigenen Korrespondenz mit dem Institut, die während seiner Abwesenheit veröffentlicht worden war. Der Buchhändler hatte ihn nicht erkannt. Seine Briefe aus Ägypten von Frankreich aus zu lesen, gab ihm ein seltsames Gefühl. Als hätte ein anderer Mann dieses Erlebnis gehabt und lege ihm aus der Ferne Rechenschaft darüber ab. Er erkannte die Worte, aber nicht ganz die

Stimme. Seine Schrift war direkter geworden, weniger auf Wirkung bedacht.

„Ich bin nicht mehr derselbe Mann, der im Mai achtundneunzig aus Toulon aufbrach", sagte er unterwegs zu Jomard.

„Nein", sagte Jomard nach einem Augenblick. „Niemand."

Die Einfahrt in Paris durch die Vorstadt Saint-Antoine geschah in der Dämmerung. Die Stadt war in seiner Erinnerung grösser gewesen, als sie in Wirklichkeit war. Er hatte Paris während der Monate in Ägypten idealisiert, bis es zum Symbol für alles geworden war, was er nicht hatte. Die Stadt fiel ihm jetzt durch ihre prosaische Stimmigkeit auf. Dieselben Strassen, dieselben Gerüche, dieselben Karren auf dem Pflaster.

„Paris ist noch immer Paris", murmelte Jollois, als er aus der Postkutsche stieg.

„Sie kommen von weit her, Monsieur?", fragte der Kutscher.

„Aus Ägypten."

„Ah", sagte der Kutscher. „Man sagt, es sei schön dort."

„Mehr als schön. Aber das … man muss heimgekehrt sein, um zu wissen, was es wert ist."

Die Ankunft in Paris am 8. Dezember verlief unauffälliger, als manche es gewünscht hätten. Keine Parade, kein offizieller Empfang, keine Reden. Die Armee des Orients war geschlagen heimgekehrt, und die Konsulatsregierung hatte keinen Grund, eine Kapitulation zu feiern. Bonaparte hatte seine Legende bereits ohne Ägypten neu errichtet. Der Feldzug war in den offiziellen Reden zu einer grossmütigen Episode geworden, zu einem Akt wissenschaftlichen Interesses, der den Umständen hatte weichen müssen, und nicht zu einer schlichten und einfachen militärischen Niederlage.

Jollois liess seine Gefährten sich zerstreuen und ging allein zu sich nach Hause in der Rue Saint-Dominique. Seine Familie, durch einen Brief aus Toulon benachrichtigt, hatte die

Fensterläden wieder öffnen lassen. Er trat ein, legte seinen Mantel ab und setzte sich in den Sessel, in dem er gewöhnlich las. Im Kamin brannte ein Feuer. Die Wärme auf seinem Gesicht war sanft, beständig, eine Wärme von brennendem Holz, die nichts mit der Ägyptens gemein hatte.

Alles stand am selben Platz. Die Bibliothek, die Gemälde, der Schreibtisch. Drei Jahre Ägypten, und hier hatte sich nichts gerührt.

Er nahm ein leeres Notizbuch vom Regal, das erste, das ihm in die Hände fiel, und schrieb oben auf die erste Seite „Dezember 1801 – Die Arbeiten beginnen." Dann ging er schlafen.

Das Wiedersehen fand in den folgenden Tagen statt, in dem Masse, wie sich die Nachricht verbreitete. Die Eltern, die Freunde, die früheren Kollegen. Jeder wollte Erzählungen. Waren die Pyramiden wirklich so gross, wie die Reisenden behaupteten? War die Hitze erträglich? Hatte man wirklich so viel Angst gehabt, wie die Briefe vermuten liessen?

Jollois stimmte seine Berichte auf seine Gesprächspartner ab. Bei seinen Eltern verschwieg er die Kämpfe und die Krankheiten. Bei seinen gelehrten Freunden ging er auf die Monumente im Einzelnen ein. Bei den anderen hielt er sich an das Staunen und das Wunderbare. Er entdeckte an sich diese Kunst, eine Erzählung dem Publikum anzupassen, die er nicht zu besitzen geglaubt hatte und die ihm für die *Beschreibung* nützlich sein würde.

„Noch grösser", antwortete er denen, die ihn nach den Pyramiden fragten. „Was man sich nicht vorstellen kann, machen die Gerüchte immer kleiner."

Diese Formel trug ihm einige ungläubige Blicke ein und ein paar Einladungen zum Abendessen bei neugierigen Parisern, die seine Abenteuer hören wollten. Er nahm sie an, erzählte, aber stets mit dem Gefühl, dass die Worte die Erfahrung verrieten. Ägypten dagegen wartete in den Kupferröhren, die sich an der Wand

seines Arbeitszimmers stapelten, mit gewachsten Verschlüssen, darauf, in gestochene Tafeln übersetzt zu werden.

Er schlief an einem dieser Abende mit diesem Gedanken ein. Das eigentliche Werk hatte noch nicht begonnen. Es würde fast dreissig Jahre dauern.

Als der Überschwang des Wiedersehens verflogen war, begannen die Gelehrten, sich zu organisieren.

Am 15. Dezember wurde Fourier von Bonaparte im Tuilerienpalast in Audienz empfangen. Die Korridore waren weit und kalt, die Wärme der Kamine reichte nicht bis in die Vorzimmer. Bonaparte erwartete ihn in seinem Arbeitszimmer, stehend wie immer. Fourier legte das Publikationsprojekt dar. Bonaparte, der das politische Interesse begriff, seine ägyptische Expedition trotz des militärischen Misserfolgs zu rühmen, hörte ihn ohne Unterbrechung an und nahm den Vorschlag wohlwollend auf.

„Gut. Veröffentlichen Sie das", sagte Bonaparte. „Ich mache ein Staatsprojekt daraus."

Die Dinge würden schnell gehen, schneller, als Fourier an jenem Tag hoffte. Ein Konsulatsdekret vom 6. Februar 1802 würde beschliessen, dass der Staat die Vorbereitung und den Druck der *Beschreibung Ägyptens* vollständig finanzieren werde, als vorrangiges nationales Projekt. Am 18. Februar würde Minister Chaptal eine Redaktionskommission ernennen, bestehend aus Berthollet, Monge, Conté, Fourier, Costaz, Desgenettes, Girard und Lancret, die jeweils für einen Teil verantwortlich sein würden, wobei Fourier sich die historische Einleitung vorbehielte. Conté würde deren Generalkommissar der Regierung sein ; Jomard, Jollois und Devilliers würden bald zu ihr stossen. Fourier, im selben Jahr zum Präfekten des Départements Isère ernannt, würde im Frühjahr nach Grenoble abreisen.

Einstweilen stellte man den Gelehrten Büros in einem Regierungsgebäude in Paris zur Verfügung, dazu Mittel, um

professionelle Kupferstecher, Hilfszeichner und Schreiber als Kopisten einzustellen.

Jollois widmete das Ende des Dezembers der Ordnung seiner Tausende von Zeichnungen, als ersten Schritt vor dem Stich. Er breitete sie mangels ausreichend grosser Tische auf dem Boden aus und ordnete sie nach Monumenten und nach Typen. Gesamtansichten, architektonische Details, Basreliefs, hieroglyphische Inschriften, Grundrisse, Vertikalschnitte.

„Ohne diese Ordnung", erklärte er seinen Gehilfen, „würden wir Wochen damit verlieren, nach der Zeichnung zu suchen, die wir brauchen werden."

Zusammen mit Conté, den alle schon als künftigen Generalkommissar bezeichneten, begann er, die besten Kupferstecher von Paris auszuwählen, um ihnen die heikle Aufgabe anzuvertrauen, seine Zeichnungen zu reproduzieren. Er traf jeden in Frage kommenden Stecher, prüfte Proben ihrer früheren Arbeit und besprach ausführlich die Qualitätsstandards, die er verlangen würde.

Die ersten Kontakte mit den Stechern offenbarten eine unvorhergesehene Schwierigkeit. Diese hervorragend ausgebildeten Techniker verstanden es, ein Original in jedem konventionellen Stil zu reproduzieren. Doch die Zeichnungen Jollois' und seiner Kameraden folgten keinem konventionellen Stil. Sie besassen eine Freiheit des Strichs, eine Dringlichkeit, eine produktive Ungenauigkeit, die der akademische Stich nicht zu übertragen wusste.

„Sie müssen sich das Auge schulen", sagte Jollois zu einem von ihnen, der soeben das Profil eines Pharaos begradigt hatte. „Diese Konventionen sind keine Ungeschicklichkeiten. Ein Stecher, der nicht weiss, warum ein ägyptisches Gesicht so gezeichnet ist, wird es korrigieren. Und er wird schwere Fehler begehen."

Das würde länger dauern als vorgesehen. Jollois gab dem Stecher die Tafel zurück, ohne nachzugeben.

Fourier seinerseits kam mit der Abfassung der historischen Einleitung voran. Er hatte einen Ton gelehrter Abwägung angenommen, wog jeden Satz und strich viele. Er wollte, dass die *Beschreibung* mehr sei als ein bebilderter Katalog, ein Akt des Denkens, vergleichbar der *Encyclopédie*, der der Nachwelt sagen sollte, was Frankreich von Ägypten begriffen hatte und was Ägypten über Frankreich sagte.

Der Dezember 1801 verging in diesen Büros und Ateliers. Keiner der Gelehrten konnte damals wissen, dass die dreiundzwanzig *Folio*bände der *Beschreibung Ägyptens* erst 1829 vollständig sein würden.

Die Sitzung vom 19. Dezember im Institut de France war die erste offizielle Zusammenkunft der Kommission für Wissenschaften und Künste seit ihrer Rückkehr. Fourier hatte die Einberufung sorgfältig organisiert und jedem noch lebenden Mitglied – etwa dreissig waren in Ägypten umgekommen – einen persönlichen Brief geschickt, um es einzuladen, sich im grossen Saal des Instituts wiederzufinden.

Sie waren etwa sechzig, aus ganz Frankreich angereist. Manche hatten einander seit Alexandria nicht mehr gesehen. Man drückte einander die Hand ein wenig zu lange, man suchte mit den Augen jene, die fehlten.

Fourier leitete die Sitzung, erinnerte an die geleisteten Arbeiten, die Schwierigkeiten, die Verluste, rief die Namen der toten Kollegen in Erinnerung und legte dann den Publikationsplan der *Beschreibung* dar, die vom Ersten Konsul zugesagte Finanzierung, den voraussichtlichen Zeitplan.

„Diese Arbeit wird Zeit brauchen. Vielleicht zehn Jahre. Mehr – die Rechnung ist unsicher, ich habe sie mehrmals neu gemacht. Jeder von Ihnen wird gebeten werden, zur Abfassung seines Teils beizutragen. Was wir in Ägypten begonnen haben, werden wir hier vollenden, in unseren Büros und unseren Bibliotheken."

Jollois, der im Publikum sass, dachte an seine Kupferröhren, an all die Zeichnungen, die darauf warteten, gestochen zu werden. In Ägypten hatte er höchstens die Hälfte der Arbeit getan.

Die letzte Dezemberwoche war der Abfassung des ersten Gesamtberichts der Kommission für Wissenschaften und Künste an den Innenminister gewidmet. Dieser zweiundneunzig Seiten starke Bericht bot eine Bestandsaufnahme dessen, was die Kommission geleistet, was sie mitgebracht hatte und was sie zu veröffentlichen gedachte.

Fourier verfasste den Hauptteil, Costaz den Teil über die Altertümer, Geoffroy Saint-Hilaire den naturkundlichen, Marcel den über die Sprachen und die Manuskripte. Das nüchterne, präzise Dokument beeindruckte den Minister, der es mit einer wohlwollenden Notiz an Bonaparte weiterleitete.

Bonaparte, der den Stand der Sammlungen seit seiner Rückkehr nach Frankreich vor zwei Jahren verfolgt hatte, bestellte Fourier zu einer Arbeitsbesprechung ein. Er wollte, dass die *Beschreibung Ägyptens* nicht nur ein wissenschaftliches, sondern auch ein politisches Denkmal sei, das seinen Orientfeldzug verherrlichte. Die beiden Ziele waren nicht unvereinbar, aber man würde sorgfältig navigieren müssen.

„Wir werden der Wissenschaft dienen", sagte Fourier beim Hinausgehen zu Conté. „Und wir werden den Ersten Konsul glauben lassen, dass wir seinem Ruhm dienen. Das ist der gewöhnliche Preis grosser Werke, mehr oder weniger."

Conté lächelte. Er hatte seit Beginn der Expedition keine treffendere Formulierung gehört, um ihre Lage zu beschreiben.

Bonaparte nahm den Bericht der Kommission mit einem Interesse entgegen, das nicht gespielt war. Gewisse Aspekte der Expedition berührten ihn wirklich, die Pyramiden, der Stein von Rosette, die Tempel von Theben. Er würde einige Monate später Denons *Voyage* mit Leidenschaft lesen und seinen Nächsten davon erzählen.

„Ihr Denon schreibt gut", würde Monge ihm sagen. „Das ist selten bei Gelehrten – ich selbst als Erster, ich gestehe es gern. Seine Seiten über die Pyramiden sind die besten, die ich gelesen habe, und Gott weiss, dass ich viele gelesen habe!"

„Er sieht, was er beschreibt", würde Bonaparte ihn unterbrechen. „Ein Künstler. Ebenso sehr wie ein Gelehrter."

Im Jahr darauf liess Bonaparte Denon wissen, dass er eine Idee für ihn habe, ohne auf Einzelheiten einzugehen.

Für die Gelehrten, die weiter an der *Beschreibung* arbeiteten, war der Gedanke, dass Denon einen Posten an der Spitze erhalten könnte, eine gute Nachricht. Sie würden einen hochgestellten, informierten und wohlgesinnten Ansprechpartner innerhalb der Regierung haben.

Die Finanzierung, die Bonaparte gewährte, war grosszügig, aber nicht unbegrenzt. Die Gelehrten mussten sich rasch der wirtschaftlichen Wirklichkeit einer monumentalen Publikation stellen. Die Stecher kosteten viel, der Druck grossformatiger Tafeln noch mehr, das Qualitätspapier war teuer.

Conté, Generalkommissar der Regierung, suchte die Einsparung auf dem Feld des Stichs selbst. Er ersann eine Graviermaschine, die die Hintergründe, die Himmel und die Massen der Monumente ausführte und den Stechern die heikle Arbeit vorbehielt. Diese Erfindung erlaubte es, die Kosten zu kontrollieren und beträchtlich Zeit zu gewinnen.

Denon seinerseits verhandelte mit einem Pariser Verleger über die Veröffentlichung seines *Voyage dans la Basse et la Haute Égypte* als eigenständigen Band, der der kollektiven *Beschreibung* vorausgehen sollte. Diese rasche Veröffentlichung schon 1802 würde es erlauben, das Interesse der Öffentlichkeit am alten Ägypten wachzuhalten und einen günstigen Rahmen für die Aufnahme der *Beschreibung* zu schaffen, wenn sie erschien.

„Wir veröffentlichen in zwei Schritten", erklärte Denon. „Zuerst mein *Voyage*, für das breite Publikum. Die *Beschreibung* danach, für die Gelehrten. Und für die Ewigkeit, wenn sie es zulässt."

Denons Ernennung zum Generaldirektor des Musée central des arts, im November 1802 durch Konsulatsdekret verkündet, war für ihn ebenso eine Überraschung wie für seine Kollegen in der Kommission. Bonaparte hatte sie beschlossen, nachdem er das *Voyage dans la Basse et la Haute Égypte* gelesen und mehrere Gespräche mit Denon über Kunst und Sammlungen geführt hatte.

Dieser Posten, den er nicht erbeten hatte, würde Denon in das Herz eines Widerspruchs stellen. Als Direktor der Museen würde er die Erwerbungen von Kunstwerken aus den vom napoleonischen Kaiserreich eroberten Ländern beaufsichtigen. Er würde zum zentralen Rädchen einer Politik systematischer Plünderung werden, deren kritischer und machtloser Zeuge er in Ägypten gewesen war.

Er nahm dennoch an. Er glaubte, von dieser Position aus Einfluss darauf nehmen zu können, wie die Sammlungen zusammengestellt und präsentiert wurden, und die wissenschaftliche Dimension statt der triumphalen betonen zu können.

Der Widerspruch entging ihm nicht. Er notierte ihn in seinem Tagebuch, in drei trockenen Zeilen. Dann wandte er sich anderem zu.

Die dreizehn folgenden Jahre würden die produktivsten seines Lebens sein, sesshafter und verwaltungsmässiger als die, die er soeben erlebt hatte, aber ebenso fordernd. Die Museen Frankreichs zu leiten, würde eine Ausdauer verlangen, die mit der der Expedition vergleichbar war. Er nahm seinen Hut und ging an den Quais entlang spazieren.

VII – Die Arbeit beginnt

Jomard wohnte seit seiner Rückkehr in der Rue de la Croix-Faubin. Ein im Winter kaltes, nach Norden gelegenes Zimmer,

aber mit einem grossen Tisch, auf dem er seine Messblätter ausgebreitet hatte.

Seit einem Jahr, seit er zurück war, schrieb er ab, verglich, korrigierte. Seine topographischen Aufnahmen erstreckten sich mittlerweile über zweihundert Blätter Millimeterpapier, vom Nildelta bis zu den Katarakten von Assuan. Die genaueste Karte Ägyptens, die je gezeichnet worden war.

Er berechnete die Höhe der grossen Pyramide, einhundertsechsundvierzigeinhalb Meter. Die Erbauer hatten eine präzise Masseinheit benutzt, und diese Einheit liess sich nun wiederfinden. Er würde den Wert 1817 veröffentlichen, 0,462 Meter für die Elle. Die Ägyptologen müssten sie korrigieren. Die königliche Elle misst 0,5236 Meter, und die grosse Pyramide zählt davon etwa zweihundertachtzig.

Er dachte auch an den Suezkanal. Bonaparte hatte ihn ins Auge gefasst.

Lepère, der Chefingenieur, hatte einen monumentalen Fehler begangen. Er hatte geschlossen, dass das Rote Meer fast zehn Meter höher liege als das Mittelmeer, was den Kanal ohne Schleusen unmöglich mache.

Jomard zweifelte bereits an diesen Zahlen, ohne es beweisen zu können. Lepères Bericht würde in der *Beschreibung* selbst veröffentlicht werden.

Dieser Irrtum würde fast ein halbes Jahrhundert kosten, bis Bourdaloue 1847 die Messungen wiederholte und zeigte, dass die beiden Meere fast auf gleicher Höhe lagen, und bis Ferdinand de Lesseps den Kanal in zehn Jahren grub.

An jenem Abend betrachtete Jomard seine Karte des Nils. Jede Flussschleife mit Bussole und Theodolit aufgenommen. Jedes Dorf. Jeder Tempel. Das Niltal erstreckte sich auf zehn Blättern von Norden nach Süden, mit einer Genauigkeit, die einem Ingenieur erlauben würde vorherzusagen, wohin das Wasser fliessen würde, wenn man einen Damm baute.

Ein Jahrhundert später würden die britischen Ingenieure, die den ersten Staudamm von Assuan bauten, noch immer Jomards Aufnahmen zu Rate ziehen.

Er schrieb an jenem Abend einen einzigen Satz in sein Tagebuch. „All diese Arbeit, damit die Ingenieure des nächsten Jahrhunderts das Wasser eines Volkes verwalten können, das wir nicht zu regieren verstanden."

Von den zweihundert Blättern waren hundertzehn noch ins Reine zu schreiben, ehe die Kommission mit dem Druck des ersten Bandes der *Beschreibung* beginnen konnte.

Der Oktober brachte die ersten wirklichen Widerstände der Arbeit.

Der tiefste hatte mit den Hieroglyphen zu tun.

Jollois wurde sich dessen jeden Abend bewusst, wenn er seine Notizen des Tages durchsah. Mit Devilliers hatte er Hunderte von Inschriftenkolumnen in Karnak, in Luxor, im Tal der Könige gezeichnet. Sie hatten sie mit der Genauigkeit eines Stechers kopiert, Zeichen für Zeichen, ohne ein einziges zu verstehen. Die *Beschreibung* würde diese Kolumnen veröffentlichen. Tausende von Lesern würden sie betrachten. Niemand würde wissen, was sie besagten.

Man konnte nichts dagegen tun. Noch nicht.

Marcel hatte es bei einer Sitzung im Oktober klar formuliert.

„Wir können sie nicht lesen. So ist es. Also kopieren wir sie – genau – und für den Rest ein streng deskriptiver Stil. Was wir sehen. Was es bedeutet … das werden andere herausfinden."

Die *Beschreibung Ägyptens* war am Anfang eine Idee Fouriers, oder beinahe. Kléber hatte das Projekt gefördert, Bonaparte hatte die Veröffentlichung angeordnet, Conté leitete die Ausführung, die Zeichner lieferten die Bilder. Aber es war Fourier, der als Erster begriffen hatte, was dieses Buch sein musste, eine Enzyklopädie einer ganzen Zivilisation, so, wie man sie vorgefunden hatte.

Er würde die historische Einleitung jahrelang von der Präfektur in Grenoble aus verfassen. Eine dichte Synthese alles dessen, was man seit den Griechen über Ägypten wusste.

Die Menge der Bilder war schwindelerregend. Jollois und Devilliers hatten ihre Notizbücher, Dutertre, Denon und Cécile ihre eigenen. Jomard hatte zweihundert Blätter Aufnahmen. Geoffroy hatte Hunderte von Tafeln der Zoologie und Botanik. Die Ingenieure hatten Baupläne für jedes besuchte Monument. Insgesamt achthundertvierundneunzig Tafeln, davon etwa sechzig farbig. Rund vierhundert Stecher, über zwanzig Jahre. Dutzende von Zeichnern, von denen viele an der Expedition teilgenommen hatten.

Tafeln, so gross, dass keine Pariser Presse sie drucken konnte. Conté – derselbe Conté, der in Ägypten Bleistifte hergestellt hatte – hatte vor seinem Tod 1805 eine Graviermaschine für die Hintergründe und die Himmel entworfen, die seine Nachfolger umsetzten. Neue Pressen wurden gebaut. Manche Tafeln bedeckten fast einen Quadratmeter. Es bedurfte eigens angefertigter Papierbögen. Manche Tafeln erforderten allein zwei Jahre Arbeit.

Der erste Band erschien 1809. Der letzte 1829. Dreiundzwanzig Bände, auf Velinpapier gedruckt. Die Handelsausgabe Panckoucke würde ab 1820 in siebenunddreissig Bänden erscheinen.

Fourier würde die ersten Bände erscheinen sehen, dann das vollendete Werk. Er würde 1830 sterben.

Die *Beschreibung Ägyptens* schuf die Ägyptologie als Disziplin. Sie dokumentierte Monumente, die seither zerstört sind, Farben, die seither verblasst sind, Stätten, die seither geplündert wurden. Sie erlaubte einem französischen Gelehrten, seine Methode der Entzifferung auszuarbeiten. Was Frankreich wirklich von Ägypten behielt, waren einhundertsiebenundsechzig Gehirne und die achthundertvierundneunzig Tafeln, die sie hervorgebracht hatten. Was es geraubt hatte – und das Wort war zutreffend, welche

Rechtfertigung man auch anführte –, war in London. Die Statuen waren in London. Das Wissen war in Paris.

Der Trost war nicht gering.

Die übrigen Schwierigkeiten – Kohärenz zwischen den Tafeln verschiedener Künstler, Vereinheitlichung der Monumentnamen – wurden durch Arbeitsverfahren geregelt, die die Kommission nach Fouriers gewohnter Methode entwickelte, klar, praktisch, sofort anwendbar. Man überprüfte jede Tafel anhand der Massaufnahmen. Man übernahm die modernen arabischen Namen als offizielle Namen, mit den altgriechischen Namen in Klammern.

Jomard schlug die Namensregel vor. Die Kommission nahm sie an.

Im November begannen Jollois und Devilliers mit der Abfassung der Begleittexte. Jede Tafel sollte von einem Text begleitet werden, der Lage, Masse, Erhaltungszustand und wahrscheinliche dynastische Zuordnung angab.

Jollois verfasste die Texte zu den wichtigsten Tempeln von Theben, die er mit Devilliers aufgenommen hatte. Seine Prosa, die der aufkommenden Romantik einiges verdankte, mischte unter die Massangaben Passagen, in denen noch das mitschwang, was er vor diesen Monumenten empfunden hatte.

Sein Text über Karnak begann mit den Massen. Eine Umfassung des Amun von etwa fünfundzwanzig Hektar, hundertvierunddreissig Säulen im Hypostylsaal, zwölf Mittelsäulen von einundzwanzig Metern Höhe. Dann ein Satz. „Die Wirkung dieses Säulenwaldes ist die eines Raumes, in dem menschliche und göttliche Grösse ineinander verschwimmen."

Fourier strich den Satz. Jollois setzte ihn wieder ein.

Fourier las in Grenoble die Texte, die ihm die Post brachte, und strich die lyrischen Passagen. Jollois setzte sie wieder ein. Fourier strich sie erneut.

„Wir betreiben Wissenschaft", schrieb Fourier an den Rand, den Blick schon auf die nächste Seite gerichtet. „Nicht Literatur."

„Die Wissenschaft wovon?“, antwortete Jollois postwendend. „Diese Monumente wurden gebaut, um auf den zu wirken, der sie betrachtet. Wenn wir diese Wirkung nicht weitergeben, katalogisieren wir Steine.“

Keiner von beiden gab nach, und die beiden Töne blieben in der *Beschreibung* bestehen, nebeneinander, manchmal auf derselben Seite.

Fourier wohnte in der Präfektur des Départements Isère in Grenoble, mehrere Tage Postkutschenfahrt von der Kommission entfernt.

Er dachte an Bonaparte, die Eitelkeit und den Ehrgeiz beiseitelassend, denen sich entgegenzustellen er längst aufgegeben hatte. Dieser Mann hatte eine Expedition ins Werk gesetzt, die verändert hatte, wie Europa auf Ägypten blickte, die verändert hatte, wie Fourier selbst auf die Geschichte blickte, und er wusste davon vermutlich nicht viel. Für Bonaparte war Ägypten ein militärischer Irrtum gewesen, den ein geglückter Staatsstreich behoben hatte. Für Fourier würde es zeit seines Lebens die dichteste Zeit bleiben, die er gekannt hatte.

Diejenigen, die Geschichte machen, dachte er, und die, die sie verstehen … Er suchte ein Verhältnis und fand keines.

Er blieb auf dem Quai am Ufer der Isère stehen. Ein junger Mann verkaufte in der Kälte Zeitungen. Er kaufte eine, ohne sie zu lesen, und ging weiter.

In der Rue de la Croix-Faubin arbeitete Jomard noch immer. Das Pauspapier hatte schliesslich den ganzen grossen Tisch bedeckt, und die Notizbücher stapelten sich auf dem Boden. An diesem Abend bereitete er seine Blätter für die Karte vor, die Jacotin, der Chef der Ingenieur-Geographen, für den Atlas der *Beschreibung* zeichnen würde. Das Niltal erstreckte sich über acht Breitengrade, war aber nie breiter als zwanzig Kilometer. Die für diese Karte gewählte Bonne’sche Projektion bewahrt die Flächen und

verzerrt die Entfernungen nahe dem Zentralmeridian kaum. Sie eignete sich für diesen schmalen fruchtbaren Streifen.

Er zeichnete den ersten Meridian. Dann die Breitenkreise. Dann die Nilmündung im Norden, bei Rosette. Dann den Lauf des Flusses nach Süden mit seinen Windungen, die er auswendig kannte, weil er sie drei Jahre lang vermessen hatte.

Die Karte nahm Gestalt an. In der Kälte trocknete die Tinte schlecht.

Es war Mitternacht, als Jomard die Feder aus der Hand legte. Er blies die Lampe aus, statt sie verlöschen zu lassen – eine Gewohnheit aus Ägypten, wo das Öl teuer gewesen war – und blieb eine Weile im Dunkeln sitzen. Vierundzwanzig Jahre. Er hatte die Pyramiden gesehen, die Tempel von Theben, die Wüste, eine Schlacht, eine Kapitulation, hatte Dinge vermessen, die vor ihm niemand vermessen hatte.

Und nun zeichnete er eine Karte in einem kalten Zimmer.

Er empfand darüber kein Bedauern. Er dachte an Abdallah, den *Wakil* des Kanals, für den das Lernen nie endete, weil auch der Kanal nie aufhörte, sich zu verändern. Die Ernte war eingebracht. Es blieb, das Korn zu dreschen, nachts, langsam.

Geoffroy Saint-Hilaire schrieb in seinem Arbeitszimmer im Muséum an Cuvier. Sie waren Freunde und würden erst später Rivalen sein. Der Brief sagte einfach, was er für wahr hielt.

Er beschrieb ihm die mumifizierten Ibisse von Sakkara, die Krokodile des Nils, die Katzen von Bubastis. Und er vertraute ihm an, was er während der ägyptischen Monate festgestellt hatte. Diese dreitausend Jahre alten Tiere unterschieden sich in nichts von ihren lebenden Nachkommen. In diesem Punkt waren Cuvier und er noch einig.

Geoffroy würde seine Meinung ändern, und Cuvier würde ihn bekämpfen. Ihr Streit würde 1830 vor der Académie des sciences offen ausbrechen. Er würde einer der bedeutendsten der europäischen Naturgeschichte werden. So weit war es noch nicht, im

Dezember 1802, in seinem Arbeitszimmer im Muséum, mit einem Brief an einen Mann, den er liebte und dessen Gegner er sein würde.

Er versiegelte den Brief und gab ihn am nächsten Morgen zur Post.

Ägypten wirkte weiter, aus der Ferne, auf diejenigen, die es durchquert hatten.

Im Dezember liess das Innenministerium Conté wissen, dass die Ausgaben die Voranschläge überstiegen. Die Kupferstecher verschlangen vierzig Prozent des Budgets. Das Qualitätspapier zwanzig. Kürzen, ohne an Qualität einzubüssen, sei unmöglich. Conté sagte es dem Minister. Der Minister sagte, er werde sehen.

Er sah. Die Mittel blieben erhalten. Die *Beschreibung* ging weiter.

Jomard hatte an einem anderen Abend seine Aufzeichnungen aus dem Fayum hervorgeholt. Bewässerungsmessungen, die er noch nicht für die *Beschreibung* abgeschrieben hatte. Kanäle, Durchflussmengen, Umläufe der Sakias. Er hatte zwei Wochen dort verbracht, um Dinge zu vermessen, die die Fellachen wussten, ohne sie je aufgeschrieben zu haben. Ein Bewässerungssystem, so alt wie die Pharaonen, ganz in den Köpfen der Männer bewahrt, die es von Kindheit an betrieben. Er hatte es festgehalten, in Minuten und Durchflussmengen umgerechnet, so aufbereitet, dass Ingenieure des folgenden Jahrhunderts es würden lesen können. Er sah keine andere Möglichkeit, es zu retten.

Er blieb lange sitzen, das Notizbuch offen auf den Knien. Im Fayum drehten sich wahrscheinlich dieselben Ochsen in ihren Kreisen.

Ende Dezember waren die Abhandlungen der vier Teile des Werkes, Altertümer, Moderner Zustand, Naturgeschichte und Geographie, gleichzeitig in Vorbereitung. Die Richtung war vorgezeichnet, die Teams standen bereit.

Am Abend des 31. Dezember 1802 legte Jollois seinen Bleistift nieder und betrachtete die Kupferröhren, die an der Wand seines

Arbeitszimmers aufgereiht standen. Dreiundzwanzig Kupferröhren, mit schwarzer Farbe nummeriert. In der Röhre Nummer eins seine ältesten Notizbücher, Alexandria, der Marsch durch die Wüste, die ersten Ansichten der Pyramiden. Die Nummer zwei bewahrte die Fortsetzung der Reise, die Nummer drei die Aufnahmen von Theben und dem Tal der Könige. Im letzten die letzten Zeichnungen, in Alexandria im September entstanden. Er stand auf, nahm die Röhre Nummer eins und schraubte den Deckel ab. Zog das erste Notizbuch heraus. Es öffnete sich bei einer flüchtigen Skizze. Ein Schiffsdeck, mit den Segeln und der Flotte im Hintergrund, gezeichnet während der Überfahrt im Mai 1798. Vier Jahre zuvor. Er schloss das Notizbuch, schraubte den Deckel wieder zu. Stellte die Röhre an die Wand zurück.

Draussen beschloss Paris sein Jahr im gewöhnlichen Lärm einer grossen Stadt. Das Läuten, die Stimmen, die Wagenräder auf dem gefrorenen Pflaster. In wenigen Stunden würde aus 1802 das Jahr 1803 werden. Die *Beschreibung* wäre dann ein Jahr alt. Sechsundzwanzig weitere würde es brauchen.

Er liess die Flamme sterben und trat auf die Strasse. Eine Weile ging er ohne bestimmtes Ziel durch die trockene Kälte der Pariser Nacht. An der Ecke der Rue de Grenelle blieb er stehen und hob den Blick. Der Himmel war klar. Orion stand da, über den Dächern, genau dort, wo er ihn im Winter 1798 über den Pyramiden gesehen hatte.

Er blieb mit erhobener Nase stehen, bis die Kälte ihm die Finger taub machte.

Er ging nach Hause, setzte sich an seinen Tisch, schlug ein leeres Notizbuch auf. Oben auf die erste Seite schrieb er das Datum. Dann, darunter. „Tempel von Karnak, Säulensaal. Mittlere Säulen, 21 Meter. Durchmesser, 3 Meter 50. Papyruskapitelle."

Er nahm die Notiz wieder auf.

Bonaparte dagegen hatte nicht gewartet. Erster Konsul seit dem Brumaire des Jahres VIII, Konsul auf Lebenszeit 1802, Kaiser der Franzosen 1804. Der Mann, der den Gelehrten in Kairo gesagt hatte, ihr Werk werde ihn überdauern, war dabei, etwas Ehrgeizigeres und Zerbrechlicheres zu errichten, ein Regime. Die *Beschreibung Ägyptens* würde unter dem Kaiserreich erscheinen. Was die Expedition den Tatsachen nach gewesen war – prekär, unvollständig, kostspielig –, wurde in der offiziellen Erzählung gerade zu einem Fundament des nationalen Ruhms.

Für Denon im Louvre fing die Arbeit erst an. Die Feldzüge würden wieder beginnen. Österreich 1805, Preussen 1806. Und mit den Feldzügen die Sammlungen.

Ende von Band II